

Karl Helm

Walther Zieseмер

**Die Literatur
des Deutschen Ritterordens**

1951

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Gießener Beiträge zur deutschen Philologie. Begründet von O. Behaghel,
fortgesetzt von A. Götze, herausgegeben von Walther Mitzka.

94

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung
durch den Universitätsbund Marburg.

Copyright by Wilhelm Schmitz Verlag in Gießen

von Münchowsche Universitäts-Druckerei Wilhelm Schmitz in Gießen

Unserem gemeinsamen Freunde
Dr. phil. h. c. Friedrich Hoffmann
dem letzten Kurator
der Albertus-Universität in Königsberg in Preußen

Vorwort

Wir beide auf dem Titelblatt dieses Buches genannten Germanisten, der eine dem äußersten Nordosten, der andere dem äußersten Südwesten des alten Reiches entstammend, jetzt beide wohnhaft im Mittelpunkt einer der ältesten Balleien des Deutschen Ritterordens, haben, jeder für sich, manches Jahr unseres Lebens der Erforschung und dem Studium der Deutschordensdichtung gewidmet. Wir haben ebenso in früheren Jahren, jeder für sich, 1916 und 1928 eine Darstellung der Ordensdichtung verfaßt, von denen die eine, in einer Zeitschrift veröffentlicht, separat nicht in den Buchhandel gelangte, die andere, einst im Buchhandel erschienen, nach Vernichtung der vielleicht vor wenigen Jahren noch vorhandenen Restbestände, jetzt nicht mehr greifbar ist.

Wir sind deshalb dahin übereingekommen, unsere beiden Schriften zu einer gemeinsamen Neubearbeitung zu verschmelzen, gleichsam als eine zweite Auflage unserer früheren Darstellungen.

Daraus ergibt sich, daß in der Formulierung irgend eines Abschnittes bald der eine, bald der andere stärker zu Wort kam. Aber das soll keine Arbeitsteilung bedeuten; vielmehr sind wir beide für die ganze Schrift verantwortlich.

Sie ist uns mehr als eine zufällige Gelegenheitsveröffentlichung: wir fühlen uns wegen unserer langjährigen Beschäftigung mit diesen Dingen zutiefst verpflichtet, gerade in unseren Tagen das Wort wieder zu ergreifen in einer Darstellung, die sich in gleicher Weise an Fachgenossen, aber auch an weitere Kreise wendet.

Was sich im Ordensland im Laufe der Jahrhunderte abspielt hat, die Gründung eines Staates, das Aufblühen einer hohen materiellen und geistigen Kultur, das beginnende Sinken des Staates, der Eintritt in einen größeren Staatsverband, dem damit wertvolle Kräfte zuflossen und der seinerseits der kulturellen Schöpfung des Ordens dauernden Bestand zu versprechen schien, endlich mit dem Sturz des preußischen Staates der völ-

lige Untergang dieser alten Schöpfung und ihrer Kultur — das sind Vorgänge von dramatischer Wucht. Sie sind in ihrem Ende eine Tragödie, die in der an Tragik wahrlich nicht armen Geschichte germanischer Völker ihre Parallele nur findet in dem Aufstieg des ostgotischen Reiches in Italien zum Nachfolgestaat des weströmischen Kaisertums und seinem Untergang nach wenigen Jahrzehnten.

Viel zu wenig bekannt ist im Westen unseres Vaterlandes dieses Drama des Ostlandes, und noch weniger erkannt ist es in seiner einstigen und künftigen Bedeutung. Darum: wer Bescheid weiß, künde es den andern. Und so lassen wir dieses Buch hinausgehen als bescheidenen Beitrag zu einem Denkmal einer großen Epoche, soweit die Literaturgeschichte ihn leisten kann. Mögen andere Wissenschaften folgen!

Inhalt

	Seite
I. Einführung	9
Die Ritterorden 9. — Hermann v. Salza 11. — Die alten Preußen 14. — Preußenfahrten 16. — Staat und Wirtschaft des Deutschen Ordens 20. — Kunst 21. — Schulwesen 26. — Bibliotheken 28. — Sprache 35	
II. Die Literatur	40
A. Geistliche Literatur	41
Marienverehrung 41. — Philipps Marienleben 42. — Hugo von Langenstein: Martina 44. — Mainauer Naturlehre 47. — Helwig von Waldirstet 48. — Väterbuch und Passional 48. — Der Sünden Wider- streit 71. — Judith 71. — Hester 74. — Heinrich von Hesler: Evan- gelium Nicodemi 75, Erlösung 79, Apokalypse 79. — Luder von Braunschweig: Barbara 92, Makkabäer 95. — Daniel 100. — Tilo von Kulm: Von siben ingesigeln 107. — Dietrich von Altenburg 111.— Paraphrase des Buches Hiob 112. — Esra und Nehemia 115.— Historien der alden ê 117. — Lyrik und Drama 121. — Claus Cranc. Propheten 122. — Der apostole tat 127. — Prosaapokalypse 127. — Der Frankfurter 129. — Johann von Marienwerder und Dorothea von Montau 130. — Catena aurea 134.	
B. Weltliche Literatur	136
Schachbuch 136. — Marco Polo 137. — Wahrsagebuch 138. — Geo- metria Culmensis 138. — Jörg Stuler 139. — Hartmann von Held- rungen 145. — Bericht Hermanns von Salza 145. — Der Litauer, Schondoch 146. — Gerstenberg 147. — Livländische Reimchronik 147. — Peter von Dusburg 149. — Nicolaus von Jeroschin: Adalbert und Kronike von Pruzinlant 151. — Inschriften 161. — Kurze Reim- chronik von Preußen 162. — Oberrheinische Chronik 163. — Bartholo- mäus Hoeneke: Jüngere livländische Reimchronik 164. — Wigand von Marburg 165. — Johann von Posilge 168.	
III. Anmerkungen	173

I. Einführung

1. Die R i t t e r o r d e n ¹⁾, in denen sich Mönchtum und Rittertum vereinten, sind ein Erzeugnis der Kreuzzüge und des Kreuzzugeistes, Verbände von Rittern, zunächst gebildet zu dem Zweck, die heiligen Stätten und die dorthin pilgernden Wallfahrer zu schützen, nicht geistliche Verbände, aber wie diese gebunden durch Gelübde und Ordensregeln, unter denen die Verpflichtung zum Kampf gegen die Ungläubigen in vorderster Linie stand. Im Laufe der Zeit gewannen sie zum Teil große Machtvollkommenheit und schließlich wichtige politische Bedeutung.

Drei große Orden wuchsen so aus der Zahl kleinerer Verbände empor: die Orden der Johanniter, der Templer und der Deutschen Ritter.

Der erste war der J o h a n n i t e r o r d e n ²⁾, dessen Anfänge angeblich ins 6. Jahrhundert zurückreichen, als das Spital bei *Santa Maria Latina* in Jerusalem gegründet wurde. Im ersten Kreuzzug 1099 wurde dies Spital ein selbständiges Institut durch seinen Vorsteher Gerhard. Aber erst unter Raymond von Puy, dem ersten Hochmeister (1120—1160), entstand daraus ein Orden; er bestand aus Rittern, Priestern und dienenden Brüdern. Sein Name war: *Milites hospitalis St. Johannis Hierosolymitani*.

Als Saladin 1187 Jerusalem eroberte, verlegte der Orden seinen Sitz nach Akkon, dann nach Ptolomais, 1292 nach Cypern, 1310 nach Rhodos. Beim Ende des Templerordens erhielt er einen Teil von dessen Besitztümern. In späteren langwierigen Kämpfen mit den Türken ging 1522 Rhodos verloren, worauf der Orden 1530 nach Malta übersiedelte. Seit der Eroberung Maltas durch die Engländer im Jahre 1800 ist der Orden ohne Landbesitz, heute nur der Wohltätigkeit und Krankenpflege geweiht.³⁾

Der Orden der T e m p e l h e r r e n ⁴⁾, Templer (*templarii*), wurde als zweiter Orden, bald nach dem ersten Kreuzzug 1118

durch Hugo von Payens, Gottfried von St. Omer und andere französische Ritter gegründet. Den Namen *templarii* trug er, weil sein erster Sitz ein Teil von Balduins II. Palast war, der angeblich an der Stelle des Salomonischen Tempels stand. Keuschheit, Armut und Gehorsam gegen den Patriarchen von Jerusalem war der Inhalt seines Gelübdes. Er blühte rasch auf, nach Tausenden zählten seine Mitglieder, seine Privilegien wuchsen, sein Reichtum mehrte sich, in Wohlleben geriet das Gelübde in Vergessenheit. Unsittlichkeit, selbst Ketzerei wurde den Templern schon früh (um 1200) vorgeworfen. Im Jahre 1291 bei Aufgabe des Heiligen Landes übersiedelte der Orden nach Cypern. Dann ging es mit ihm abwärts. In Frankreich wurde unter König Philipp IV. bald nach Anfang des 14. Jahrhunderts der Vorwurf des Götzendienstes (*mysterium Baphometi*) und der Sodomie gegen den Orden erhoben und ihm der Prozeß gemacht, der trotz seiner großen Macht sein Ende bedeutete: 1313 wurde der Großmeister Jakob von Molay als Ketzler verbrannt, der Orden aufgehoben.⁵⁾

Als dritter folgte der **D e u t s c h e R i t t e r o r d e n** (Deutschherren, Deutscher Orden). Ein Vorläufer war die 1128 gegründete Bruderschaft des St. Marien-Hospitals zu Jerusalem, die unter der Oberleitung der Hospitaliter (Johanniter) stand, aber einen eigenen Prior hatte. Als durch die Eroberung Jerusalems durch Saladin 1187 dieses Haus verloren ging und Bürger von Bremen und Lübeck unter Siebrand 1191 eine neue Pflegestätte planten, stiftete Barbarossas Sohn, Friedrich von Schwaben, in Verbindung mit dem Grafen Adolf von Holstein den neuen Orden. Seine Aufgabe sollte die Krankenpflege und der Kampf gegen die Heiden sein. Wie die andern Ritterorden hatte auch er das Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Er umfaßte Ritter und dienende Brüder, später auch Geistliche. An der Spitze stand der Hochmeister, unter ihm standen die Komture. Das Ordensgewand war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz.

Am 6. II. 1191 wurde der Orden von Papst Clemens III. bestätigt. Sein erstes Haus war in Akkon, der erste Hochmeister Walpot von Bassenheim (1190—1200).

2. Bei allen Orden war die ursprüngliche Aufgabe im gelobten Land auf die Dauer nicht durchzuführen. Johanniter und Templer verloren mit ihrem dortigen Besitz ihre Aufgabe vollständig. Auch der Deutsche Orden erlebte ähnliches, war aber glücklicher als die beiden andern großen Orden: ihm gab die Gunst der Umstände ein neues lohnendes Ziel.

Mit dem vierten Hochmeister, Hermann von Salza (1210—1239), begann die große Zeit des Ordens, die bis 1410 dauerte. Und schon bald nach Hermanns Regierungsantritt schien sich eine Gelegenheit zu bieten, dem Orden, dessen Stellung im Orient ins Wanken geriet, ein geschlossenes politisches Territorium zu erwerben. König Andreas von Ungarn, Gemahl der Gertrud von Meran und Vater der Heiligen Elisabeth, war in diesen Jahren hart bedrängt durch die Einfälle des türkischen Stammes der Kumanen, die damals aus Westasien vorstießen. In seiner Not wandte er sich an den Deutschen Orden und überließ ihm Landesteile an der Burza, das sogenannte Burzenland in der Gegend von Kronstadt und Marienburg. Der Orden sicherte das Land durch Wehrburgen, kultivierte es und schlug definitiv die Kumanen 1223. Große Macht, ausgedehnter Besitz, reiche Einkünfte und wertvolle Privilegien waren sein Lohn. Aber das weckte den Neid der ungarischen Großen und Geistlichen, und schließlich wendete sich Andreas selbst gegen ihn, da er für seine eigene Macht fürchtete: 1224 wurde der Orden aus Ungarn vertrieben. Der Plan, einen Ordensstaat zu gründen, war hier gescheitert. Ersatz bot sich aber bald an anderer Stelle, in dem Land zwischen Weichsel und Memel.

Hier waren einst von Skandinavien aus die ostgermanischen Stämme der Goten gelandet, haben viele Generationen hier gesiedelt und sind, zu großen Völkern herangewachsen, von hier aus durch Westrußland nach Süden gezogen, zunächst ans Schwarze Meer, dann nach dem Balkan, nach Pannonien, Italien, Südfrankreich, Spanien, überall ihre Reiche gründend, unter denen das Ostgotenreich in Italien unter Theoderich weltgeschichtlich kurze Bedeutung hatte, und das Westgotenreich auf der iberischen Halbinsel bis ins 8. Jahrhundert dauerte. Der tragische Untergang des ostgotischen Volkes ist bekannt genug.

In das von den Goten verlassene Land an der Ostsee waren die ursprünglich östlich der Goten ansässigen alten Preußen ein-

gerückt. Sie gehörten zum baltischen Sprachstamm, dem auch die Letten und Litauer angehören, und manche von ihren Anschauungen können wir wohl durch einen Vergleich mit denen dieser Stämme erschließen. Auch die Personennamen sind geeignet, uns in die Denkweise der Preußen einzuführen, denn vielfach finden wir in ihrer Bildung die gleichen Grundsätze, wie sie bei der Personennamenbildung der Griechen und Altgermanen üblich waren. Von ihrer Poesie wissen wir nichts. Was uns über die Sitten, Bräuche und Religionsanschauungen der alten Preußen überliefert wird, verdanken wir vor allem Wulfstan, Peter von Dusburg und den Angaben im Christburger Verträge von 1249.

Wulfstan⁶⁾ berichtet in seiner durchaus zuverlässigen Darstellung von dem Leben und Treiben der alten Preußen, ihrer Vorliebe für Pferde, von ihrem Fischfang und ihrer Fertigkeit, künstliche Kälte herzustellen, durch die sie einen Leichnam längere Zeit vor Verwesung bewahrten. Peter von Dusburg spricht in seiner Chronik⁷⁾ des Landes Preußen ausführlich von den Sitten und Gebräuchen der alten Preußen, aber doch mit der Tendenz des christlichen Priesters, der mit Abscheu und Bedauern auf die Ungläubigen herabsieht. Im Christburger Verträge⁸⁾ wird u. a. aufgezeichnet, daß die Preußen von einigen ihrer heidnischen Gewohnheiten abzulassen versprochen.

Ebendort und auch von Dusburg wird die Leichenfeier bei der Verbrennung edler Preußen geschildert, und zwar in einem so gehobenen Stil und so gesteigerter Form, wie sie in einer Chronik und in einer Urkunde nicht üblich sind. Es herrschte bei den Preußen die Anschauung, daß jeder so, wie er in diesem Leben war, auch im Jenseits weiterleben werde, der Reiche und Edle mit allen Gütern, der Arme in kümmerlicher Art; und so gab man dem Mächtigen Pferde, Waffen und Diener mit, die gleich ihm verbrannt wurden. Die Totenfeiern der Großen des Landes müssen von besonderer Feierlichkeit gewesen sein⁹⁾: „Da treten die Tulissonen und Ligaschonen auf, Priester und Sänger, und preisen den Verstorbenen, rühmen seine Kriegsfahrten, seine Taten und Listen, die Beute und den Raub, den er durch seine Tapferkeit verdient hat. Dann wird das Streitroß des Toten herbeigebracht, herumgejagt, bis es in Schweiß gebadet ist, und dann getötet. Ihm folgen Sklaven und Mägde.

Wenn schließlich die Flammen lodern und der Tote mit allem, was ihm im Leben wert gewesen, seinen Kleidern, Waffen, Sklaven, Roß und Hunden, in Rauch und Glut verschwindet, heben die Priester die Augen auf den Himmel und verkünden mit begeisterten Worten, wie sie den Verstorbenen am Firmament dahinfahren sehen, im Schmuck seiner glänzenden Rüstung, hoch zu Roß, den edlen Falken auf der Hand, gefolgt von dem Troß seines ihm nachgestorbenen Gesindes. Auf seinem Wege ins Jenseits aber reitet der Tote durch den heiligen Hain, vor das Haus des dort wohnenden Hüters des ewigen Feuers, den *Dusburg Kriwe* nennt, und pocht mit der Lanze oder einer anderen Waffe an die obere Schwelle der Tür. Wenn dann am nächsten Tage die Anverwandten des Verstorbenen zu dem Priester kommen und fragen, ob er zu gewisser Zeit bei Tag und Nacht jemanden an seinem Hause habe vorüberkommen sehen, so beschreibt er ihnen Waffen und Kleider, Pferde und Troß des in die Ewigkeit Hinübergegangenen und zeigt als Wahrzeichen die Spur, welche der Schlag seiner Lanze an der Türschwelle hinterlassen hat.“

Es kann kein Zweifel sein, daß es sich bei diesen Leichenfeiern um Preislieder handelt, die den Verstorbenen von den Priestern nachgesungen werden. Aus der gehobenen Sprache der urkundlichen Berichte glaubt man geradezu eine derartige anschauliche Szene zu sehen und die Priester zu hören, wie sie Verse und Rhythmen vortragen. Nichts ist uns davon erhalten, nicht ein Wort. Wir wissen nicht einmal, ob dieser Brauch ein rein preußischer war. Man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß es sich hier um germanische¹⁰⁾ Einflüsse handelt. Die Vermutung wird durch die Beobachtung gestützt, daß germanischer Einfluß, wahrscheinlich dänischer Wikinger, mehrere Jahrhunderte in Preußen festzustellen ist: davon sprechen nicht nur Bodenfunde an der Weichsel und bei Cranz, sondern wohl auch Bezeichnungen wie *Hela*, *Heisternest*, *Gdingen*, *Witland*, *Witlandsort* und vielleicht auch *Ilfing* und *Ermland*.

Die von *Bertuleit*¹¹⁾ herangezogenen litauischen Totenlieder scheinen ferner zu stehen, so etwa, wenn dort in einem Klagelied die Tochter ihren Vater bejammert: „Mein Väterchen, Alterchen, wirst du noch das Mütterchen erkennen?“ Bei den Leichenfeiern der Preußen handelte es sich nicht um Klage, son-

der um Preis. Das glauben wir auch aus den Versen der Livländischen Reimchronik herauszuhören, wo in beredten Worten davon gesprochen wird, mit welcher Großartigkeit die preußischen Samländer verbrannt wurden, die im Jahre 1253 beim Sturm auf Memel gefallen waren, und welche Glaubensvorstellungen dem Brauch zu Grunde lagen.¹²⁾ Ob die alten Preußen Kampflieder, religiöse Lieder oder Kultgesänge besessen haben, wissen wir nicht. Was sie an Poesie gehabt haben mögen, ist bis auf den letzten Laut verklungen. Auch die Reste der altpreußischen Sprache geben uns darüber keine Auskunft.

*

3. Dieses Land dem Christentum zu gewinnen, war die erste Aufgabe, die dem Orden gestellt wurde. Damit verband sich im Laufe der Entwicklung notwendigerweise die zweite: die Eindeutschung, die nicht nur für den Orden von größter Bedeutung war, sondern auch für den späteren preußischen Staat — nur der Besitz Ostpreußens neben Schlesien hat in den Jahren nach 1807 den Bestand des Staates gerettet — darüber hinaus aber für das ganze Deutschland in einem Umfang, den die meisten Westdeutschen jetzt erst zu ahnen beginnen: ostdeutsche Kultur war in wichtigen Phasen unserer gesamtdeutschen Geschichte bestimmend, ostdeutsche Sprache hat mitgewirkt am Werden unserer heutigen Schriftsprache¹³⁾, ostdeutsche Wirtschaft unserem ganzen Volkstum eine wesentliche Ernährungsbasis zu schaffen geholfen. Was der Verlust dieser Länder für unsere Zukunft bedeutet, können wir in seinem ganzen Gewicht noch gar nicht ermessen, nur mit Trauer können wir daran denken.

Wichtige Voraussetzung für die vom Orden hier zu gewinnende Stellung war vielerlei. Ansehen und Besitz des Ordens in Deutschland waren inzwischen stark gewachsen. Im Süden und Westen und bis zum fernsten Osten dehnten sich seine Niederlassungen aus. Hinzu trat, weiter fördernd, die enge politische Fühlung Hermanns mit Kaiser Friedrich II., dessen bevollmächtigter Geschäftsträger er 1224 in Deutschland wurde. Als im Jahre 1228 Friedrich — obwohl gebannt — den lange aufgeschobenen Kreuzzug unternahm, stand der Orden unter Hermann ihm fest zur Seite. Mit Friedrich kehrte Hermann 1229 nach Italien zurück; die Versöhnung zwischen Papst und Kaiser (1230) war zum Teil sein Verdienst.

Unter den Erwerbungen, die der Orden im Osten im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts machte, war die Schenkung des Kulmer Landes durch Herzog Konrad von Masowien im Januar 1226, in ihren Folgen zunächst gar nicht zu übersehen, zumal der Wert des geschenkten Gebietes noch kaum beurteilt werden konnte, da es im Besitz der heidnischen Preußen war, die sich bis dahin der Unterwerfung und Bekehrung hartnäckig widersetzt hatten und ihren Nachbarn sehr gefährlich waren. Nach mehrjährigen Verhandlungen kam 1230 zu Leslau ein Vertrag zu Stande zwischen dem Orden, dem Bischof Christian von Kulm und dem Herzog von Masowien. Der Bischof verzichtete darin auf seine Besitzungen im Kulmer Land zu Gunsten des Ordens, der Herzog übergab diesem alle Nutzungsfreiheiten und Landansprüche. Erster Besitz des Ordens waren dort Burg Vogelsang gegenüber Thorn und Burg Nessau.

Friedrich II. bestätigte noch 1230 den Vertrag; zugleich erkannte er Hermann und dessen Nachfolger als Reichsfürsten an, nachdem er ihm schon vorher alles Land übertragen hatte, das er von den Heiden erobern werde.¹⁴⁾ Seitdem führen die Hochmeister den schwarzen Adler in Fahne und Schild.

Hermann selbst war von 1230—39 wechselnd in Deutschland und Italien, vor allem in der hohen Reichspolitik tätig. Er starb 1239 in Salerno. Als seinen Vertreter und Anführer der ersten ins Ordensland einziehenden Streitmacht entsandte er 1230 Hermann Balk aus Westfalen. Mit ihm begann die Kampfzeit des Ordens gegen die Preußen.

Von den Kämpfen des ersten halben Jahrhunderts, wie von den weiteren Schicksalen des Ordens und des Ordensstaates, kann hier nur eine kurze Skizze gegeben werden.¹⁵⁾

Von der Gegend um Thorn aus drang Hermann Balk vor, Schritt für Schritt; Burgen und Städte wurden angelegt, deutsche Bauern gerufen und angesiedelt. Weit nach Osten griff der Orden aus, und als 1239 Balk starb, war bereits eine Machtstellung erreicht, die man wenige Jahre vorher nicht im Entferntesten für möglich gehalten hätte. Schon war auch 1237 durch die Vereinigung mit dem 1202 gegründeten Orden der Schwertbrüder in Livland dort Fuß gefaßt: der Weg war geboten, die beiden Landesteile Livland und Kulmer Land zu verbinden.

Mit dem Jahre 1283 durfte die Eroberung Preußens, der Grundlage des Staates, als vollendet gelten, trotz immer wiederkehrender Aufstandsbewegungen der Preußen.

Noch aber war damals das Haupthaus des Ordens im Morgenland, doch waren seine Tage dort gezählt: 1291 fiel Akkon, die Deutschen Ritter schlugen sich an die Küste durch und schifften sich unter dem Hochmeister Konrad von Feuchtwangen (1290—97) nach Venedig ein. Aber 1309 verließ der Orden auch diese Stadt und beschränkte sich von da an auf seine deutsche Aufgabe. Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (1303—1310) machte 1309 die im Jahre 1274 angelegte Marienburg zum Hauptsitz des Ordens.

Alles ging nun raschen Schrittes vorwärts: Stadt- und Dorfgründungen erfolgten bis ca. 1400 in großer Zahl, Rückschläge brachte vor allem die Pest 1348—1351, die aber besonders auch unter der altpreußischen Bevölkerung aufräumte. Trotz allem aber festigte sich der Staat.

*

4. Die geistige und zugleich innere Blüte des Ordens fällt in das Ende des 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts; der Höhepunkt wird erreicht unter den Hochmeistern **L u d e r v o n B r a u n s c h w e i g** (1331—1335) und **D i e t r i c h v o n A l t e n b u r g** (1335—1341). Die größte äußere Machtenfaltung liegt dagegen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter dem Hochmeister **W i n r i c h v o n K n i p r o d e** aus Köln (1351 bis 1382); doch fallen in seine Regierungszeit schon schwere Kämpfe gegen die Litauer, die auch unter seinen Nachfolgern noch andauerten. Eine weit stärkere Gefahr stieg aber kurz nach Winrichs Tod herauf, als 1386 Großfürst Jagello von Litauen sich mit Hedwig von Polen vermählte und das große litauisch-polnische Reich bildete. Ihm war der Orden ein Dorn im Auge; mit allen Mitteln geschickter Diplomatie bereitete er den Kampf vor, und es gelang ihm, die Stellung des Ordens für den Entscheidungskampf zu schwächen.

Im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts hatten unter Nachwirkung der Kreuzzugsideen zahlreiche Ritter außerhalb des Ordens sich zu Hilfszügen, den sogenannten Preußenfahrten, bereitgefunden, sodaß die Verbindung des Reichs mit dem Ostland lebendig geblieben war. Da unter ihnen auch Dichter wa-

ren, fanden diese Fahrten selbst Niederschlag in der deutschen Dichtung.

Besonders wichtig waren die Fahrten König *Ottokars II.* von Böhmen, auf deren erster im Jahre 1255 die Stadt gegründet wurde, die *Ottokar* zu Ehren den Namen *Königsberg* erhielt. Der Dichter *Sigehar*, ein Fahrender, schrieb einen Spruch auf *Ottokars* Kampf gegen die Heiden (v. d. *Hagen*, *Minnesinger II*, S. 361):

Got, din zorn der ist verschuldet:
schouwet, wie der touf nimt abe,
die heiden vaste dringen:
wacha, herre, wacha und wera, wer!
Kristenher kumber duldet
unde strebet nach dime grabe,
so daz ir swert erklingen
müezen, dem geliche als über mer.
Ungeborn
waere uns baz, danne ob wir den sig verliesen.
Got, du solt dur diner marter ere verkiesen,
und uf den, der daz houbet ist:
wizze Krist,
gesigt Otakker niht, wir sin verlorn.

Er hat dabei gewiß eine der Fahrten *Ottokars* im Auge, ja er scheint an ihr teilgenommen zu haben.

Von König *Ottokars* zweitem Zug (1267/8), der nur bis *Kulm* führte und mit einem durch frühen Eisbruch bedingten beschwerlichen Rückzug über die *Weichsel* endete, erzählt kurz die *Österreichische Reimchronik*¹⁶⁾ des *Steirers Ottokar* (v. 9521 bis 9776).

Die *Preußenfahrt* im Heldenepos *Biterolf und Dietleib*¹⁷⁾ (v. 1388—3977) ist dagegen freie Dichtung ohne zutreffende Vorstellung von dem Lande: die Stadt *Gamali* (1392 u. ö.) ist erfunden, der *Preußenkönig Bodislau* (1473) offenbar eine Zusammenbildung aus den polnischen Namen *Boleslaw* und *Wladislaw*.

Eine spätere *Preußenfahrt* *Albrechts III.* von Österreich (1377) haben mehrere deutsche Dichter mitgemacht: *Hugo von Montfort*¹⁸⁾, *Oswald von Wolkenstein*¹⁹⁾, nach seinen eigenen Angaben als zehnjähriger Junge, und *Peter Suchenwirt*, der den recht unrühmlichen Zug bald nachher hochtrabend im Ton eines höfischen Romans erzählt.²⁰⁾

Die Preußenfahrten sind später mehr und mehr ausgeartet. Der Spruchdichter Heinrich der Teichner schrieb gegen sie, weil seiner Ansicht nach die Ritter sich durch Sorge für Witwen und Waisen, Recht und Ordnung in der Heimat ebenso verdient machen würden wie durch diese Unternehmungen, für die der Kampf zu Ehren der Gottesmutter doch nur ein Vorwand sei, während die Ritter in Wirklichkeit nur ihren und ihrer Leute Besitz in einem zuchtlosen Leben ohne Gewinn vertun. Er hat für dieses Urteil offenbar guten Grund. Den Orden wird die Schuld daran nur zum geringsten Teil treffen; aber die Teilnehmer waren, wie es scheint, vielfach Abenteurer: der einst wertvolle Brauch hatte sich überlebt.²¹⁾

Dem Großfürsten Jagello fiel es unter diesen Umständen nicht schwer, dem Orden die Fürsten und Ritter Europas zu entfremden und ihm deren Hilfe zu entziehen. Es gelang ihm weiterhin, auch im Innern des Landes Mißtrauen zu erwecken, sodaß Orden, Landadel und Volk nicht einheitlich geschlossen in den Kampf eintraten, während die Gegner Zuzug aus anderen östlichen Ländern erhielten.

Am 15. Juli 1410 fiel die Blüte der Ordensritter, mit ihnen der Hochmeister Ulrich von Jungingen (1407—1410), bei Tannenberg dem vereinten Ansturm der Gegner zum Opfer: die Glanzzeit des Ordens war dahin.

Wohl rettete Ulrichs Nachfolger Heinrich von Plauen²²⁾ (1410—1413) die Existenz des Ordens, aber seine auf eine Versöhnung der Stände hinzielenden innerpolitischen Maßnahmen wurden nicht verstanden, und 1413 wurde er abgesetzt. Trotz einem nicht ungünstigen Frieden (1411) schwelte die Unzufriedenheit im Lande weiter, Polens Ansprüche blieben bestehen, und als König Kasimir von Polen 1454 dem Orden den Krieg erklärte, traten die Bürger der Städte auf die Seite der Polen. Noch einmal errang der Orden, unterstützt durch Zuzüge aus dem Reich, größere Erfolge; aber es war nur wie ein letztes Aufflackern vor dem Erlöschen: 1457 fiel Marienburg, Burg und Stadt, in die Hand der Feinde, und nach neun Jahren hin und her wogender Kämpfe brachte der Friede von Thorn (19. X. 1466) Pomerellen, Kulmer Land, Ermland, Elbing und Marienburg an den König von Polen; den Rest des Landes erhielt der Hochmeister als Lehen von Polen.

Das Ende des Ordensstaates vollzieht sich dann in zwei Etappen. Hochmeister Albrecht von Brandenburg wandelte im Jahre 1525 auf Luthers Rat den Staat in ein weltliches Herzogtum um und erreichte im Frieden von Krakau, daß der König von Polen ihn als weltlichen Herzog anerkannte, wogegen er freilich den Lehnseid leisten mußte. Albrechts Sohn, Albrecht Friedrich, schloß mit Zustimmung Polens (1569) einen Vertrag mit Brandenburg, daß für den Fall des Aussterbens der Linie das Land an Brandenburg fallen solle, was bei Albrecht Friedrichs Tod im Jahre 1618 dann auch geschah.

Der Orden selbst hörte mit Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum nicht auf zu bestehen, ihm blieben noch die fern von Preußen liegenden Balleien unter dem Deutschmeister, der Mergentheim in der Ballei Franken zu seiner Residenz machte. Seit 1805 hatte der Kaiser von Österreich das Recht, die Würde des Deutschmeisters und seine Einkünfte einem Prinzen seines Hauses zu geben. Der 1809 dann von Napoleon aufgelöste Orden wurde 1834 durch Kaiser Franz umorganisiert.

*

5. Man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Gewinnung des Landes, die Eindeutschung und die spätere staatliche Sicherung gegenüber den Nachbarn zielbewußtes Vorgehen verlangte. Milde Herren waren, zumal im Beginn, die Ritter nicht. Um das richtig zu beurteilen, muß man verstehen, wie anders die Lage hier war, als in allen andern deutschen Kolonisationsgebieten des Mittelalters und späterer Zeit: In die sonstigen Ostmarken zogen die Deutschen ein als friedliche Ansiedler,²³⁾ oft gerufen von den Herren der Länder selbst als Lehrer und Bildner der einheimischen Bevölkerung, so in Polen, in Schlesien, Rußland, Ungarn.

Hier aber war es anders: sie wurden gesendet, um zu kämpfen. Sie kamen nicht in eine staatliche Ordnung, in die sie sich einzufügen hatten, sie hatten eine solche erst zu schaffen im Kampf gegen ein noch unkultiviertes Volk, die letzten Heiden Europas, gegen welche die Kreuzzugs idee mobil gemacht wurde: Bekehrung oder Vernichtung war ja kirchliches Gebot. Man soll das, wie gesagt, nicht beschönigen, wie es auch die eigenen Chronisten des Ordens nie zu beschönigen versuchten.

Aber diese äußere Geschichte des Ordens, voll von schweren, wechsellvollen Kämpfen, ist nur der Rahmen für eine kulturelle Großtat auf den verschiedensten materiellen und geistigen Gebieten des Lebens, die stets getragen ist von den praktischen Bedürfnissen des Ordens und seines Staates. Der einzelne tritt zurück, das Individuelle fügt sich dem Ganzen ein. Persönliche Größe ist durchaus vorhanden, aber sie drängt sich nicht vor. Auch der Größte dient immer nur seinem Orden. Durch solche innige Synthese von Persönlichkeit und Gemeinschaft hat der Orden Erstaunliches geleistet.

Schon das *S t a a t s w e s e n* ist ein Zeugnis des kulturellen Triebes, der sich hier unter merkwürdigen Umständen geltend machte, vielseitig und oft rätselhaft, in manchem scheinbar überholt vom Gang der Zeit, in anderem ihr vorausseilend, wie es Treitschke, freilich nicht in allem treffend, charakterisiert hat.²⁴⁾ „Wie hätte es nicht jede lautere und jede lüsterne Phantasie locken sollen, den Geschicken der geheimnisvollen Ordensburgen mit der morgenhellen Pracht ihrer Remter und dem Spuk ihrer unterirdischen Gänge nachzuspüren? Diese rätselhaften Menschen zu verstehen, die zugleich rauflustige (so Treitschke!) Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als dies, weitschauende Staatsmänner? Den Staatsmann vornehmlich müßte sie reizen, diese Geschichte einer schroffen Aristokratie, deren beste Kraft in ihrem Bunde mit dem Bürgertum gelegen war — einer geistlichen Genossenschaft, welche der Kirche so herrisch wie nur je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken setzte — eines Staates, der uns bald traumhaft fremd erscheint, wie eine versunkene Welt, ein Anachronismus selbst in seiner Zeit, bald die rationalistische Nüchternheit moderner Staatskunst Vorbildet — einer Kolonie, die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will und dennoch die Lebensgesetze der Pflanzungsstaaten typisch veranschaulicht in ihrem atemlosen Steigen, ihrem jähen Falle.“

Besonders hoch steht die Leistung des Ordens auf dem Gebiet der *W i r t s c h a f t*, der *F i n a n z*-²⁵⁾ und *L a n d e s v e r w a l t u n g*²⁶⁾; in vielem war er darin sehr weit voraus vor allen anderen, auch deutschen Ländern. Wir besitzen eine Anzahl von Quellen, die uns davon noch ein gutes Beispiel geben: das

Marienburger Tresslerbuch (1399—1409), hrsg. von J o a c h i m , Königsberg 1896; Das Ausgabenbuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410 bis 1420, hrsg. von W. Z i e s e m e r , Königsberg 1911; Das Marienburger Konventsbuch (1399—1412), hrsg. von W. Z i e s e m e r , Danzig 1913, Das Zinsbuch des Hauses Marienburg, hrsg. von W. Z i e s e m e r Progr. Marienburg 1910; Das Marienburger Ämterbuch, hrsg. von W. Z i e s e m e r , Danzig 1916; Das Große Ämterbuch des Deutschen Ordens, hrsg. von W. Z i e s e m e r , Danzig 1921.

*

6. Auf hoher Stufe stand, wenigstens soweit die Baukunst in Betracht kommt, die K u n s t des Ordens. Privatbauten, Schlösser, Befestigungen, Kirchen und Stadtanlagen des Ordenslandes tragen übereinstimmend den Stempel des Ordens. Dies gilt allerdings nicht uneingeschränkt für die Ordenshäuser Mittel- und Westdeutschlands; denn diese sind z. T. älterer Herkunft und erst durch Stiftungen in die Hand des Ordens gelangt. Umso stärker tritt das Charakteristische hervor im Ordensland selbst, wo die Häuser zugleich Wohnhaus, Kirche und Festung darstellen, trotzige und massive Zwingburgen mit gewaltigen Wachtürmen, Symbole der Herrschaft über das neu eroberte und bekehrte Land.

Noch heute sehen wir hier²⁷⁾ in den Burgen den gewaltigen Willen, den strengen Ernst und das tiefe Seelenleben, die Vereinigung von Rittertum und Mönchtum. Diese Burgen sind nicht Familienburgen, sondern Staatsfesten. In ihren Räumen und auf ihren Höhen ging es anders zu als in jenen Burgen West- und Süddeutschlands, die von den Bergen in liebliche Täler hinablicken. Dort hallt es wieder von Turnier und Festen, von frohem Sang und Tanz; edle Frauen lassen sich von Rittern umwerben und halten die Stürmischen in den Grenzen der *mâze*, des höfischen Benehmens. Hier in den Remtern der Ordensburgen erklingt kein Liebeslied, kein Gedicht zum Lobe schöner Frauen, nur die Schritte der Männer hallen wider, mögen sie zur Kriegsfahrt sich rüsten, zur Andacht die Burgkirche betreten, zur Arbeit in Beratung, Gericht, Verwaltung sich vereinigen. Und doch sind diese Staatsfestungen von überwältigendem Eindruck: „Es mag anderwärts gewaltiger geplant, reicher gebaut sein: an harmonischer Wirkung kommt diesen Werken

nichts voraus“ (Steinbrecht). Hoch ragen die Backsteinmauern empor, nur durch wenige schmale Fenster unterbrochen, unter den steilen Dächern ernste Wehrgänge, an den Ecken kleinere Türme, vielfach ein Hauptturm alles überragend. Dazu die Gräben und Parchammauern, die in ihrer Zweckmäßigkeit für Angriff und Verteidigung eingerichtet sind und eine Höchstleistung fortifikatorischer Anlagen bedeuten. Im Innern ein Hof mit einem Kreuzgang und gewölbten Hallen, mit Granitsäulen und Maßwerken, voll träumerischer Reize und weltabgeschiedener Stille. Gemeinsame Schlaf-, Speise- und Beratungsräume und eine Kapelle: ganz Kloster. So sind diese Bauten ein Ausdruck des Wesens des Ordens, Kloster und Festung zugleich. Alles ist organisch gedacht bis auf die hygienisch einwandfreie Anlage der mächtigen Danzker (Abortanlagen) und die Gräben und Kanäle, die oft meilenweit das Wasser von Landseen zu den Burgen führen. Die Ähnlichkeit mit den apulischen und sizilischen Bauten der Stauferzeit ist unverkennbar, und wir erinnern uns des Hochmeisters Hermann von Salza, der der Freund des Stauferkaisers Friedrich II. war und dem Orden seine Aufgabe in Preußen gestellt hatte. Orientalische Einflüsse werden deutlich in den hohen Portalöffnungen, dem Farbenreiz der gelben, grünen, braunen glasierten Ziegel, den zu ornamentarischem Schmuck verwendeten Inschriftenfriesen auf den bunt glasierten Ziegelsteinen. Die Meister dieser Bauten kamen aus Deutschland und waren in der dortigen Technik ausgebildet. Für die Verzierungen an Kapitälern, Kragsteinen und Maßwerken konnten sie hier die Hausteine nicht in dem Maße verwenden wie in ihrer Heimat. Hier waren sie auf Ziegel oder Granit angewiesen und bildeten ihre Kunsttechnik schöpferisch um, trockneten Ton und bearbeiteten ihn, solange er schneidbar war, mit Messer und Meißel, brannten ihn dann und erreichten plastische Formen von wunderbarer Feinheit. In den Gewölben bildeten sie, vielleicht durch englische Bauten beeinflusst, aus den schweren Kreuzgewölben die reicheren Sterngewölbe heraus, und sie erreichten in der Wölbekunst eine Höhe und Vielseitigkeit, die uns noch heute mit Bewunderung erfüllt. In den ersten Jahrzehnten der Bautätigkeit in dem Neulande tragen die Burgen das Gepräge einer eigenartigen Kunst von individuellem Charakter. Es war die Zeit, in der in den Städten noch keine Handwerksvereinigungen bestanden. Die Ordens-

ritter, als die eigentlichen Bauherrn, gaben den Plan des Ganzen an, und die Baumeister schufen dem Sinn und Wesen des Ordens entsprechend, aber doch meist mit individueller Vertiefung und auch einem gewissen künstlerischen Aufwand. Seit die Hochmeister ihren Sitz in Preußen hatten und die geistlich-mönchischen Ideen hinter den Staatsaufgaben zurücktraten, seit hohe Politik und Machtbestrebungen die Kräfte der Ordensherren in Anspruch nahmen, wurde es auch mit den Bauten anders. Wohl bestimmten auch jetzt noch die Gebietiger den Grundplan, aber die eigentliche Arbeit leisteten Handwerksmeister, die aus den Gewerken der Städte kamen. Das ist ein Geschäftsbetrieb, bei dem die künstlerischen Ideen zurücktraten. Man mied Zier und Schmuck im einzelnen und gab dafür Großzügigkeit der Anlage. Das Handwerk war zu künstlerischer Tüchtigkeit durchaus berufen. man hatte noch nicht gelernt, geschmacklos zu bauen. Auch den einfachsten Ruinen sieht man noch die auf guter Tradition beruhende Leistung an, trotz allem Schablonenhaften und Kasernenmäßigen. Wenn die Burgen der Hochmeisterzeit vielfach den Charakter des Schematischen an sich tragen, so ist auch das ein Ausdruck der Entwicklung des Ordens, dessen staatliche Aufgaben eine gewisse Gleichartigkeit des Lebens in all seinen Formen verlangten.

Die Marienburg freilich bildet eine Ausnahme. Sie wurde im 14. Jahrhundert nach Verlegung des Hochmeistersitzes zu einer Kunststätte ersten Ranges ausgebaut. Die Goldene Pforte, aus dem ältesten Bau stammend, blieb erhalten, aber Kirche und Kapitelsaal wurden erweitert, der große Remter neu ausgestaltet, und gegen Ende des 14. Jahrhunderts schuf ein rheinischer Künstler das Wunderwerk des Hochmeisterpalastes. Je mehr der Hochmeister zum Fürsten wurde, um so reicher entfaltete sich an seinem Hofe der Prunk. Fürsten aus allen Ländern kamen an diese Stätte, aus Ehrgeiz und Tatenlust, und wollten fürstlich aufgenommen werden, anders als einst die Kreuzfahrer, die im Bewußtsein des Glaubenskampfes den Ordensrittern zu Hilfe eilten und zum Heil ihrer Seele das Kreuz genommen hatten. Die Marienburg ist nur aus dem Wesen und der Entwicklung des Ordens selbst zu begreifen, eine der größten Schöpfungen, die das Mittelalter überhaupt hervorgebracht hat.

Neben den Burgen erhoben sich die Städte, für deren Schutz durch Mauern und Türme Baumeister des Ordens sorgten. Steinerne Rathäuser und Kirchen entstanden rasch und wurden bei dem schnellen Wachstum der Städte vielfach vergrößert. Als ein wundervolles Werk des neuen Geistes in den neuen Städten erhebt sich noch heute das stattliche Rathaus zu Thorn, 1259 als Kaufhaus begonnen, Ende des 14. Jahrhunderts in der heutigen Größe ausgebaut. In dem starken Selbstbewußtsein, das wir immer wieder in aufblühenden Kolonialländern finden, strebten die Städte in jeder Richtung nach Selbständigkeit und suchten den Orden zurückzudrängen. Das kam besonders in den preußischen Städten, die der Hansa angehörten, zum Ausdruck. In ihnen vor allem finden wir die großartigen Kirchen, die bis in die jüngste Gegenwart Bewunderung erregten: St. Jakob, St. Marien und St. Johannis in Thorn, St. Marien in Danzig. Auf dem Lande wurden die Kirchen vielfach mit einem massiven wehrhaften Turm angelegt und geben damit den Eindruck von Wehrkirche, Festung und Kirche zugleich, wie es in Kolonialländern wohl erforderlich war.

Zeitlich etwas später, aber künstlerisch nicht zurückstehend, schufen Bischöfe und Domkapitel ihre monumentalen Bauten. Die Kathedrale zu Culmsee zeigt reiche und eigenartige Kunstformen, der Dom zu Königsberg Großzügigkeit und Ernst der Anlage und der zu Frauenburg Reichtum und Pracht in jener herrlichen Landschaft am Haff. Dazu kommen die Bischofsschlösser, wie etwa Heilsberg, Rössel und Allenstein, und geben noch heute einen klaren Eindruck von dem Geist, in dem man baute.

Nicht in gleicher Weise in die Augen fallend, aber doch auch auf hoher Stufe stehend, war die künstlerische Betätigung in Plastik und Malerei.

In den Handschriften des Ordens finden sich in Initialen und bildlichen Darstellungen beachtenswerte Leistungen. Zu den Evangelienkommentaren des Thomas von Aquino, der Prophetenübersetzung des Claus Cranc, zur Apostelgeschichte, zum Buch Hiob sind Miniaturen erhalten, ebenso zu Heslers Apokalypse, bei der bestimmte typische Darstellungen von einer Handschrift in die andere übernommen wurden. Zusammenhänge mit der Buchmalerei Süddeutschlands und Böhmens lassen sich

feststellen.²⁸⁾ Daneben tritt deutlich in einzelnen Zügen hervor, daß die Bilder der Ordensapokalypse (s. unten S. 79) auf eine Verherrlichung des Deutschen Ritterordens hinzielen.

Bedeutsamer als diese Kleinkunst ist der Schmuck an Plastik und Malerei, den Burgen und Kirchen tragen²⁹⁾, an Säulen und Kapitälern, Konsolen und Maßwerken; auch die Altäre haben gewiß auf der Höhe der damaligen Kunst gestanden. Davon gibt uns Kunde der Graudenzner Altar in der Marienburg, der, aus dem 14. Jahrhundert stammend, ein Meisterwerk der mittelalterlichen Kunst ist. Die Wände in den Kirchen waren vielfach mit Malerei geschmückt, wie wir jetzt wissen, seit die weiße Tünche an vielen Stellen abgeklopft wurde. In der Marienburg enthält die Kirche die ganze Heilsgeschichte: von Adam, der im Schweiß seines Angesichts den Acker bebaut, über die Propheten zu Christus, und von den Jüngern und Aposteln über die Märtyrer und Bekenner bis zum jüngsten Gericht. Diese Darstellung der gesamten Heilsgeschichte in der Fülle von Einzelfiguren ist charakteristisch, sie erinnert in gewissem Sinne an die Heiligengestalten, wie wir sie im Passional antreffen. Das Lochstedter Pflögerzimmer zeigt Szenen von der Verkündigung bis zur Kreuzigung, den heiligen Georg, das bekannte Vorbild des Rittertums, und die neun besten Helden der Vergangenheit, die als Vorbild jedem echten Ritter vorschweben sollten: Hector, Alexander und Caesar; Josua, David und Judas Maccabäus; Karl der Große, Artus und Gottfried von Bouillon.³⁰⁾ Der Kapitelsaal der Marienburg führt an den Wänden die Bilder der ehemaligen Hochmeister des Deutschen Ordens auf, die wie in einer bildlichen Ordensgeschichte den Nachfahren die Größe des Ordens künden sollten. So wird die Kunst des Ordens unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit in das gesamte Staatswesen dieses Ordens eingefügt.

Einordnung unter die praktischen Bedürfnisse des Staates hat auch sonst das Geistesleben³¹⁾ im Ordensland bestimmt.

Von der Rolle der Geistlichkeit und dem Bildungswesen kann hier nur kurz gesprochen werden, vom Schulwesen, vom Heranwachsen einer sprachlichen Form im Kolonialland mit seinen besonderen Verhältnissen; das Hauptgewicht aber fällt auf die Literatur: Dichtung, Bibelübersetzung, Geschichtschreibung.

7. Über die geistige Bildung³²⁾ der einzelnen Ritter darf man sich nicht nach heutigen Begriffen ein für damalige Zeit ganz unzutreffendes Bild machen. Sie waren zwar größtenteils beste Vertreter der ritterlichen Bildung ihrer Zeit; aber dazu gehörte keineswegs Kenntnis des Lesens und Schreibens. Diese blieb sicher lange einer kleinen Zahl vorbehalten, die Lateinkenntnis natürlich erst recht. Unter den Dichtern des Ordens finden wir auch Ritter, die ein solches Wissen hatten, aber der Durchschnitt, vielleicht sogar die Mehrzahl, gehörte zu den Illiteraten, denen die Werke der Theologie und Dichtung nicht durch Lesen, sondern nur durch Vorlesen (s. u.) bekannt werden konnten. Und doch war der Orden als Ganzes ein mächtiger Förderer der geistigen Bildung, da seine Leiter ein gutes Verständnis dafür hatten. Und wenn bei den Rittern naturgemäß meist andere Aufgaben im Vordergrund stehn mußten, so konnten Hochmeister und Komture in den in jedem Ordenshaus lebenden geistlichen Brüdern namentlich anfangs die wichtigsten Stützen für ihre kulturellen Bestrebungen finden. Deren Aufgabe war wie überall zunächst das rein geistliche Amt: Gottesdienst, Predigtamt, Seelsorge, Sakramentspende. Sie hatten aber auch an der geistlichen Verwaltung des Ordenslandes hohen Anteil. Im Gegensatz zu der Rolle der Geistlichen in andern Ritterorden nahmen sie hier eine verhältnismäßig günstige Stellung ein: aus ihnen wurden für die preußischen Bistümer in der Regel die Domherren und Bischöfe ernannt.

Das Schulwesen³³⁾ wurde im Ordenslande früh gepflegt: der Orden selbst hatte Interesse an der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für die mannigfachen Aufgaben der Verwaltung, nicht minder die Bischöfe an einem tüchtigen Nachwuchs für die Geistlichen. Die Städte wiederum hatten bei ihrem raschen wirtschaftlichen Aufblühen und der schnell angewachsenen Bevölkerung ein Interesse daran, daß die Geistlichen und Verwaltungsbeamten aus ihren Kreisen stammten. So lassen sich schon um das Jahr 1300 in Preußen Schulen nachweisen, wenn auch genaue Gründungsdaten fehlen.

Die älteste Schule scheint sich in Elbing befunden zu haben, nach deren Muster dann andere eingerichtet wurden: in Königsberg, Danzig, Thorn, Marienburg, Graudenz, Braunsberg usw. Auf dem Lande scheint meist mit jeder Kirche auch eine kleine

Schule verbunden gewesen zu sein, schon zur Heranbildung der notwendigen Kräfte für den kirchlichen Gesang. In jedem der vier Bistümer gab es eine Domschule, die eine Bildungsstätte höheren Rangs war und vorzugsweise zur Heranbildung der künftigen Geistlichen diente. Sie war nach dem Muster der übrigen deutschen Schulen eingerichtet und bestand aus einer artistischen Abteilung (*Trivium* und *Quadrivium*) und der eigentlichen theologischen Fakultät.

Als ein schönes Zeichen einer fast wieder als ein Anachronismus anmutenden verantwortungsbewußten Kolonisierungsmethode ist hervorzuheben, daß auch Schulen gegründet wurden, in denen Knaben preußischer Herkunft unterrichtet wurden. Es bestand ja im Ordensland lange Zeit eine ähnliche Aufgabe, wie sie die Bekehrer der deutschen Stämme im 7. und 8. Jahrhundert hatten: geistige Schulung des unkultivierten Volkes, Heranbildung geistlicher Kräfte aus der heimischen Bevölkerung für die Vollendung der Bekehrung. Schon früh dachte man an solche Notwendigkeit auch bei den Preußen. Es wird uns berichtet, daß der päpstliche Legat Wilhelm von Modena schon im Jahre 1228 die preußische Sprache gelernt und dann die im Mittelalter verbreitete lateinische Grammatik des Donat ins Altpreußische³⁴⁾ übersetzt habe. Erhalten ist die Übersetzung leider nicht. Im 14. Jahrhundert bestanden solche „Preußenschulen“, in denen Knaben preußischer Herkunft für das geistliche Amt vorbereitet wurden, in Heilsberg und Frauenburg.

Sogar an die Gründung einer Universität in Preußen dachte man. Der Hochmeister Konrad Zöllner von Rothenstein (1382—1390), Nachfolger Winrichs von Knipröde, plante die Gründung einer Hochschule³⁵⁾ in Kulm an der Weichsel, und Papst Urban VI. bestätigte sie ein Jahr nach Gründung der Universität Heidelberg in einer Urkunde vom 9. Februar 1387, die über Einzelheiten des Planes unterrichtet. Es solle eine vollständige Akademie werden, ein *studium generale* für alle erlaubten Wissenschaften, damit dadurch die Religion ausgebreitet, die Unwissenden unterrichtet, Recht und Gerechtigkeit beobachtet würden. Die Universität solle in allen Dingen der zu Bologna gleich sein und die Vollmacht haben, alle akademischen Würden zu verleihen.

Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. Woran er scheiterte, wissen wir nicht; wir können es nur vermuten. Etwas Unorganisches in seinem Staatswesen konnte der allem Geistigen aufgeschlossene Orden in einer Hochschule kaum erblicken. Dagegen darf man sicher an eine gewisse Eifersucht gegen die Städte denken, deren Selbständigkeit man zu fürchten beginnen mußte. Vielleicht daß sogar Konkurrenzideen den Plan zu Fall brachten. Hinzu trat als weiteres starkes Hemmnis wohl die wachsende Unsicherheit des Landes durch die Bedrohung seitens der Litauer und Polen.

Die Folge war, daß die Studienbeflissenen des Ordenslandes andere Hochschulen im Reich und außerhalb desselben besuchten, wohl zum Besten des Landes, dem dadurch die dauernde Berührung mit dem geistigen Leben des Westens gesichert blieb. Die Zahl dieser jungen Leute war groß: über 4000 sind bis 1525 mit Namen durch Matrikeln bekannt³⁶). Schon im Jahre 1313 finden wir einen aus Preußen stammenden Studenten auf der Universität Paris. Die meisten besuchten die 1409 gegründete Leipziger Universität, und besonders beliebt waren auch die Universitäten von Prag, Wien, Krakau, Bologna, später Wittenberg und Frankfurt. Viele dieser jungen Gelehrten haben die höchsten akademischen Würden erlangt und sind auf den fremden Universitäten bis zu ihrem Lebensende als Lehrer tätig gewesen. Andere aber zogen es vor, nach vollendetem Studium als Juristen, Ärzte und Theologen in die preußische Heimat zurückzukehren und in den Dienst des Ordens, der Bischöfe oder der Städte zu treten. Sie brachten Welt- und Lebenskenntnis heim und berichteten von den neuesten geistigen Kämpfen und Bewegungen; sie brachten auch die modernsten gelehrten Bücher mit und trugen dadurch zur Förderung des geistigen Lebens im Ordensstaate bei.

*

8. Besondere Sorge widmete der Deutsche Orden den Bibliotheken. Die Gesetze und Regeln enthielten die Bestimmung, daß Priester und Schüler Sonntags Episteln und Evangelien lesen sollten. Auch den Kranken sollten diese Stücke vorgelesen werden, und in jedem Haus, in welchem ein Konvent von Brüdern, d. h. zwölf Brüder und ein Komtur, anwesend sei, solle bei Tisch vorgelesen werden, damit, wie die

Satzungen³⁷⁾ sagen, nicht nur die Gaumen gespeist würden; denn auch die Ohren dürsteten nach Gottes Wort. So wird auch in Verzeichnissen direkt von Tischbüchern gesprochen, und man hört auch aus späteren Visitationsberichten, ob bei Tisch gelesen wurde oder nicht³⁸⁾.

Diesen Brauch veranschaulichen gut solche Stellen, in denen ein Dichter sich selbst in die Rolle des Vorlesers versetzt oder diesen anredet oder die Hörer zu aufmerksamem Zuhören auffordert³⁹⁾ z. B. Livländische Reimchronik 6941: *nu muget ir horen wie ez gienc*; 5688 *als ich hie vor las*. —

Daniel 3388 enthält die Aufforderung an den Vorleser: *Heb an, leser, und sprich*. Dazu die typischen Einleitungsverse der einzelnen Abschnitte der *glose*: 911 *Nu sult ir horchen lise, waz uch die glose wise* (und ähnlich); 929 *Horet nu die bedutnis, ouch uzlegunge gewis*; 1643 *Lat uch nu des gezemen baz die schrift, die ich itzunt las*, (mit der auf bereits Gelesenes zurückdeutenden Fortsetzung): *Abir* (wieder) *sal uns gezemen disse geschicht vernemen, die nulich wart gelesen* (ähnlich 6729 mit 6736). Endlich die Fürbitte für Vorleser und Zuhörer 8326 f.: *Min gebet im sich meren immer sal durch der hie ist lesende zu aller vrist, mit den die da horen zu*. Heslers Apokalypse enthält 3711 ff. eine interessante Aufforderung an den Vorleser, eine anstößige Stelle zu überschlagen, falls Frauen anwesend sind:

des bit ich den lesere,	antweder her entrumen (entferne)
swen her kumt in diz mere,	oder obervar den lumen,
daz her mit schonen witzzen,	so daz her in icht durfe sagen.
ob dar vrouwen bi sitzen,	die man mugen iz baz vertragen.

Nötig waren zur Übung dieses Brauches Breviere und Meß-Bücher, Legenden, Antiphonare, biblische Bücher usw. Vorauszusetzen ist überdies, daß Rechtsbücher, vor allem die Ordensstatuten und Regeln, in den Konventshäusern vorhanden waren. Die Satzungen treffen deshalb früh Bestimmungen über Beschaffung und Sicherung von Büchern für den Orden. Schon vor Übersiedlung des Haupthauses aus Akkon wird in den Satzungen *von uber mer* (1264) bestimmt,⁴⁰⁾ daß die Brüder keinen Privatbesitz an Büchern haben dürfen. Hinterlasse ein Bruder Bücher, so habe damit kein Komtur etwas zu tun; sie sollen vielmehr dem Meister von Deutschland zur Verfügung stehn, der damit tue, was ihm gut dünke.

Nach späterem Zusatz Burchards von Schwanden (1289) soll der Landkomtur die Bücher auf die Ordenshäuser verteilen. Eine Ausnahme gilt nur für Breviere, die offenbar reichlich vorhanden waren; solche darf er an Einzelne, die sie nötig haben, abgeben.

Wer Geld für Bücher erhält, soll es ja nicht für anderes ausgeben; er soll es dem Komtur zur Aufbewahrung geben und den Kauf innerhalb eines Jahres ausführen, andernfalls verfällt das Geld dem Orden.

Verkauf eines Buches ohne Erlaubnis des *Gebieters von Dutschen landen* ist verboten. Wer den Orden verläßt, darf kein Buch mitnehmen.

Die Wirtschaftsbücher des Ordens geben uns manche Nachricht über die Mittel, die für Ankauf oder Abschreiben von Büchern zur Verfügung gestellt werden, seien es solche zu kirchlichem Gebrauch oder andere, wie Legenden, Rechtsbücher usw. Auch deutsche Bücher werden dabei erwähnt.

Von großem Interesse sind besonders die Angaben des Marienburger Tresslerbuches, die einen Einblick in die Kosten der Bücher und deren Anfertigung gewähren. Der Priesterbruder David ist wiederholt in Danzig, um auf dem Dominikmarkt Pergament für Bücher zu kaufen. 1399 schreibt er für den Meister zwei Psalter und erhält dafür elf Mark. Im gleichen Jahr kauft er für den Meister mehrere Bücher. Der Magister Arnold kauft ein Buch ‚Dorothea‘. Im Jahre 1401 werden an die Priesterbrüder David und Arnold folgende Ausgaben für Bücher notiert⁴¹⁾:

Herr David: Zum irsten 6 mark und 1 firdung vor eyn buch »eyn antiphonario« zu schriben und 3¹/₂ m. vor eynen seltern, 1 m. vor ein martilogio. item 4 m. vor 1 legende »von der ziet« und »von den heiligen« zu schriben, vor erch⁴²⁾ und vor fel 7 scot und dem cleynsmede 1 firdung und das alde buch »antiphonare« widdir zu zu machen 16 scot und das nuwe »antiphonare« zu bereyten 1 m. item 20 scot Jacobo dem schriber zu bynden die bucher und den gebrechen widdir in zu brengen, zu bynden und zu illuminiren den selter 1 m., und zu bynden und notieren ¹/₂ m. den selter, vor vel, do dy bucher methes obirzogen synt, 1 m., item zu bynden und dy correctura in zu brengen dy legenden 1 m. und ¹/₂ firdung, unde 2 m. minus ¹/₂ firdung vor 5 techer⁴³⁾ permynt, zu bynden ein missebuch und 1 notulare obir 20 scot. item 5 m. und 8¹/₂ scot vor eynen salter unde 2 m. und 1 scot vor dy historien zu schriben »in der chor« und 1 m. vor eyn collectare. item 5 firdung vor eyne legende zu binden und vor erch zu obirzien, und

1 m. vor das buch zu binden, das Raphael hat geschriben. item 10 m. zu schriben eyne legende »von der ziet« und 5 firdung 4 bucher 2 salter und eyne legende zu binden, und 3 m., dy bucher recht zu machen und 3 firdung vor 2 techer permynt. item 3 firdung dem cleynsmede, dy bucher zu beslon, 2¹/₂ m. vor ¹/₂ hundert Lubisch permynts, 5 scot dem schuler zu senthe Lorencz, dy bucher recht zu machen und 5 scot Johanni Mysener, dy legenda recht zu machen. item 1¹/₂ m. zu beslan das nuwe antiphonare; das gelt entpfing her David von uns am dornstage vor Philippi et Jacobi. item 2 m. und 2 scot her David sticke gelt vor permynt und schribelon an der mitte-wochen nach Dyonisii. Summa 57 Mark 1 scot.

Herr Arnoldt: zum irsten 5 m. vor eynen brevier, den man her Peter abekoufte, der etwen des meisters capelan gewest ist, vor eynen andern brevier. item 8 scot zu schriben 26 blat, do dy privilegia inne geschriben synt gewant zwischen dem orden und der kirchen zu Samelandt, dy selben geschriben privilegya in deutsch gemachet dem marschalk geantwter synt. item 1 firdung Jacobo her Davidis schriber vor 6 hute permynt, dy zu dem brevyr komen synt in unsers homeisters capelle. item 9 m. und 5 scot vor 17 techer permynt, yo das techer vor 13 scot, am donrstage noch conversionis Pauli apostoli. item 4 m. und 8 scot uf den brevier in des meisters capelle an der mittewochen zu pfingisten. item 1 m. und 7 scot dem cleynsmede, der dy spangen zu den buchern in dy capelle gemachet hat, und 5 scot vor koppir zu negelen. item 1 m. her Niclus, der dy bucher hat gebunden und zu gemachet, am sontage vor ad vincula Petri. item 1 m. Segismundo, das her dy rothen buchstaben hat gemachet in den grosen brefir. Summa 22¹/₂ mark ¹/₂ firdung.

1402 schreibt her Arnold das »Sangebuch in die capelle«, und Peter moler erhält 1 mark »vor gepaynyrte buchstaben in das selbe buch«.

Johannes der Kaplan von Sobbowitz erhält 1402 vom Hochmeister 4 m. für ein deutsches Buch. Wir wissen, daß auch Paul von Rusdorf und sein Nachfolger Conrad von Erlichshausen Bücher ankaufen ließen.⁴⁴⁾

Der Erfolg blieb nicht aus. Im Laufe des 14. Jahrhunderts sammelten sich in allen Häusern des Ordens größere oder kleinere Bestände an Büchern an. Wenn auch das meiste später verstreut, vieles auch — besonders jetzt — vernichtet ist, so besitzen wir doch zahlreiche Nachrichten über die früheren Bestände, so besonders im Marienburger und Großen Ämterbuch,⁴⁵⁾ zumeist vom Ende des Jahrhunderts, vielfach nur summarische, aus manchen Häusern aber doch genauere Verzeichnisse.⁴⁶⁾ So wissen wir von Ordensbibliotheken in Königsberg, Danzig, Elbing, Tapiau, Marienburg, Schlochau, Althaus, Thorn, Strasburg, Schönsee, Graudenz, Leipe, Christburg, Osterode, Balga, Memel.

Daneben stehen die Bibliotheken der Bistümer, Kirchen und Klöster, die zumeist größer waren als die Ordensbibliothe-

ken. So besaß das Minoritenkloster Wehlau im Jahre 1523 nicht weniger als 515 Werke, das Bernhardinerkloster zu Saalfeld Ende des 15. Jahrhunderts 105 Bücher. Im Domkapitel zu Frauenburg waren 1446 bereits 160 Handschriften vorhanden, im 15. Jahrhundert in den Pfarrbibliotheken zu Braunsberg 90, Rössel 50, Mehlsack 44, Wormditt 103 Werke. Der Bücherbesitz der ermländischen Kirchen, selbst auf dem Lande, übertraf den der Ordenshäuser erheblich. Die Bibliothek des Priesters Andreas Slommow, die dieser im Jahre 1413 der Marienkirche in Danzig schenkte, umfaßte 238 Bücher.

Weitaus die meisten Bücher dieser Bibliotheken des Ordens und der Kirchen waren natürlich lateinische Werke geistlichen Inhalts. So werden uns 1437 in Königsberg genannt⁴⁷⁾:

4 messebücher, 5 selter, item (4) gradualia, 4 antiphonaria, 4 collectaria, 1 selter an der kethen, item 16 predigbucher, item 3 buchir biblie, scolastica historia, Nicolaus de Lyra 1 postilla super Matheum, speculum historiae, secunda pars et tertia speculi historialis, distinciones Mauricii, item 1 buch dor man us regiret, item 1 evangeliorum, item 1 legenda de sanctis et legenda de tempore, item 10 latinsche bucher, item 1 buch de sancto Nicolao, item das erste buch biblie.

Die Bibliothek Elbing⁴⁸⁾ besaß im Jahre 1400 an lateinischen Büchern:

sermones Succi de sanctis et de tempore pars hiemalis et pars estivalis, item summa secunda secundae beati Thome in eodem volumine partis hiemalis, item textus summarum, item Jacobus de Lusanna de sanctis, item tabula auctoritatum et summarum biblie in eodem volumine, item katholicon, item 1 passionale, item scholastica historia, item super Johannem evangelistam in volumine Succi partis estivalis, item super epistolas Pauli, item Gregorium super Ezechielem, item dicta Gorri super Lucam et super Mattheum, item 1 prophetenbuch, item postille super epistolas et evangelistas 9 lectionum, item pentateucus Josue, item Ezechiel, Job, Esdre, etc., item super pentateucus, item paralipomenon, Job, Hester, Machebeorum. Sangbucher: item 8 missalia, 5 gradualia, 4 antiphonaria, 6 selter, 2 legenden, 1 epistolare, 1 asinarium, 1 kalendarium, 2 collectaria, 6 cleyne circuirbucher und eyn breviarus.

In Marienburg waren im Jahre 1394 in der Schloßkirche 41 lateinische Bücher vorhanden,⁴⁹⁾ in Memel 22.

Bei manchen Büchern ist es unsicher, ob es sich um lateinische oder deutsche handelt. Aber bei den meisten ist es doch klar gesagt, oft freilich nur summarisch; so werden summarisch an deutschen Büchern genannt in Christburg 6, Memel 2, Osterode 6, Leipe 5, Danzig 9, in Balga 7, in Schönsee „8 dutsche bucher zu tiische zu lesen“, die offenbar 1416 von Gollub dort-hin gekommen waren,⁵⁰⁾ in Graudenz⁵¹⁾ (1413) drei „tischbücher“.

Dagegen werden für einige Bibliotheken auch genauere Angaben gemacht. So enthielt die Bibliothek der Schloßkirche zu Marienburg⁵²⁾

im Jahre 1394 außer 41 lateinischen Büchern an deutschen Werken: „apocalypsze und dy cronice von Lyeflande in eym buche, item Job, item Barlaam und Rulant in eyme buche, daz groz passionale, daz cleyne passionale, summa Johannis, Hester und Judith in eyme buche, item Barlaam und der Stricker in eyme buche, item der vetere buch, item dyalogorum, item ein glosa obir Lucam, item cronike von Pruessen, item 1 teyl der duczchen bybliam: summa der duczchen buchir 12.“ Wenige Jahre darauf (1398) finden wir dasselbe Verzeichnis, nur mit dem Unterschied, daß zwei Teile der deutschen Bibel erwähnt werden.⁵³⁾

Für Königsberg⁵⁴⁾ werden 1437 an deutschen Büchern genannt:

evangeliarum der nuwen e, item 1 buch von unsers herren kintheit, item 1 buch von der nuwen und alden e, item 1 buch das hebet sich an: dis ist die vorrede in de uslegunge und ist Thomas de Aquino, item die Preuwsche cronica, item der selen trost, item eyns das heiset der welsche gast, item passionale de sanctis.

Die gerade vor dieser Liste genannten Bücher: „der veter buch, item 1 buch Roland, item Judit“ sind, obwohl an die Aufzählung der lateinischen Bücher angeschlossen, schon wegen Roland und der Bezeichnung der veter (nicht *patrum*) buch, gewiß auch deutsche Bücher.

Die Bibliothek zu Elbing⁵⁵⁾ besaß 1440 außer den schon genannten lateinischen Büchern die folgenden deutschen:

der grosse spigel an czween buchern, 1 biblie, item summa Johannis⁵⁶⁾, item 1 passionale, 1 veterbuch, 1 romische cronica, item Barlaam, item des ordens privilegia und des ordens regel.

Für Osterode⁵⁷⁾ werden (1437) genannt: obir Johan ewang. eyn gros buch,⁵⁸⁾ item Bruder bertol^{59a)} item 1 buch genannt barlam, item 3 bucher unser frauen botschaft, item 1 buch der veter, item 1 buch, das hebit sich an: herre got schepper.

Thorn⁵⁸⁾ besaß (1418): 1 summa Johannis dewtsch, item speculum humanae salvationis deutsch, item eyn pars biblie deuwtsh, item eyn buch genannt Rulanth, item evangelia deuwtsh, item vitas patrum deuwtsh, item die Giffledesche cronica deuwtsh. — Endlich Schlochau:⁶⁰⁾ dryczen dewtsche bucher: das eyne heisset vitas patrum, das ander appokalipse dewtsch, item die romische Kronica, item corpus ewangelicum, item von sunte Jorgen doby, item von den 10 geboten doby als in eyme volumine, item ein rot dewtsch buch, item 1 buch obir das paternoster, item 1 buch de sanctis dewtsch, item noch ein buch de sanctis, item ein buch vom leben Dorothee, item 1 buch von Rulant.

Was wir so als alten Ordensbesitz an deutschen Büchern erkennen ist zunächst die große Zahl der im Folgenden zu besprechenden Werke, die im Orden selbst entstanden sind; sie sind fast durchweg mit den uns erhaltenen zu identifizieren.⁶¹⁾

Von Werken anderer Herkunft ist natürlich die geistliche Literatur stark vertreten, nicht immer identifizierbar: so das Buch *dyalogorum* (Marienburg), *unser frauen botschaft* (Oste-

rode), und die *Glosa obir Lucam* (Marienburg). Der große Spiegel (Elbing) wird das *Speculum humanae salvationis* sein; über die *Summa Johannis* und *Bruder Bertol* s. Anm. 59. *Von unseres herrn kintheit* (Königsberg) ist wohl das Werk Konrads von Fussesbrunn. Die in Königsberg 1437 genannte Schrift des Thomas von Aquino ist dessen Kommentar⁶²⁾ zum Matthäusevangelium der Königsberger Handschrift nr. 885, d. h. der erste Teil der *Catena aurea*.

Dagegen ist trotz der ritterlichen Herkunft der Ordensmitglieder und obwohl manche Minnesänger persönliche Berührung mit dem Orden oder verwandtschaftliche Beziehungen zu Ordensrittern hatten⁶³⁾, von weltlicher Lyrik in diesen Bibliotheken nichts zu finden, von sonstiger nicht geistlicher Dichtung jedoch einiges, was dem Gedankenkreis des Ordens entsprach oder nicht widersprach:⁶⁴⁾ Freidank und, offenbar besonders beliebt, Epen die vom geistigen oder ritterlichen Kampf gegen die Heiden erzählten. Barlaam, gewiß die Dichtung Rudolfs von Ems, war in den Bibliotheken von Königsberg, Elbing, Osterode und Marienburg (hier sogar doppelt) vorhanden. Roland wird genannt in Königsberg, Thorn, Schlochau, Marienburg (doppelt), gewiß keine Handschriften des alten Rolandliedes, sondern des Strickers Karl, der auch bei der einen Erwähnung des Strickers (Marienburg) gemeint sein wird.

Daß wir dem Büchersinn des Ordens auch die Erhaltung von Denkmälern verdanken, die nicht im Orden entstanden sind, mag immerhin erwähnt werden. So ist die einzige vollständig erhaltene Handschrift von Herborts Trojanerkrieg (Cpg. 368) von einem Ordensbruder Wilhelm von Kirwiler im Jahr 1333 geschrieben. Das älteste Gedicht vom Priester Johannes, das aus Nordthüringen stammt, ist nur in einer Handschrift zusammen mit den Ordensstatuten erhalten, wobei der dem Orden wohl angehörende Schreiber die unreinen Reime beseitigte⁶⁵⁾ und auch das Wort *strant* einführte, das im 13. Jahrhundert als nordisches Lehnwort über die Ostsee kam und in die Sprache des Ordenslandes übernommen wurde.⁶⁶⁾

Diese Bibliotheken sind in ihrem alten Bestand natürlich nicht erhalten geblieben. Vieles hat den Besitzer gewechselt, vieles ist im Laufe der Zeit — auch gerade in den Stürmen der letzten Jahre — untergegangen.

Eine größere Zahl der alten Bibliotheken war in der Universitätsbibliothek Königsberg zusammengefaßt worden;⁶⁷⁾ ihre Reste haben dort gewiß zum Teil den Untergang gefunden. Anderes kam nach Wien, wieder anderes nach Mergentheim, das nach dem Ende des Ordensstaates Mittelpunkt des Ordens wurde, und von dort 1803 nach Stuttgart.

Für manche heute erhaltene Handschrift, auch für solche, die nicht in alten Bibliotheksverzeichnissen genannt sind, können wir noch wahrscheinlich machen oder sogar bestimmt aussagen, daß sie auf Kosten des Ordens entstanden sind. Kein Privatmann, nur ein reiches Ordenshaus oder ein Ordensgebietiger konnte die große Mergentheim - Stuttgarter Prachthandschrift⁶⁸⁾ anfertigen lassen, die, dreispaltig in Großfolio geschrieben und mit Miniaturen ausgestattet, außer Daniel, Hester und Heslers Apokalypse als einzig erhaltene Handschrift die Dichtungen Judith, Esra und Nehemia und Makkabäer überliefert.

Auch die Königsberger Handschriften von Heslers Apokalypse weisen mit ihren Abbildungen wohl auf denselben Auftraggeber.⁶⁹⁾ Ebenso die großen Handschriften der Übersetzung der *Catena aurea* des Thomas von Aquino (s. u. S. 134).

Für die große Wiener Handschrift 2779, die freilich mit ihrem Inhalt⁷⁰⁾ wenig zu dem in Ordenshandschriften sonst hervortretenden literarischen Geschmack stimmt, verfocht schon Schönbach⁷¹⁾ Entstehung in einem ‚dem deutschen Herrenorden in Österreich verbundenen Haus‘, vielleicht in der Kommende zu Wien in der Singenstraße.

*

9. Die im Ordensland und seiner Literatur herrschende Sprache war anfangs keineswegs einheitlich. Der Orden war größtenteils aus Ober- und Mitteldeutschen zusammengesetzt. Von den Balleien, die er in Deutschland besaß, lagen mit Ausnahme von Utrecht, Altenbiesen und der spät gegründeten Ballei Westfalen alle in den hochdeutschen Gebieten. Die gleichfalls junge Ballei Sachsen reichte über mitteldeutsches und niederdeutsches Gebiet; die beiden ältesten und wichtigsten Balleien waren Thüringen und Hessen.

Die Folge war, daß auch die Mehrzahl der nach Preußen ziehenden Ritter den genannten Landesteilen entstammte; und

daran änderte sich auch nichts, als der Schwerpunkt des Ordens sich nach dem Norden verschob: Ritter konnten nur aus den Gegenden kommen, in denen das Rittertum bodenständig war. So blieben die Niederdeutschen stets in ausgesprochener Minderheit. Nur in Livland⁷²⁾ überwog das niederdeutsche Element unter den Rittern.

Von 37 Hochmeistern bekannter Herkunft sind nur zwei Niederdeutsche, unter diesen allerdings einer, der für die Literatur des Ordens von besonderer Bedeutung war: Luder von Braunschweig. Aber dessen Familie stand von jeher innerhalb der hochdeutschen literarischen Tradition. Man wird annehmen dürfen, daß in der Gesamtheit der Ritter ungefähr das gleiche Zahlenverhältnis herrschte wie bei den Hochmeistern.

Die Herkunft der sonstigen Kolonisatoren war weniger einheitlich. Das Kulmer Land, Pomesanien und das Oberland erhielten ihre Bewohner aus Schlesien, der Lausitz, Meißen, dem Vogtland und Thüringen, das mittlere Ermland wurde infolge der Kolonisationstätigkeit der Bischöfe vornehmlich durch Siedler aus Schlesien besetzt, deren Dialekt noch heute in Ostpreußen „breslauisch“ genannt wird. Auch die Städter dieser Gegenden kamen vorwiegend aus denselben mitteldeutschen Gebieten. Anders lag es in den Küstenstrichen: hierher strömten Ansiedler aus den weiten Gegenden ganz Niederdeutschlands bis Niederfranken.⁷³⁾ Dirschau, Elbing, Frauenburg, Braunsberg hatten ursprünglich lübisches Recht.

Die verschiedene Herkunft der Siedler wirkte in der später gebrauchten Sprache nach, mündlich in den Mundarten,⁷⁴⁾ schriftlich in Urkundenwesen und Literatur.

Daß der Orden von Anfang an in seinen Urkunden die deutsche Sprache gebraucht habe, war lange eine verbreitete Ansicht. Sie ist nicht aufrecht zu halten⁷⁵⁾. Vielmehr kennt der Orden im 13. Jahrhundert in der Hauptsache Urkunden-Originale nur in lateinischer Sprache, neben die gelegentlich frühe Verdeutschungen treten. Seltene Ausnahmen sind ein Vertrag zwischen dem preußischen Landmeister und der Stadt Thorn von 1262 und die Handfeste des Hochmeisters Burchard von Schwanden für die Stadt Elbing von 1288. Erst aus der Zeit, in der Luder von Braunschweig Komtur in Christburg war, begegnen dort (seit 1316) Urkunden-Originale in deutscher Sprache,

während in die Hochmeisterurkunden das Deutsche erst nach Luders Hochmeisterzeit eindringt. So kommt Grundmann (S. 27) zu der Feststellung, daß im Vergleich zu anderen Gegenden „nicht besonders früh, sondern verhältnismäßig spät, dann aber um so vollständiger im Ordensland die deutsche Urkunden- und Kanzleisprache die lateinische Sprache verdrängte.“

Soweit der Orden sich in seinen Urkunden der deutschen Sprache bediente, verwendete er eine mitteldeutsche Amts- und Geschäftssprache.⁷⁶⁾ Er hat an dieser festgehalten, auch als er seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich überwiegend aus Bayern, Schwaben, Franken und Rheinländern zusammensetzte. Die Sprache der niederdeutschen Untertanen ließ er dabei unberücksichtigt. Individuelle Abweichungen sind natürlich festzustellen, im ganzen aber verwendete er ein gleichmäßiges Mitteldeutsch, das in engem Zusammenhang mit der in Schlesien und Obersachsen gebräuchlichen Urkundensprache steht. Die ostelbischen Kolonialländer zeigen in Lautformen, Satzbau, Rhythmus eine weitgehende Übereinstimmung. In der großen geistigen Kultureinheit des deutschen Ostens, die „von der Moldau bis zum Frischen Haff und Pregel reicht“⁷⁷⁾, wurde die moderne Sprache und Ausdrucksweise entwickelt, die die Grundlage unserer neuhochdeutschen Schriftsprache geworden ist. Ohne Zweifel hat die kaiserliche Kanzlei Karls IV. in Prag den Ausgang gebildet, aber Schlesier sind in ihr besonders tätig gewesen, und wir wissen, wie bedeutsam die Fäden waren, die nicht nur Schlesien, sondern auch Böhmen in geistiger, künstlerischer und wirtschaftlicher Hinsicht mit Preußen verbanden. Der Ordensstaat aber hat durch seine einheitliche Verwaltung strenger und länger diese mitteldeutsche Amtssprache durchgeführt. Es ist im wesentlichen die gleiche Sprache, die wir in Preußen bei Urkunden, Rechtsbüchern und Chroniken finden. Ostmitteldeutscher Wortschatz und Satzbau steht dem Neuhochdeutschen auffallend nahe. In der bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts im Ordenslande entstandenen Übersetzung⁷⁸⁾ der Apostelgeschichte stehen Stellen,⁷⁹⁾ die zu einem Vergleich mit der Sprache Luthers in der Septemberbibel herausfordern: *„Was mus ich tun, uf das ich selik werde? — uf das er da daz almusen bete von den, die da in den tempil gingen. — kein laster das des todis oder der bande wert were. — und do er des*

weges wanderte. — bi eynem ledergerwere, des name was Symon genant.“ Solche Berührungen mit der Sprache Luthers, die über 150 Jahre jünger ist, lassen sich nur durch die räumliche Zusammengehörigkeit erklären: beide gehören dem gleichen ostdeutschen kolonialen Sprachraum an, der gleichen Sprach- und Kulturgemeinschaft. Ähnliches gilt von der Prophetenübersetzung des Claus Cranc aus der Mitte des 14. und den preußischen Chroniken des 15. Jahrhunderts.

Die alten langen Vokale *i*, *û* sind hier noch unverändert erhalten. Die Diphthongierung dieser Vokale zu *ei* und *au* beginnt in Preußen gegen Ende des 14. Jahrhunderts und wird erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts herrschend. Im Wortschatz spiegelt sich vielfach der Kulturkreis der Verwaltung und Wirtschaft des Ordens: *homeister* (oder auch nur *meister*), *marschalk*, *spitteler*, *trapier*, *treseler*, *pfleger*, *vogt*, *komtur*, *huskomtur*, *rempter*, *firmarie*, *trapperie*, *karwan*, *parcham*, *danzk* — Wörter die sich in dieser Sphäre bis zur Gegenwart erhalten haben.

Die Bistümer und Städte schlossen sich in ihren amtlichen Schriftstücken der mitteldeutschen Sprache der Landesherrschaft an, auch dort, wo ihre Bevölkerung überwiegend niederdeutsch war. Nur die beiden unter hanseatischem Einfluß stehenden Handelsstädte Danzig und Elbing gebrauchten in ihrer Stadtsprache das Niederdeutsche. So finden wir die interessante Tatsache, daß man in den Ordenshäusern Danzigs⁸⁰⁾ und Elbings sich der mitteldeutschen Amtssprache bediente, während man jenseits der Ordensmauern in der Stadt eine niederdeutsche Rechts- und Geschäftssprache anwandte. Freilich im Verkehr mit dem Orden schrieben auch diese Städte hochdeutsch. Das Elbinger Kämmererbuch von 1404—1414 ist überwiegend niederdeutsch abgefaßt, einige Abschnitte jedoch in der mitteldeutschen Ordenssprache, und gelegentlich finden wir Sprachmischung im selben Satze („*de bode to stutten und czu besern*“), die auf ein gewisses unsicheres Schwanken im Sprachgebrauch schließen lassen^{80a)}. In Danzig hielt sich das Niederdeutsche im hanseatischen Verkehr bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus und als Gerichtssprache wurde es noch 1566 angewendet.

In der Dichtung liegen die Verhältnisse etwas anders und die Einheitlichkeit ist geringer.

Selbstverständlich ist, daß Werke, die in den einzelnen oberdeutschen und mitteldeutschen Balleien entstanden sind, die heimische Mundart zeigen: so ist die Legende von der heiligen Martina (s. S. 45) und die Mainauer Naturlehre alemannisch geschrieben, Judith und Der Sünden Widerstreit thüringisch (s. S. 71).

Aber auch bei den im Ordensland selbst entstandenen Werken ist eine sprachliche Einheit nicht vorhanden, da die literarisch tätigen Männer den verschiedenen Gegenden entstammten und ihre heimischen Sprachgewohnheiten nicht sofort abstreifen, so daß die Spuren ihrer Herkunft bestehen bleiben.

So bildet sich nur ganz langsam eine Literatursprache von beschränkter Einheitlichkeit heraus, in welcher Hochdeutsches und Niederdeutsches, Westmitteldeutsches und Ostmitteldeutsches gemischt erscheint⁸¹⁾ und auch polnische Einschläge im Wortschatz nicht ganz fehlen.

Das lautliche Bild der einzelnen Denkmäler ist noch oft recht differenziert, sodaß die jeweils gebrauchte Sprachform aufzunehmen ist und mit gewissen Beschränkungen aus ihr Schlüsse auf die Herkunft des Verfassers gezogen werden können.

Wohl hat man versucht, auf Grund einzelner lautlicher Erscheinungen innerhalb der Ordensdichtungen sprachliche Gruppen festzustellen, aber andere lautliche Erscheinungen führen wieder zu anderer Gruppierung. So kam W. G e r h a r d ⁸²⁾ zu einer Gruppe Tilo, Hiob, Historien (s. unten S. 117) gegenüber Hesler, Makkabäer, Daniel, Jeroschin, wogegen Z w i e r z i n a ⁸³⁾ auf Grund vokalischer Schwankungen zu einer Gruppe Schachbuch, Tilo, Jeroschin kam, wozu er Hesler, Makkabäer, Daniel, Hiob, Judith als nah verwandt stellt gegenüber den älteren Werken: Der Sünden Widerstreit, Livländische Chronik, Passional und Väterbuch. Auch K r e b s ⁸⁴⁾ betont, abgesehen von der Gruppe Tilo, Hiob, Historien, die große Verschiedenheit und die Systemlosigkeit etwaiger Übereinstimmungen. So wird man Bekanntschaft der Verfasser untereinander mit vielleicht gegenseitiger Beeinflussung, Unterschiede der Herkunft und der Zeit sehr viel mehr in Rechnung stellen müssen. Denn daß in den Wirtschaftsbüchern des Ordens sich die Einheit stärker bemerkbar macht als in der schönen Literatur, liegt nicht nur daran, daß sich dort die erwähnte amtliche Leitung stärker aus-

wirkt, sondern auch daran, daß die Literatur als Ganzes doch früher liegt als die uns erhaltenen wirtschaftlichen Aufzeichnungen.

Auch in der schönen Literatur ist eine gewisse Einheitlichkeit am frühesten im Wortschatz eingetreten, so daß die Zugehörigkeit eines Werkes zur Ordensliteratur vielfach aus dem Wortschatz nachgewiesen werden kann.

II. Die Literatur

10. Irgendwelche Beziehungen zur deutschen Literatur kommen nicht in Betracht, solange der Orden im Orient war. Auch in der ersten Zeit seiner preußischen Aufgabe ist davon nichts zu erwarten: Kolonialländer sind im allgemeinen anfangs literaturarm, umso mehr wenn sie Kampfländer sind: *inter arma silent Musae*.

Aber das änderte sich im Laufe des 13. Jahrhunderts mit dem Erwachen einer Literatur in den eigenen nichtpreußischen Ordensniederlassungen und in andern dem Orden befreundeten Kreisen, dann aber überraschend schnell mit dem Festwerden der Herrschaft in Preußen; und die Beziehungen zur Literatur erstarkten dann mehr und mehr, so daß schließlich hier ein nicht unbedeutender Ableger der deutschen Dichtung in hochdeutscher Sprache erwuchs. Ein Ableger der hochdeutschen Literatur nun aber nicht in dem Sinne, als hätten sich die in der deutschen Dichtung des 13. Jahrhunderts zu Tage tretenden Erscheinungen hier restlos und getreu wiederholt. Die Literatur des Ordens⁸⁵⁾ ist vielmehr ein Ableger mit eigenem Leben und ausgesprochener Eigenart. Der Kreis mit seinem abgeschlossenen Interessenbereich hat auch seine Literatur entsprechend entwickelt, bestimmte Richtungen bevorzugt und ausgebaut, andere vernachlässigt oder ganz abgelehnt. Schon aus diesem Grunde kann die Ordensliteratur den Anspruch erheben, als eine selbständige literarische Gruppe behandelt zu werden.

Den in der Literatur des 13. Jahrhunderts herrschenden Gattungen der höfischen Dichtung, Epik und Lyrik, steht, wie schon bei der Besprechung des Bibliothekswesens ausgeführt wurde, trotz der Herkunft seiner Ritterbrüder der Orden ganz fern. Nicht als ob die Technik dieser Literatur abgelehnt worden wäre, im Gegenteil: Einflüsse höfischer Erzähler sind unzweifelhaft und in ziemlichem Umfang festzustellen; besonders die Art Konrads von Würzburg und durch ihn Gottfried von Straßburg haben nachgewirkt. Aber die so ganz auf weltliche Ehre und Lebensgenuß eingestellte Gedankenwelt des höfischen Rittertums konnte im Orden in seiner guten Zeit keinen Widerhall finden. Nie wurden in den Ordensburgen die Epen der höfischen Blüte, Erec und Iwein, Tristan und Parzival oder andere höfische Romane,⁸⁶⁾ nie Nibelungenlied und Gudrun vorgelesen; nie erklangen die Lieder Walthers oder Morungens. Ebenso mußte es den Ordensrittern fern liegen, durch ihre Dichtung persönliche Ehre zu erringen: die Ordensdichter dichten nicht als Einzelpersonlichkeiten wie Walther und Wolfram, sondern nur als Glieder des Ordens und in dessen Dienst.

So ergibt sich, daß in der Ordensdichtung nur der Gedankenkreis des Ordens zur Geltung kam, in dessen Mittelpunkt der Orden selbst stand, und seine aus dem Kreuzzugsgedanken erwachsene religiös-kirchliche Aufgabe. Deshalb werden mit ganz geringen Ausnahmen nur zwei des Ordens würdige Stoffe behandelt: die Religion und die Ordensgeschichte. An der Spitze steht dabei — wenn auch nicht zeitlich, aber an innerem Gewicht — die religiöse Literatur, der Gattung nach größtenteils geistliche erzählende Versdichtung, erst später in Verbindung mit der Bibeldichtung und diese ablösend die Prosa.

A) Geistliche Literatur

11. Die geistliche erzählende Dichtung des Ordens ist in erster Linie Legendendichtung, einschließlich der Mariendichtung.

Die Marienverehrung stand im Orden von seinen Anfängen an in hoher Blüte, ja sie stand Pate bei seiner Gründung, denn der Gottesmutter hatte ihn ihr Stifter Friedrich, der Sohn des

Rotbarts, geweiht, und die erste den Orden betreffende Bulle⁸⁷⁾ des Papstes Clemens III. vom 6. II. 1191 nennt die Ritter: *Fratres theutonici ecclesiae sanctae Mariae Jerusalemitanae*.

Der Prolog der Ordensstatuten gebraucht in seiner deutschen Fassung⁸⁸⁾ den Ausdruck: „*Heiliger ritterlicher Orden des spitals sente Marien von dem tutschen huse*“. Kurzerhand heißen die Deutschherren dann auch ‚Marienritter‘, so z. B. Passional H 143, 66; Väterbuch 40794.

In Preußen nannten sie 1274 der Jungfrau zu Ehren ihr Haupthaus, die *Marienburg*,⁸⁹⁾ *castrum Mariae*, und schmückten die äußere Ostwand des Chores ihrer Kirche mit jenem großen, 1945 zerstörten Marienbild, das von dort weithin in das noch heidnische Land hinaus leuchten sollte.

Das preußische *Quidin* wurde im Jahre 1233 in *Marienerwerder* umbenannt. Andere mit Maria zusammengesetzte Ortsnamen reichen wohl auch weiter zurück, wurden aber natürlich vom Orden gern übernommen. Das letzte Heim des Ordens nach dem Ende des Ordensstaates trägt seinen Namen Mergentheim ‚Heim der Maria‘ schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts, also lange vor der Gründung des Ordens.

Unter den *Mariendichtungen* ist zunächst hier *Bruder Philipp Marienleben*⁹⁰⁾ zu nennen, nicht als zeitlich erstes Zeugnis der Marienverehrung, denn ihm gehen andere Mariendichtungen, die Marienlegenden des Passional, gewiß voraus. Es mag trotzdem hier an der Spitze stehn, weil es das erste Werk dieses Kreises ist, das der Marienverehrung ausschließlich dient und weil es auch mit dem Orden nur lose verknüpft ist: es ist weder im Ordensland entstanden, noch von einem Angehörigen des Ordens verfaßt, aber ein Geschenk eines Fremden an den Orden. Der Verfasser, ein Mittelfranke, schrieb fern von der Heimat im Karthäuserkloster Seiz⁹¹⁾ in der Steiermark:

V. 10122—26:

bruoder Philipp bin ich genant,	geschriben han ich in dem hus
got ist mir leider unerkant;	ze Seitz diz selbe büechelin.
in dem orden von Carthus	

Hieraus erklären sich einzelne seiner Herkunft widersprechende Formen seiner Sprache.

Philipps Werk gehört in die Reihe der Werke, welche das Leben der Maria nach der Bibel und apokryphen Quellen darstellen.⁹²⁾ Er bearbeitete den Stoff um oder bald nach 1300 nach lateinischer Quelle, der *Vita beatae virginis et salvatoris rhythmica*,⁹³⁾ die auch von anderen deutschen Mariendichtungen benutzt ist, von dem Schweizer Wernher⁹⁴⁾ und von Walther von Rheinau,⁹⁵⁾ bei dem es möglich, aber bis jetzt nicht sicher erwiesen ist, daß auch er Beziehungen zum Deutschen Orden hatte. Wenigstens verrät sein Werk deutlichen Einfluß des Passionals nicht nur in Formeln, in typischen Reimbindungen, schmückenden Beiwörtern, was alles auf der vielen Epigonen gemeinsamen, bis auf Gottfried von Straßburg zurückzuführenden Tradition beruhen kann, sondern auch in manchen längeren Übereinstimmungen⁹⁶⁾ mit diesem Hauptwerk der frühen Ordensdichtung.

Philipps Werk (10133 Verse) hebt sich von der Quelle in manchem vorteilhaft ab. Er bewahrt sich ziemliche Freiheit,⁹⁷⁾ verfährt mit Auswahl, wobei er allzugeschmackloses ausschaltet, erzählt meist einfach und schlicht in Verspaaren; daneben treten öfter gleichgereimte Vier- und Sechszweiler auf.⁹⁸⁾ Trotzdem ist es kein großes Kunstwerk geworden, auch nicht formal: der Ton bleibt trocken, die Sprache oft ungeschickt, die Reimkunst liegt im Argen, und nicht alle Unreime erklären sich aus dem Dialekt oder als Fehler der Überlieferung.

Das Publikum hat dieses Werk weit über Gebühr geschätzt. Das zeigt sich in der großen Zahl von ganz oder fragmentarisch und in den verschiedensten Dialekten erhaltenen Handschriften;⁹⁹⁾ das zeigen auch einige Umreimungen, mehrere in niederdeutsche, eine in gemeinmittelhochdeutsche Sprache, ebenso ganze ‚Bearbeitungen‘, Kürzungen in zwei Handschriften zu Gotha und Wien, und mehrere Erweiterungen und Verarbeitungen¹⁰⁰⁾ verschiedener Art. Schon die alte gute Pommersfelder und die Admonter Handschrift haben einige Evangelienstücke eingefügt. Eine andere Handschrift hat die Perikopen der Fastenzeit von Aschermittwoch bis Dienstag der Karwoche hinzu gegeben.¹⁰¹⁾ Eine Wiener Handschrift (2560) hat das Marienleben durch große Stücke aus dem Evangelium Nicodemi Heinrichs von Hesler erweitert.¹⁰²⁾ Die drei Handschriften, Wien 2709, Wien 2735, Klosterneuburg 1242, enthalten eine Verarbei-

tung des Marienlebens mit Stücken aus Konrads von Fussesbrunn Kindheit Jesu, der Interrogatio Sti. Anselmi und dem Evangelium Nicodemi Heslers.¹⁰³⁾ Umgekehrt sind auch größere Teile in andere Werke aufgenommen worden, so in die Weltchronik Heinrichs von München.¹⁰⁴⁾

Dieses Werk hat Philipp nun den Brüdern vom Deutschen Hause gewidmet und zugesandt, mit einer ausdrücklichen Begründung v. 10089 ff.:

Auch ditz büechelin ich sende wan sie gern Marien erent
den bruodern von dem diutschen hus; und den gelouben Christes merent.
die han ich lange erkorn uz,

In einigen Handschriften (HPBbVII) befindet sich auch nach Vers 22 der vom Dichter herrührende Zusatz¹⁰⁵⁾:

dit buoch han ich gesant von dem tuschen huse
den bruodern, die da sint genant und sint Marien rittere.

Andere Handschriften (SJU) schreiben¹⁰⁶⁾ statt dessen:

Ein buoch habent die teutschen herren, Got geb allen den saelde und witz
daz wart in gesant von verren; die ez horen unde lesen;
dar ab wart geschriben ditze. auch muozen sie saelic wesen.

Leider lassen die einzelnen Handschriften nirgends mit Sicherheit erkennen, ob sie etwa im Besitz des Ordens waren, doch bezeugen die zuletzt genannten Handschriften, daß die Übersendung tatsächlich stattgefunden hat. Ob eine der Bearbeitungen in Ordenskreisen entstand, ist nicht festzustellen; besonders naheliegend wäre es für die Vermengung mit dem Evangelium Nicodemi. Ist aber Philipps Werk auch nicht im Orden entstanden, so scheint es doch im Ordensland als die maßgebende Marienlegende gegolten zu haben. Man müßte andernfalls erwarten, daß dort eine besondere große selbständige Mariendichtung geschrieben worden wäre.¹⁰⁷⁾ Philipps Widmung ihrerseits zeigt, daß die literarischen Interessen des Ordens damals schon weithin bekannt waren.

*

12. Ebenfalls außerhalb des Ordenslandes, aber doch von einem Angehörigen des Ordens ist um dieselbe Zeit die große Legende von der heiligen *M a r t i n a*¹⁰⁸⁾ geschrieben worden. Zu jenen Edlen, die im 13. Jahrhundert ihren Besitz dem Orden übertrugen und selbst als Brüder in den Orden eintraten, gehörten auch die Hegauer Ritter Arnold von Langenstein und

seine vier Söhne; zwischen 1270 und 1272 vollzogen sie die Schenkung, aus der die Komturei Mainau im Bodensee erwuchs. Arnold selbst trat mit seinen Söhnen in den Orden ein.

Einer derselben, Hugo von Langenstein, geboren ca. 1245/50, 1291 als Ordensbruder in Beuggen urkundlich bezeugt,¹⁰⁹⁾ nannte sich selbst als Verfasser der Legende 292, 36 ff:

Ich bin geheizin bruder Huc Da was miner vordern heim —
ze nachnamen: von Langenstein — zum tiuschin huse ein bruoder.

Vollendet hat er das Werk im Jahre 1293:

292, 66:

Do was nach gotes geburte unde dar zuo zwei hundert
diz buoch gemacht, daz ist war, mit warheit uz gesundert,
do man zalte tusedent jar driu und nunzig darzu.

Vielleicht schrieb er im Ordenshaus Beuggen bei Basel. Stolz rühmt er (291, 91 ff.) gegenüber der weltlichen Dichtung, daß sein Werk nicht rede von *ritterschaft*, noch von *fleischelicher minne craft*, *diu der tumben welte kint / an gotes dienste machet blint / und in des himelriches stec / abwirfet und der selden wec, / noch von der welte aventiure / diu mit süntlicher stiure / den liuten kurzwile git.*

Die Legende ist eine sehr umfangreiche Dichtung, sie zählt rund 32000 Verse, erhalten ist sie nur in einer einzigen Handschrift zu Basel, die von einem Schweizer, Konrad von St. Gallen, geschrieben ist. Der Stoff war damals in Deutschland im allgemeinen noch unbekannt. Hugo lernte ihn nach eigener Angabe durch eine alte Nonne des Predigerordens aus Rom kennen. Es war die auch in den *Acta Sanctorum*¹¹⁰⁾, stehende Fassung der Legende, deren ursprüngliche Entstehung Hugo 287, 99 ff. folgendermaßen erzählt:

Eine fromme Klosterfrau des Predigerordens hat eine Vision: ihr erscheint ein alter Mann und verweist sie, weil sie zum heiligen Martin gebetet hatte, an Martina, die nächst Maria die Höchste im Himmel sei. Da ihr keine ihrer Genossinnen Auskunft geben kann, sucht sie im Martyrologium 290, 61 ff.:

und vant den namen drate, Ez ist der here tac so groz,
den sie gesuoht hate, do Crist sin erstes bluot goz
an des iares anevanc und durch uns wart besniten
und an sinem uzganc — nach der alten e mit siten
diu zwei besliuzet ein tac fur al der werlde unkiusche.
den ich wol benennen¹¹¹⁾ mac.

290, 97:

Sus ist nach warem orden	zuo einem hohen prisende
Sant Martina kunt worden	der frouwen verliuhen ¹¹²) und ge-
und wart ir martir legende	schriben.

Ob der Dichter sagen will, die Frau, der er die Legende verdankt, habe sie auch verfaßt, bleibt unklar. Jedenfalls besitzt sie dieselbe und bittet den Dichter um deutsche Übertragung (290, 107 ff.).

Die Legende erzählt die Geschichte der aus vornehmem römischem Geschlecht stammenden Martina, die sich dem christlichen Glauben zuwendet, aber zur Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian gezwungen werden soll, dem Bild des Apollo zu opfern, und, da sie sich weigert, den Märtyrertod erleidet.

Das Leben und die elf Marter der Martina bilden die Grundlage von Hugos Werk. Er hat was ihm die Quelle bot wechselnd teils in wörtlichem Anschluß teils in freierer inhaltlicher Wiedergabe vorgetragen, aber neben selteneren Auslassungen mit sehr wenig Kompositionsgeschick in größter Breite, durch allerhand theologische Gelehrsamkeit und theologisch-moralische Exkurse, unter reichlicher Verwendung von allegorischer Deutung, ausgeschmückt. So handelt er von Gottes Allmacht, den Höllenqualen, der menschlichen Gebrechlichkeit und vielem anderen.

Das Material für diese Zutaten boten ihm verschiedene lateinische Werke¹¹³), in erster Linie die Schrift *De contemptu mundi*¹¹⁴) von Papst Innozenz III. und das damals weit verbreitete *Compendium theologiae veritatis*,¹¹⁵) das übrigens auch in den Bibliotheken der Ordenshäuser Osterode und Graudenz vorhanden war. Auch die *Legenda aurea* ist für die fünfzehn Vorzeichen des jüngsten Gerichts (189, 33—191, 2) benützt.¹¹⁶)

In der Darstellungsweise und im Gebrauch der allegorischen Verbrämung lehnt sich Hugo an verschiedene Dichter der höfischen Literatur an, der er doch entgegenarbeiten will: an R e i n b o t von Dürne,¹¹⁷) das Leben der heiligen J o l a n d e von V i a n e n¹¹⁸) und besonders an K o n r a d v o n W ü r z b u r g. Dessen Goldene Schmiede¹¹⁹) hat ihm das Muster gegeben für die große allegorische Ausdeutung der Kleider der Martina auf ebensoviele Tugenden, wenn er vom Hemde der Keuschheit spricht, vom Mantel der Geduld, dem Gürtel der Stetigkeit, dem Kranz,

der aus den Blumen Demut, Treue, Mäßigkeit, Barmherzigkeit und Gehorsam geflochten ist.

Mit dem Orden hat der Martinastoff keinen unmittelbaren Zusammenhang; doch konnte der Orden ihm späterhin natürlich dasselbe Interesse abgewinnen wie anderen Märtyrerlegenden. Das Gedicht ist denn auch in Preußen selbst offenbar vorhanden gewesen; denn es ist nicht ohne Einfluß auf die später dort entstandene Ordensdichtung geblieben. Die Verse 1305 ff. der Daniieldichtung (s. u. S. 100 ff.)

Darzu hiez er den kinden	mit starken stricken grozen
vuze und hende binden	und in den ofen stozen

sind fast wörtlich gleich Martina 70, 7:

und hiez sie den kinden	mit starken banden grozin
hende und fuze binden	und in den oven stoizin,

was nur aus direkter Entlehnung zu erklären ist.¹²⁰⁾

Hugo von Langenstein hat vielleicht auch die in der Baseler Handschrift zwischen der Martina und der Erzählung vom Litauer (s. S. 146) stehende und vom Schreiber der Martina, Konrad von St. Gallen, geschriebene sogenannte Mainauer Naturlehre¹²¹⁾ verfaßt, ein Buch, das die bekannten mittelalterlichen Vorstellungen¹²²⁾ von der Beschaffenheit des Weltalls, vom Himmel, dem Lauf der Sterne, von Zeitrechnung und Kalender vorträgt. Hinzu fügt es Lehren diätetischer und sanitärer Art: von den Tagen, die für bestimmte Verrichtungen z. B. für den Aderlaß günstig oder ungünstig sind, von Speisen, deren Genuß der Gesundheit dient oder schadet usw. Der Herausgeber der Naturlehre hat (S. VII) allerdings Hugos Verfasserschaft bestritten, da dessen Verse geschmacklos seien, die Prosa der Naturlehre leicht und einfach. Aber Vers und Prosa sind schwer vergleichbar. Ist Hugo nicht der Verfasser, dann gewiß ein anderer Ordensritter. Wenn man auch kaum mit dem Herausgeber sagen darf, die Diätetik der Naturlehre weise auf ein „vornehmes, bequemes Herrenleben, wie es wohl in den Orden paßte“, so ist doch festzustellen, daß sie die Grundlage oder wenigstens Beiträge hergab zu ähnlichen Anweisungen, die später für den Hochmeister in Preußen von einem berühmten Arzt niedergeschrieben wurden. Quelle dieser Schrift war das *Regimen sanitatis Salernitanum* und Kommentare dazu¹²³⁾ ohne eigene Zutaten. Der Name, unter dem das Werk bekannt ist, führt irre: auf der Mainau ist es gewiß nicht verfaßt.

13. Mit allem Vorbehalt ist vielleicht auch das *Maere vom heiligen kreuz* des Helwig von Waldirstet¹²⁴⁾ hier anzuschließen. Sein Verfasser war nach Ausweis der Reime mit *n*-losen Infinitiven¹²⁵⁾ sicher Thüringer, hatte aber Beziehungen zu einem Angehörigen des Zähringer Hauses, Friedrich, in dessen Auftrag er sein Gedicht schrieb. Leider ist nicht mit Sicherheit festzustellen, um welchen Friedrich es sich handelt; doch scheinen Friedrich II. († 1333) und Friedrich III. († 1353), an die Heymann denkt, zu spät zu liegen, während Friedrich von Baden-Hochberg zeitlich besser paßt. In diesem Friedrich, der um 1300 Ordensritter war, darf man deshalb wohl mit Schröder Helwigs Auftraggeber erblicken. Die einfache Nennung *von Baden herre Friderich* ohne fürstlichen Titel paßt gut, wenn Helwig selbst als Ordensritter seinem Gönner nahe stand. Deshalb hält Schröder es für möglich, daß Helwig (wie Hugo von Langenstein) ein Ritter der alemannischen Ordensprovinz war und in der Kommende Freiburg bald nach 1300 geschrieben hat. Auch daß Helwig fern von der Heimat begegnet, fände in seiner Zugehörigkeit zum Orden leicht seine Erklärung. Einige Berührungen mit dem entsprechenden Abschnitt des *Passionals* (K 265, 1—290, 64) sind von Heymann gesammelt und lassen, trotz ihrer geringen Zahl, darauf schließen, daß Helwig dieses große Werk der Ordensliteratur kannte.

*

14. Wirken die bis jetzt genannten Werke noch wie ein wenig bedeutendes Vorspiel zur Deutschordensliteratur, so setzt diese doch schon im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts mit einem vollen Akkord ein in den beiden großen Legendensammlungen¹²⁶⁾ des *Väterbuchs* (Vb) und des *Passionals* (Pass. H und Pass. K), die literarhistorisch von größter Bedeutung sind, rein äußerlich betrachtet mit ihren rund 150 000 Versen für einen Autor — denn um einen solchen handelt es sich — eine imponierende Leistung.

Daß beide Werke von dem gleichen Verfasser¹²⁷⁾ herrühren, ergibt sich mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit aus verschiedenen Umständen. Das Formelhafte in beiden Werken ist bis zur Manier so gleichartig, daß auch ein geschulter Nachahmer es kaum so hätte treffen können. Hinzu tritt die Gleichartigkeit in „gewissen unscheinbaren Einzelheiten, die

dem Schaffenden unbewußt entschlüpfen“ und gerade deshalb sich jeder Nachahmung entziehen¹²⁸⁾, endlich die Gleichartigkeit in den lyrischen Einlagen und in den Rahmenstücken, Vorworten und Epilogen.¹²⁹⁾

Der Name dieses fleißigen Mannes ist uns unbekannt, ebenso seine Heimat. Vermutungen¹³⁰⁾ über beides sind reichlich geäußert worden; meist ist es einfach festzustellen, daß die Art oder die Lebenszeit eines Genannten nicht dazu stimmt. Im Übrigen ist die Leistung des Passionaldichters quantitativ so groß, daß man schon deshalb Schwierigkeit hat, sie einem anderen fruchtbaren Dichter wie Rudolf von Ems oder Hesler auch noch zuzulegen.

Daß wir den Namen dieses fleißigen Mannes nicht kennen, ist kein Zufall; er hat ihn im Unterschied von anderen Schriftstellern des Ordens absichtlich verschwiegen. Absichtlich anzunehmen, läge schon deshalb nahe, weil er reichlich Gelegenheit hatte, in Prologen und Epilogen, wie andere es tun, sich zu nennen, wenn er gewollt hätte. Aber er sagt es auch ausdrücklich, daß er seinen Namen nicht nennen will; und den Grund bilden ganz offenbar die Anfeindungen, die er seines Werkes wegen erleiden mußte und von denen er Pass. H. 333. 61—89 selbst spricht:

- | | | | |
|----|---|----|---|
| 61 | Durch got nu gedenket min
in gotelicher innicheit,
daz mir got dise arbeit
vor mine sunde setze | 75 | schentliche wort und itwiz
hazzen unde niden
mac er vil baz geliden
danne ich armer mensche kan;
wande er ist wol versuchet dran |
| 65 | unde mich noch des ergetze,
daz ich so maniges niden
muz umme dit buch liden
und hinderwart bose wort,
die mir beide hie unde dort | 80 | von sumelichen luten.
ine wil uch nicht beduten
wer si sin oder wer ich bin;
sunder biddet got vur in,
wande er ist schuldich aldar an, |
| 70 | min gut wort underbrechen.
sie solden billiche sprechen
uf den, der mich hat gebeten,
daz ich zur arbeit bin getreten
und lege dar an minen vliz. | 85 | daz ich des buches ie began.
Nu hilf mir lieber herre got!
luterliche durch din gebot
wil ich aber hie sprechen me,
ez ge ouch dar nach swie ez ge. |

Erreicht hat der Dichter das Ziel, Anfeindungen zu vermeiden, freilich nicht. Das zeigen schon diese Worte, und wir sehen auch an anderen Stellen, in Handschriften zu Kassel¹³¹⁾, Berlin¹³²⁾ und Brixen, daß die Kritik sich mit dem Werk nicht im-

mer freundlich beschäftigte und der Dichter Grund hatte, sich zur Wehr zu setzen. Daraus hat E. Schröder¹³³⁾ geschlossen, daß es zum mindesten von Stücken des 3. Teiles zwei vom Dichter selbst herrührende Fassungen gegeben habe. Doch ist das keineswegs sicher¹³⁴⁾: nirgends sind wirklich ausgeführte Doppelfassungen erhalten. Somit dürfte die Erklärung darin zu suchen sein, daß das Passional in Teilen „veröffentlicht“ wurde, daß damit die Kritik Gelegenheit hatte, sich zu äußern, und der Dichter Gelegenheit, in späteren Abschnitten Stellung dazu zu nehmen.

Sicher ist, daß der Dichter Geistlicher war.¹³⁵⁾ Alles weist in diese Richtung: die geistliche Bildung, die Vertrautheit mit allen kirchlichen Einrichtungen ließ schon darauf schließen. Hierzu kommen seine eigenen Aussagen. In der nicht in allen Handschriften stehenden, bei Hahn fehlenden und deshalb anfangs unbekanntem Nachrede¹³⁶⁾ zum zweiten Buche des Passionalen sagt er:

waz ich hiute predegen pflige,
daz verget mit dem galme.

Noch deutlicher ist Passional K. 319, 2—7:

durch dine barmherzekeit,	ob im iht sunden dran belit,
herre got, so vernim	der mich zu pristere hat gewit,
mich unde vergib ez im,	des ich unwirdec leider bin

Auf die Heimat des Dichters oder des Werkes nimmt keine der persönlichen Bemerkungen Bezug. Auch die Erwähnung von Örtlichkeiten ist zur Heimatbestimmung nicht brauchbar; sie steht jeweils mit der gerade erzählten Legende im Zusammenhang.¹³⁷⁾ So hängt die Nennung der Rheingegend und Kölns (Pass. K. 569, 9. 571, 76—85) mit der Legende der elftausend Jungfrauen zusammen, die Erwähnung Triers (Pass. H. 321, 48) mit dem Grab des Heiligen Mathias (*sin heiliger licham zu Triere ist nu mit reste*), die Erwähnung Marburgs (Pass. K. 623, 50 ff.) mit der Erzählung von der Heiligen Elisabeth.

So bleibt als einziges Kriterium für die Heimatbestimmung die Sprache, worüber später s. S. 66 f. berichtet wird.

Die Zeit der Abfassung beider Werke, die sich gewiß über reichlich ein Menschenalter erstreckt, ist nicht genau bestimmbar. Einen Anhaltspunkt bietet die Tatsache, daß die große *Legenda aurea*¹³⁸⁾ des Jacobus a Voragine benutzt ist. Aller-

dings steht auch für diese *Legenda*: die Abfassungszeit nicht genau fest,¹³⁹⁾ sie darf aber wohl um 1275—80 angesetzt werden. Da das *Passional* mit seinen rund 110 000 Versen zum größten Teil auf der *Legenda* fußt, wird man selbst bei Annahme sehr rascher Arbeit den Abschluß bis nahe an das Ende des Jahrhunderts herabdrücken müssen.

Das *Väterbuch* ist zu einem beträchtlichen Teil vor dem Bekanntwerden mit der *Legenda aurea* geschrieben. Wenigstens hat der Dichter nach seinen eigenen Worten anfänglich nicht beabsichtigt, Stücke einer anderen Quelle als die *Vitae Patrum*¹⁴⁰⁾ zu benutzen; er sagt v. 161:

ein buch, der Veter buch genant,	und 11515 ff.:
an daz han ich den sin gewant	ich han anders niht getihte
und wil daruz ze dute lesen	noch zu dute berihte
das mich nutze dunket wesen	danne als ich in dem buche vant
ze horen der gemeinschaft.	daz vitas patrum ist genant.

Später, als er die *Legenda aurea* kennen lernte, hat er dann auch ihr einiges für das *Väterbuch* entnommen. Dieses ist also vor dem *Passional* begonnen und auch in der Hauptsache vor der Arbeit am *Passional* vollendet worden. Für große Partien ist dies auch aus der Technik zu erkennen.¹⁴¹⁾ Aber es scheint doch zu viel gesagt, wenn man das *Väterbuch* als Ganzes und restlos als das frühere Werk des Dichters bezeichnet. Die Möglichkeit einer auf einzelne Teile beschränkten gleichzeitigen Arbeit an beiden Werken, zuerst von Strauch¹⁴²⁾ ausgesprochen, dann von Reissenberger weiter begründet,¹⁴³⁾ ist zwar von Hohmann (S. 84) und auch von Thiele abgelehnt worden, aber doch nicht von der Hand zu weisen. Man darf sie nicht mit den Erwägungen ablehnen, mit denen man den Gedanken abweist, daß etwa ein höfischer Dichter gleichzeitig an zwei Werken gearbeitet habe. Ist schon dies nicht so sicher,¹⁴⁴⁾ wie meist angenommen wird, so liegen bei Sammelwerken, wie dem *Passional* und *Väterbuch*, die Dinge wesentlich anders. Wenn auch jedes der beiden Werke als geschlossenes Ganzes geplant¹⁴⁵⁾ und in der Hauptsache auch so ausgeführt wurde, so sind doch die einzelnen Teile selbständig, in sich abgerundete Stücke; manche passen gleich gut in beide Werke. Nachträge sind zum mindesten denkbar: es ist durchaus möglich, daß der Dichter, während er am *Passional* arbeitete,

auch dem Väterbuch noch Stücke zufügte, selbst noch in hohem Alter, wozu v. 33450—88 gut passen würden, wo er von Krankheit, aber auch von seinem grauen Haar als Boten des nahen Endes spricht, 33450:

Ine weiz wa ich nu bliben mac. min herre hat mir ouch enpoten, er wolle entlosen den knoten, 53 den hie gestricket hat min leben	Umme die ist ez so gewant, 75 daz sie mit starkeme suse an mines libes huse mit ir kraft gesturmet han und heizen mich fur gerichte gan. Die boten heizen siechtage, 80 die ich mit swerlicher klage entpfangen vil dicke han. Durch gut hat ez got underslan, durch min unvollenkumenheit, daz mich der tot nicht versneit; 85 want die gotes gute sicht an min cranc gemute und beitet vor des todes clage der bezzerunge von tage zu tage.
63 nu ist zit daz ich mich sehe vur. Ich han di boten vur der tur	
65 beide gewis unde war. Daz sint mine grawen har; die kunden mir die hervart und sprechen so: „wis wol bewart, ez nahet faste her din zil	
70 in deme dich got urteilen wil; er kumt, er ist nicht verre. 4 Ouch hat mir unse herre andere boten me gesant.	

Darnach wird man die zeitlichen Grenzen etwa so ansetzen dürfen: Beginn der Arbeit am Väterbuch um 1265, Hauptarbeit daran bis 1280, Nachträge in späterer Zeit. Vielleicht lag der Abschluß der Hauptarbeit vor Vers 27569 (Euphrosyna), wo möglicherweise der Beginn einer Arbeitspause anzusetzen ist; denn von hier ab scheint das Werk reifer und steht künstlerisch dem Passional näher.¹⁴⁶⁾

Die Arbeit am Passional begann der Dichter, nachdem er sich vier Jahre bedacht hatte. Pass. H. 3, 41—51 sagt er:

Min herze lange mir gebot, daz ich mich druf bedechte und zu dute brechte ein teil diner heiligen leben. Do wart min wille widerstreben, wand ich die vernunft wol sach	in mir zu dunkel und zu swach gegen so grozer arbeit. Zu jungest bin ich doch beweit nach vier jaren in den sin, daz ich griffe an daz begin.
--	---

Gegen oder um 1300 mag er das Passional vollendet haben, jedenfalls nicht viel später; denn bald nach 1300 zeigt sich bereits dessen Einfluß auf andere Werke, der allerdings auch schon durch Teilausgaben früher vollendeter Abschnitte ausgeübt worden sein kann.

Das Väterbuch erzählt¹⁴⁷⁾ in 41542 Versen vorwiegend auf Grund der Bücher I—III, V, VI der *Vitae Patrum*, daneben nach der *Legenda aurea* und einigen Quellen untergeordneter Art das Leben von gegen 120 Kirchenvätern: zunächst ausführlich das Einsiedlerleben, die Versuchungen und Kämpfe des heiligen Antonius und seines Schülers in der ägyptischen Wüste, darauf in der Wüstenreise, z. T. nach der *Peregrinatio Ruffini et Malaniae*, die Geschichte der in der oberägyptischen Wüste lebenden Väter; im dritten, dem Buch der Beispiele, folgen zahlreiche Heiligenleben mit frommen Lehren und Beispielen; der vierte Teil enthält eine Reihe umfangreicher selbständiger Legenden (Euphrosyna, Pelagia, Abraham, Zosimus, Margarita, Eustachius, Siebenschläfer, Alexius) und schließt (v. 40440—40989) mit einer farbenprächtigen Darstellung des Jüngsten Gerichts nach dem im Mittelalter viel benutzten *Libellus de Antichristo* des Adso,¹⁴⁸⁾ dem *Compendium theologiae veritatis* und einigen anderen Quellen: Gute und Böse werden vor Gericht geführt, jene selig gesprochen, diese verdammt. Unter den Seligen sieht der Dichter den Heiligen Franziscus und Dominicus mit ihren Genossen und dann¹⁴⁹⁾ die Marienbrüder d. h. die Brüder des Deutschen Ordens v. 40757 ff.:

Ein rot soltu noch schawen	den ir genug auch funden
bei der schonen junchfrawen,	mit vil tieffen wunden.
Gotes muter, Marien:	Nicht hauptmannes hat die rot,
Di mit hertzen freien	auf den si jehen mugen nach got,
di werlt hin varn liessen	wan die lieben juncfrawen.
und Marie ritter hiessen;	Bei der machtü si schawen.
Ir liebes chind si rachen,	Den gotes weingarten
durch irn willen prachen	vil frolich si bewarten
ritterlich si manig sper.	dick an pluender wer,
ein plutig tod was ir ger,	di haben auch ein michel her.

Dann unterbricht der Dichter die Erzählung und schildert in fünfzehn nicht ganz gleichgebauten Strophen (zwei fünfzeiligen, zwölf sechszeiligen und einer vierzeiligen) v. 40982—41078 das Schicksal der Guten und der Bösen, die Freuden des Himmels und die Schrecken der Hölle:

40983 Owe tot,	40995 Der guten chraft
Owe not,	ist behaft
di sich in grozer laid	an den allerhochsten;
mit hoher chlag	der posen leben
an dem tag	ist vergeben
da habent an der schaid!	mit dem allerposten.

- | | |
|--|---|
| <p>41001 Di guten varn
als di arn
in des himels flur;
di posen snaben
in di graben
der laiden hell schur.</p> | <p>41035 Der hell rumpf
ir laider schumpf
sol wesen ein herberg
mit erg;
ein ungemessen zil,
daz man geben der sund wil . .</p> |
| <p>41019 Der guten steigen
und ir neigen
ist vor gotes tron;
mit aller freuden chron
gibt er sich in zu lon.</p> | <p>41065 Got wil den seinen
staet erscheinen
in der hochsten wunn.
daz chunn
sol in da sehen.</p> |
| <p>41024 Der posen val
ist hin zu tal
in di fewres well;
da beleibt ir gesell
der tewfel in der hell.</p> | <p>41070 Der tewfel wil
allez zil
mit den seinen zurnen.
La purnen!
Ez muz geschehen</p> |
| <p>41029 Des himels tron
und sein lon
ist offen gotes chinden;
si vinden
da wunn vil
mit allerhand frewden spil.</p> | <p>41075 jenen wol,
disen we.
sus sol</p> <p>41078 ez wesen ymmerme!</p> |

Auch die weitere Schilderung ist zum Teil metrisch freier als das rein erzählende Schlußwort und Schlußgebet (V. 41523 ff.)

Das *Passional* ist vom Dichter selbst in drei Bücher eingeteilt und enthält weit über 100 000 Verse. Im ersten Buch spricht er ausführlich von der Geburt Mariens, der Verkündigung, von Jesu Geburt, den heiligen drei Königen, dem Kindermord, den zahlreichen legendarischen Wundern des Jesukindes, von Pilatus, Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, endlich vom Tod und den Wundern der Himmelskönigin Maria. Hier finden wir die Marienlegenden¹⁵⁰), gefolgt von einem großen Marienlob (H. 145, 12—154, 58), Perlen mittelalterlicher Poesie, die zum Teil in dichterischen Bearbeitungen des 19. Jahrhunderts eine berechtigte Auferstehung gefunden haben. Wir lesen hier die Legende von dem frommen Ritter, für den und in dessen Gestalt, während er eine Messe hört, Maria im Turnier den Sieg erkämpft, die Geschichte vom Maler, der auf einem Vorhang ein wunderschönes Bild der Maria und ein grundhäßliches des Teufels malt und den Maria vor dem erbosten Teufel schützt, indem sie die Hand aus dem Bilde streckt, um den from-

men Maler zu retten, — dann die Geschichte vom gehängten Dieb, dem ertrunkenen Glöckner, dem Teufelspakt des Bischofs Theophilus, der nur durch Marias Eintreten gerettet werden kann. Alle Marienlegenden haben typischen Schluß: Reimtypus *in* und Schlußvers: *des sie gelobet die kunigin* (vgl. S. 62), das große Marienlob ähnlich (H 154, 57 f.):

ave du himels kuningin,
hie mite sal dir genigen sin!

Das zweite Buch handelt von den Aposteln, von Petrus, Johannes, Paulus, Andreas, Jakobus, der Zerstörung Jerusalems und von Maria Magdalena.

Das dritte Buch, umfangreicher als die beiden ersten zusammen genommen, erzählt 75 Heiligenlegenden, beginnend mit dem heiligen Nikolaus (6. Dez.) und der heiligen Lucia (13. Dez.) und so dem Kalender des Kirchenjahrs folgend die Legenden von Anastasius, Stefanus, Silvester, Gregorius, Vitus, Margareta, Martha, Christophorus, Mauricius, Franciscus u. a. bis Allerheiligen und Allerseelen, Martin, Elisabeth, Caecilia und zuletzt (25. Nov.) Katharina.

Die einzelnen Legenden berichten von der Herkunft und der Geburt der Heiligen, ihrem Leben, ihrem martervollen Ende bis zu den Wundern nach dem Tode in vielen anziehenden Episoden und Einzelzügen.

Gut erzählt ist die Legende von Franciscus (Pass. K. S. 514—539, 36). Kunstvoll aufgebaut berichtet sie von seiner Herkunft, der Flucht aus dem Vaterhaus bis zur Ordensgründung (519, 37—520, 10); ausführlich dann von seinen Taten und seinem Verhältnis zur Kreatur: Die Vögel kommen geflogen, recken ihre Flügel, erschrecken nicht vor seinen Worten; wenn er ihnen predigt, folgen sie seinen Schritten, wohin er geht, und gehorchen ihm, wenn er sie zur Ruhe mahnt, weil er dem Volk predigen will (Pass. K. 525, 26—526, 21). Von seinem sonstigen Leben hören wir, dem Empfang der Wundmale (529, 88 ff.), die er, während er lebt, bescheiden und schamhaft verbirgt, von seinen Wundern und seinem Tod. Ein kurzes Gebet schließt das eindrucksvolle Stück:

539, 30 O heiliger Francisce,
hilf uns, als du wol vermachst,

daz wir mit steter andacht
alhie in gotes lobe sin
und dort der ewigen vreuden schin
mit kuniclichen witzen
nach dem tode wol besitzen.

Mit besonderer Innigkeit erzählt der Dichter das Leben und die Marter der hl. Katharina; hier unterbricht er, wie am Ende des Väterbuches, den Gang der Erzählung durch lyrische Strophen. Katharina, eine Königstochter, hat früh den Herrn Christus kennen gelernt und war in mystischer Gefühlsseligkeit zu ihm in Liebe entbrannt. Kaiser Maxentius will sie zwingen, den Götzenbildern zu opfern, und als sie sich weigert, verspricht er, falls sie sich füge, ein Bild von ihr anfertigen und sie wie eine Göttin anbeten zu lassen; ihm solle sie nach der Königin die Liebste sein. Sie aber bleibt standhaft und antwortet in Wendungen, die an die Jesusliebe der Mystiker erinnert (Pass. K. S. 679, 72—680, 11):

ey la die rede underwegen!	min sinne
du must ir ummesus pflegen,	darinne
wand si gegen mir ist gar verlorn.	wil ich uben
Ich han mir einen vrunt irkorn	sunder truben,
Jesum Christum, den herren min,	wand er ist die suzekeit,
des brute wil ich stete sin.	die min leit
Din liebe ist mir alsam ein troum.	so hin verleit
er ist min holder brutegoum,	und zu vergezzenunge treit.
dem ich min leben	Den ich minne,
habe ergeben,	der ist reine
wand ich nime	alters eine
den solt von ime,	uz der gemeine.
der mich sal immer helfen.	Ich bin sin brut,
Din gelfen	er min trut;
ist mir ein wint,	des ich ger
sit mich hat lieb gotes kint,	mit gewer,
des aller himel tugende sint.	sit ouch er
Des minne	mich an sich wil.
ich gewinne.	sich, der ist mines herzen spill

Sie wird zum Tode geführt und spricht ihr letztes Gebet, in welchem sie vor allem bittet, Gott möge jeden, der ihn in Todesgefahr im Gedanken an ihre Marter anrufe, aus seiner Not befreien (Pass. K. 688, 24—40):

Jesu, min herre, ich wil dich biten	des mir nicht besitzen trete
durch din tugent einer bete,	din name, durch den ich werde
	erslagen.

swelch mensche her nach in	in wazzer oder in viende not
swelchen tagen,	oder ander notsache,
daz miner martere hugen pflit	vil lieber got, da mache,
in dinem lobe an rechter zit	daz der mensche werde erhört
und sin biten an dich hebet,	und im sin leit gar zustort.
swa daz mit noten ist bedrebet,	brenge in uz leide in gut gemach,
ez si kumen uffen tot	den man an mich gedenken sach.'

worauf eine göttliche Stimme ihr antwortet (Pass. K. 688, 44—53):

Kum, min uzerwelte brut,	des saltu sin gezwidet.
kum min friundinne, kume;	Swelch mensche daz nicht enmidet
wand dir des himelriches vrume	ez enere dich uf erden,
ist ufgetan und unversaget.	deme sal min helfe werden
Swaz din bete gein mir jaget,	• in allen sinen noten schin.

Die Hinrichtung wird dann in knappster Form berichtet (688, 54—60):

hienach daz edele megetin	Do schutte er alzuhant sin swert
den milchwizen hals erbot	in menlicher hanthabe
durch unsern herren in die not,	und sluc der maget ez houbt abe.
als jener hete vor begert.	

Mit einem Gebet zu Katharina schließt die Legende (Pass. K. 690, 33—41):

O Katharina, frouwe groz,	uf daz si noch dort obene
nu bite vor din arme kint,	den hohen got zu lobene
die an dich rufende sint	werden lobelich gesehen.
und mit noten uberladen!	Amen, daz muze an uns geschehen.
Hilf in vor got uz allem schaden,	

Es folgt noch die sachliche Nachrede zu dem ganzen Werk und ein Schlußgedicht ‚*Unser herren lob*‘ (S. 691 ff.), in welchem der Dichter Himmel und Erde, die Elemente und alle Kreatur, Tiere und Pflanzen, Jung und Alt aufruft, gemeinsam mit ihm den Schöpfer zu loben. Mit demselben Vers wie das Gebet zu Katharina endet auch dieses Lobgedicht (692, 22 ff.):

Got, herre min,	Da wolde ich wesen,
la mich sin	in dir lesen,
nach miner gir	swes man darf,
dort bi dir,	an minnen scharf
da ich dich werlich nenne,	uf des hohsten lobes trit.
bekenne;	Vollbrenge dit,
diz wolde ich tun	laz uns dich sehen
durch dinen sun.	und unser sele in dich brehen.
Gib volleist,	Amen, daz muze an uns geschehen!
vater und du guter geist!	

Die Quelle für II und III ist die schon genannte *Legenda aurea*, neben welcher dem Verfasser aber auch andere Legendenfassungen bekannt gewesen sein müssen,¹⁵¹⁾ auch das Väterbuch ist in der Form von Selbstausschreibung benutzt. Für Buch I hatte der Verfasser verschiedene Einzelquellen, auch die mündliche Überlieferung spielt dabei eine Rolle. Geleitet hat den Dichter bei der Arbeit am Passional die Absicht, durch Aufstellung von Idealbildern die Leser zu bessern, und persönlich hat er die Arbeit nach langem Bedenken als Buße für frühere weltliche Gesinnung übernommen, übrigens nicht ganz aus eigenem Entschluß, sondern auf die Bitte eines Gönners, dessen Namen er uns indessen nicht nennt.

Wie hinsichtlich der Masse des bewältigten Stoffes stehn beide Werke auch als schriftstellerische und künstlerische Leistung auf achtunggebietender Höhe. Die Art der Quellenbenutzung ist außergewöhnlich gut, zumal in Betracht zu ziehen ist, daß es sich ausschließlich um geistliche Stoffe handelt, denen gegenüber das Mittelalter im allgemeinen wenig Freiheit zeigt. Beim Passionaldichter ist von sklavischer Anlehnung an die Quelle nichts zu finden. Ihm ist weder Wortlaut noch Anordnung der Vorlage etwas Unverletzliches, sie ist ihm nur Stoffquelle; und den Stoff behandelt er nach eigenem Geschmack und Ermessen.

Gleich der Anfang des Väterbuchs zeigt ein charakteristisches Beispiel. Die Antoniuslegende, mit der das Buch beginnt, hat der Dichter nicht in geschlossener Form vorgefunden; er hat aus dem über mehrere Bücher der *Legenda* zerstreuten Material der Quelle diese große Legende zur Eröffnung seines Werkes zusammengestellt¹⁵²⁾ (V. 242—3140). Ähnliches zeigt die Arseniuslegende (Nr. 102; V. 14605—14962), die aus Buch III und V der Vorlage zusammengearbeitet ist.¹⁵³⁾

Auch dort, wo die Anordnung der Vorlage im großen und ganzen beibehalten ist, herrscht im einzelnen freie Bewegung in Auslassungen, kleinen Umstellungen, sachlichen Abweichungen und Zutaten.¹⁵⁴⁾ Nicht selten malt der Dichter anschaulich und bilderreich aus, etwa in der Geschichte des Appellen,¹⁵⁵⁾ dem — jeden Sonntag — ein Priester eine Hostie bringt, die ihm Sakrament und zugleich die einzige Nahrung für die Woche ist, was der Dichter gegenüber dem kurzen Satz der Quelle aus-

führlicher wiedergibt, indem er es als Beispiel für Gottes Wunderkraft und Gnade erklärt. In der Legenda heißt es:

Cibum vere numquam sumpserat nisi de Dominico. Presbyter enim tunc veniebat ad eum, et offerebat pro eo sacrificium, idque ei solum sacramentum erat et victus.

Vb. 5060—5089 aber wird ausgeführt:

- | | | | |
|------|--|----|--|
| 5060 | Jedes suntages quam
ein prister durch got luterlich,
der ubir in irbarmet sich.
In dem suzen gotes namen
brachte er im Cristes lichamen. | 75 | disem menschen konde geben,
daz er mochte also geleben.
Sin darf nieman wunder han,
got hat ez selbe an im getan.
nach menschlicher cranckheit |
| 65 | Den enphinc er von im da.
Ungezzen bleib er ie dar na,
unz im des Gotes licham
zu einer spise abir quam. | 80 | mochte er wol sin da geleit
in zwein tagen oder in drin.
Got sach an sines herzen sin
und liez in buzen ander stat
gar siner sunden unvlut. |
| 70 | der durch der minnen gebot
wunders vil hat gestalt,
dem was nicht zu vil gezalt,
ob er durch tugende wise
craft und spise | 85 | Wan im harte we geschach
durch daz stete ungemach,
an stetekeit er doch was. |

Ebenso fügt er an anderen Stellen gern Erklärungen, besonders auch psychologische Motivierungen hinzu. Einfacher kurzer Bericht wird von ihm gelegentlich in Handlung umgesetzt; das geschieht z. B. in der Thomas-Legende¹⁵⁶⁾ mit dem kurzen Satz der Legenda aurea, *„navigantes autem ad quandam civitatem venerunt.“* Der Dichter erzählt statt dessen (Pass. H. 245, 92—246, 06):

- | | |
|--|---|
| Si truc ir wech in eine habe;
da si giengen so hin abe
von deme schiffe in ein stat,
da groze vreude uf trat
und was kunftich isa.
Des landes kunic was alda
der eine schone tochter hete,
die er iezu in der stete | hette eime herren gegeben.
Daz volch darinne unde beneben
vnde von deme kuncriche wit
lut man gar an die hokezit
die mit vreude alda was.
Abanes unde Thomas
wurden auch geladen dar u. s. w. |
|--|---|

Namentlich gegen Ende des Väterbuches und im Passional wird die Zufügung von frommen Betrachtungen¹⁵⁷⁾ und die Einleitung der Erzählabschnitte durch allgemeine Gedanken häufig. Ermahnungen an Geistliche und Mönche finden sich bei vielen Gelegenheiten; z. B. Vb. 1829—1836 eine Mahnung an „Bege-

bene“, an Mönche und besonders an die Nonnen, sich von den früheren Freunden fern zu halten.

swer sich durch Got hat begeben	sich enwolle ie drunder mengen
in ein gehorsames leben	ein vorzihen und ein lengen
und doch wil ie die vrunte besehen,	abe der vollenkumenheit,
da mac nicht gutes von geschehen,	die man von stetem herzen treit.

Andererseits greift der Dichter aus technischen und künstlerischen Gründen zu energischen Kürzungen.

Seine Sprache ist flüssig, er versteht, Leben in die Darstellung zu bringen, indem er einen Bericht der Quelle in direkte Rede umsetzt. Besonders eindrucksvoll¹⁵⁸⁾ geschieht das in der Erzählung von *Jacobus maior* und seinem Sohn, wo eines angeblichen Diebstahls wegen einer der beiden gehenkt werden soll, während der andere freigelassen wird. Der Satz der *Legenda aurea* »*sed cum pater pro filio et filius pro patre mori vellet, tandem filius suspenditur*« ergibt Pass. H. 224, 19—48 das Gespräch zwischen Vater und Sohn:

do sprach der vater alzuhant:	Ich wil mich lazen vur dich han,
»lieber sun nu ganc vur dich,	Du salt die bitevart vol gan
wande ich wil lazen hengen mich.	vnde sente Yacobe biten,
sit unser einer sal genesen,	swa ich mit sundeclichen siten
so wil ich alhie schuldech wesen,	indert got erzurnet habe,
vnde du solt unschuldich sin.	daz er daz wolle tiligen abe
Ere wol die muter din,	gegen der gotes gute.
als dich got let ze huse kumen.	Habe du gut gemute
ich wil mir lazen hie verdrumen	und kum zu dinen gesinden.
min leben durch din liebe	der muter unde den kinden
gleich als eime diebe.	were dine virlust ein groze we.«
bit unseren herren got vur mich.»	Waz sal des lange rede me?
Do sprach der sun vil gutlich:	ir iechlicher sich do bot
»o vater, nu enwolle got,	vur den anderen in den tot
daz dich des galgen gebot	unde bat daz seil im legen an.
vur mich alhie bestricke.	zu jungest doch der sun gewan
Du hast vil dicke vnd dicke	in diseme kamphe wol den sic:
daz virdienet gar an mir,	vor dem vatere der stric
daz ich von hinnen helfe dir.	wart im alda zu teile.

Zahlreich sind die Ausrufe, die der Dichter den handelnden Personen in den Mund legt,¹⁵⁹⁾ und besonders häufig, vornehmlich Pass. K., ist die Apostrophierung¹⁶⁰⁾ des Lesers bzw. Hörers, wie Pass. K. 3, 54 f.:

seht, wa sin edele kintheit
sich ufrihte und gestunt.

Durch Hinweis auf das Kommende Spannung zu erregen, versucht der Dichter gelegentlich;¹⁶¹⁾ aber er verfährt dabei nicht immer geschickt, sodaß er gerade durch Vorausdeutung im Gegenteil die Spannung mindert, wofür die Geschichte von den elftausend Jungfrauen (Pass. K. 570, 28 f.) ein deutliches Beispiel ist, weil hier nach dem spannungserregenden Moment, dem Plan, die Jungfrauen zu überfallen, sofort auf deren Ende hingewiesen wird.¹⁶²⁾

Steigerung durch Kontrastwirkung ist beliebt.¹⁶³⁾

Wortspiele¹⁶⁴⁾ der lateinischen Quelle, die im Deutschen natürlich schwer wiederzugeben sind, nachzubilden, bemüht sich der Dichter nicht, dagegen versucht er sich öfter in deutschen Wortspielen; z. B. Pass. K. 349, 62 ff:

im wuchs daz ungelucke	so begann ie baz wuten
grobelichen in der vlut.	daz wazzer an den vluten
swaz er wut unde wut,	in siner nidervelle..

Ironie¹⁶⁵⁾ glückt dem Dichter manchmal recht gut. Ein Fall wie Pass. K. 483, 32 f. von dem Manne, der den Auftrag hat, Eufemia zu erschlagen, dabei aber von der Leiter fällt, gibt dem Dichter die ganz Wolframisch anmutende Wendung ein:

er hielt so wol an ir sin zuht,
daz er viel zuhant herabe.

Der Vers des Passionaldichters — wie aller hier zu behandelnden Werke — ist der vierhebige Reimvers in der Form, wie sie am Ende des 13. Jahrhunderts herausgebildet ist, d. h. im Allgemeinen ohne Häufung fehlender Senkungen und beschwerter Hebungen. Gleichmäßig, gefällig fließt er dahin in ruhigem Erzählton. Eingestreute lyrische Partien haben natürlich ihren eigenen Rhythmus.

Die Reime sind grundsätzlich rein, ohne grobdialektische oder gesuchte Reimwörter. Das Reimpaar, zwei durch den Reim verbundene Verse, herrscht (außer wieder in den lyrischen Partien) durchaus vor. Doch findet sich nicht ganz selten Reimhäufung: besonders Bindung von drei (seltener von vier oder mehr) Versen durch denselben Reimtypus. Solche Häufung dient meist nicht als Abschluß von Erzählabschnitten, wie es in älteren Werken, im Rheinauer Paulus, im Wigalois, bei Heinrich von dem Türlin und anderen¹⁶⁶⁾ der Fall ist, sondern ist regellos eingestreut, wohl wie es bequeme Reimmöglichkeit mit sich

brachte. Darin hat der Passionaldichter in einigen späteren Ordensdichtungen Nachfolge gefunden. Auch Gruppen von Dreireimen begegnen, so Pass. H. 14, 73, zwei aufeinander folgende Dreireime; 4, 55 ff. läßt der Dichter sogar fünf Dreireime auf einander folgen, hier wohl mit der besonderen Absicht, den Inhalt stärker hervorzuheben:

der] ein houbt ist aller heilicheit	daz ist als ich han geseit
an gotlicher mitwist,	die kuninginne Marie
daz ist min herre Jhesu Crist.	alles wandels vrie,
iedoch wande sin muter ist	an die nach helfe ich schrie.
daz reine vaz, in die er quam	si ist genaden also vol,
unde die menscheit von ir nam,	daz si mir mac gehelfen wol.
so wil ich grifen an den stam,	ein teil man auch noch merken sol
von deme sich witen hat zuspreit	[hernach in disem buche...
unser aller selicheit.	

Viererreime sind seltener: H. 8, 37—40; 15, 12—15; 189, 83—86; 221, 83—86. Vielleicht sind sie z. T. unbeabsichtigt: zufälliges Aufeinanderfolgen von zwei Reimpaaren von gleichem Reimtypus, so gewiß 8, 37 ff., wo der Schluß eines Abschnittes und der Anfang der Fortsetzung denselben Typus zeigen.

Ein Sechserreim, der zugleich einen Sinnesabschnitt schließt, steht H. 333, 10—15 (s. S. 63).

Fehlende Reimwörter wie H. 4, 55; 332 1 fallen der Überlieferung zur Last.

Zur Markierung des Schlusses inhaltlicher Abschnitte greift der Dichter — im Passional, noch nicht im Väterbuch — aber, von einem Fall wie 333, 10 ff. abgesehen, zu einem anderen Mittel: er gebraucht nicht Reimhäufung, sondern feststehende Sprachformeln, mit denen sich dann ein bestimmter Reimtypus verbinden muß.

So enden alle fünfundzwanzig Marienlegenden mit dem Vers *des sie gelobt die kuningin*; der vorgehende Vers ist inhaltlich frei, er schließt meist die Erzählung.

Z. B. Pfeiffer IV, 88 ff:

daz er mit aller tugende kraft
Marien ritter wolde sin.
Des si gelobet die kuningin.

XXIII, 320 ff.:

als ir habet nu vernumen
hie bevor an den Worten min.
Des si gelobet die kuningin.

VIII, 88 f:

daz si in hete wol behut
an erbe und an dem amte sin.
des si gelobet die kuningin.

Mit derselben Formel schließt der Abschnitt Marienwunder
H. 145, 7:

seht alsus kan Marie	unde ir mit dienste under sin.
ir tugent den luten zeigen,	des si gelobet die kuningin.
die sich wollent neigen	

Verwandt ist endlich der Schluß des Marienlobes, der in-
dessen auch noch durch Reimhäufung hervorgehoben wird, wäh-
rend die Formel stärker variiert erscheint, H. 154, 53 ff.:

Ave du edele vrouwe min,	daz mir din truwe werde schin.
tu mir uf der genaden schrin	Ave du himels kuningin!
unde nim mich in den schirm din,	Hiemite sal dir genigen sin.

Noch häufiger ist eine andere als Abschluß verwendete
Formel. In wenigstens vier bis fünf Dutzend Fällen dient dazu
ein Verspaar, von dem der eine (meist der zweite) Vers mit dem
Reimwort *Crist* ein Lob oder einen Anruf Christi enthält,
während der andere formal und inhaltlich stärker variiert ist.

Der Marienformel steht eine größere Zahl im zweiten Vers
ganz nahe; so H. 180, 39 ff.: *darnach in ein grab geleit / an tugent-
licher mitwist. / des si gelobet Jhesu Crist* (ähnlich H. 212, 38;
260, 76; 282, 32; 295, 62) oder H. 200, 36 f. *an gantzer vreuden
mitwist / gelobet sistu Jhesu Crist* (ähnlich H. 244, 43; 278, 72;
302, 65; K. 451, 55). Der erste Vers zeigt die übliche stärkere
Variation: H. 213, 38; *ob uns iht not kunftic ist*; K. 451, 55: *ewec-
weclich an endes vrist*; ZfdPh. 6, S. 29, v. 604: *wan er ein nützer
pot ist*. In anderen Fällen, in denen das Reimwort *Crist* in den
ersten Vers rückt, ist auch hier die Variierung stärker: H. 361,
82: *Amen, des hilf uns Jesu Crist durch alle die truwe (gute
K. 412, 71; tugent K. 168, 78; K. 554, 21) die du bist*. K. 340, 18:
und dich, herre Jesu Crist bekennen werlich als du bist. H. 5, 11
(in Verbindung mit Dreireim): *ob dran icht wuchers kunftic ist.
gelobet sistu Jhesu Crist, wand du lobes wirdic bist.*⁶¹⁷) Zu-
gleich im Sechserreim tritt die Abschlußformel ein H. 333, 10 ff:

daz wir]	aller vreuden ein genist.
hie nach dissés endes vrist	gelobet sistu Jesu Crist,
mit luterés herzen mitwist	daz du so rechte gut bist.
kumen, da got selber ist	

Überraschend ist, daß wir an einzelnen Stellen in der sonst
so klaren Diktion auch Spuren der „geblüemten rede“ finden;¹⁶⁸)
z. B. Pass. K. 366, 90: *aller unkuscheite schimmel = alliu un-*

kiuschheit. — 379, 28: *einer suche gebot* = *einiu suche*. — 592, 43: *zu gemaches nest* = *zu gemache*. — 597, 50: *in der pine ungewinn* = *in pin*. Doch ist nicht alles, was Tiedemann (S. 124) aufzählt, hierher zu stellen; an manchen Stellen handelt es sich um wohlüberlegte¹⁶⁹⁾ Ausdrücke, und im ganzen genommen liegt alles wirklich Überflüssige nur wie ein leichter Schatten auf einem erfreulichen Gesamtbild.¹⁷⁰⁾

So vereint sich im Passionaldichter alles, um ihn zu einem trefflichen Erzähler zu machen, dessen Werk lebendig¹⁷¹⁾, stellenweise sogar dramatisch lebendig und doch anspruchslos ist und trotz seinem großen Umfang lesbar bleibt. Aber er ist mehr: er ist ein wirklicher Dichter, der sich an Höhepunkten seines Werkes zu schwungvoller Diktion erhebt, wie es sich zeigt in der Dichtung vom jüngsten Gericht¹⁷²⁾, in zahlreichen lyrischen Einlagen,¹⁷³⁾ in der Predigt des Franciscus vor den Vögeln und in hunderten von kleinen Zügen, die über beide Werke verstreut sind.

Fragt man, woher der Passionaldichter seine Kunst hat, so verweist der Literaturhistoriker auf die literarischen Einflüsse, die er erfahren hat und die nicht zu leugnen sind. Es sind die Einflüsse der Epigonen der höfischen Epik, besonders Rudolfs von Ems und Konrads von Würzburg, durch deren Werke die Elemente Gottfriedschen Stilgefühls auch anderen späteren vermittelt wurden.

Von Nachahmung kann dabei aber nur in beschränktem Umfang für das Verhältnis zu Rudolf von Ems gesprochen werden. Es handelt sich eben hier um Dinge, die ein Dichter nicht eigentlich lernt, die ihm liegen müssen und nur geweckt werden müssen, so daß er den Weg, der ihm gezeigt wird, kraft eigenen Könnens schreitet.¹⁷⁴⁾

Daß diese starke und eigenartige dichterische Persönlichkeit dem Kreise des Deutschen Ordens angehörte, ist nirgends direkt mit Worten bezeugt, wird aber, soweit wir sehen, von niemandem bezweifelt. In der Tat sind die dafür ins Feld geführten Argumente, wenn auch nicht alle gleich beweiskräftig, doch im ganzen zwingend.

Die handschriftliche Verbreitung seiner Werke war überall groß, besonders aber im Ordensland. Können wir es auch den meisten Handschriften nicht ansehen, ob sie in Ordensbesitz

waren, so läßt sich doch nach einzelnen Merkmalen¹⁷⁵⁾ und auf Grund der alten Bibliotheksverzeichnisse feststellen, daß sich Exemplare des Väterbuchs in den Ordensbibliotheken zu Königsberg, Schlochau, Elbing, Thorn, Osterode, Marienburg befanden, solche des Passional's zu Königsberg, Schlochau, Marienburg, Elbing. Streng beweisend ist das nicht, da der Orden überhaupt Bücher sammelt, die seinem Gedankenkreis nahestanden. Aber wir wissen ja auch, daß der Orden solche Werke nicht nur sammelte, sondern auch schaffen ließ, und bei einem Sammelwerk, das so ausgesprochen der Verherrlichung von Glaubenshelden dient wie Väterbuch und Passional, liegt der Gedanke besonders nahe, daß er an ihrer Entstehung teil hatte.

Anderes kommt hinzu. In das Milieu des Ordens führt die persönliche Verteidigung gegen Anfeindungen und Neider. Auch derartiges ist überall möglich, aber wir haben Zeugnisse dafür, daß gerade im Orden das Interesse und die Kritik¹⁷⁶⁾ an Werken von Ordensgenossen sich offenbar recht lebhaft äußerte.

Durchaus in den Ideenkreis des Ordens fügt sich im Exkurs über das jüngste Gericht die Lobpreisung der Rotte, „*die Mariae ritter hiessen*.“ Man darf zwar nicht übersehen, daß der Dichter auch für Franziskaner und Dominikaner mehrfach rühmende Worte findet, z. B. Vb. 40735, 40741, Pass. K. 353, 14—31, 514, 1—515, 60; doch gibt schon die Stellung in der Reihenfolge der Aufzählung der „Guten“ der Nennung der Marienritter besonderes Gewicht, ebenso der Umfang der ihnen gewidmeten oben S. 53 gedruckten Verse Vb. 40757—76.

Der Dichter schrieb seine Werke in der Absicht, durch Aufstellung von Idealbildern zu bessern¹⁷⁷⁾ und — ähnlich wie Hugo von Langenstein — als Gegengewicht gegen die weltliche Epik (Vb. 41420 ff.), aber auch als eine Buße für seine eigenen Sünden; Vb. 149 ff:

<p>O we ich muz bekennen 150 daz ich der iteln einer bin! Daz spriche ich nicht uf den sin der demut, nein ich, werlich an warer schult begrife ich mich, daz ich bin uz der iteln rote. 155 Nu wil ich gerne buzen gote und durch der buze willen,</p>	<p>ob ir welt wesen stille, uch guter maere sagen wil, der ich doch keinez machen wil. 160 Ein buch, der veter buch genant, in das han ich den sin gewant und wil daruz ze dute lesen daß mich nutze dunket wesen zu horen der gemeinschaft.</p>
--	---

Wir erfahren daraus gleichzeitig, daß er nicht für sich allein stand, sondern einer Gemeinschaft angehörte, in welcher solche Texte vorgelesen wurden. Man wird zwar nicht mit Haupt sagen dürfen, für einen Mönchsorden sei die Bezeichnung ‚*gemeinschaft*‘ nicht passend gewesen, vielmehr hätte dafür der Ausdruck *samenunc* gebraucht werden müssen. Aber in einem Mönchsorden wäre doch wohl weniger das Vorlesen einer deutschen Dichtung anzunehmen. So weist auch das wieder auf den deutschen Ritterorden.

Aus dieser Gemeinschaft oder von ihrem Leiter ist aber offenbar auch die direkte Anregung wenigstens zur Abfassung des Passional gekommen; ausdrücklich spricht der Dichter davon in der Vorrede zu dem Abschnitt von den Engeln im Anschluß an seine oben S. 49 gedruckte Bemerkung über die Neider H. 333, 71 ff. Und wir dürfen dabei wieder an den Ritterorden denken, weil wir wissen, daß in ihm die literarische Betätigung seiner Mitglieder besondere Lenkung durch die Vorgesetzten fand.

Als besonders wichtig, wie für die Heimatfrage, wird auch hier die Sprache des Dichters sich erweisen. Der Reimgebrauch weist mit Sicherheit auf mitteldeutsches Gebiet.¹⁷⁸⁾ Innerhalb dieses ist eine engere Begrenzung auf Grund lautlicher Erscheinungen nicht möglich — Grobdialektisches fehlt, literarische Reimbindungen, die auf die höfischen Vorbilder des 13. Jahrhunderts zurückgehen, sprechen nicht gegen das Gebiet des Ordenslandes. Eine feste Norm der Sprache hat sich damals hier lautlich noch nicht herausgebildet. Dagegen hat der Wortschatz schon ausgeprägten Charakter. Eine ganze Reihe von Wörtern begegnet im Passional und Väterbuch, die später überwiegend oder fast ausschließlich in der Ordensliteratur auftreten. Zu nennen sind besonders — unter Beifügung von Hinweisen auf sonstiges Vorkommen in der Ordensliteratur oder außerhalb derselben:

leitesman stm. Wegweiser, Führer: Väterbuch 114. 239 (Makkabäer 7016; Hester 8; Nic. v. Jeroschin 4375. 17850. 17862. 18382. 18501. 20094; Historien 1359; Apostelgeschichte 1, 16; in der Form *leitman* Cranc, Abakuk 1, 3; sonst selten). — *glinstern* funkeln, blitzen: Pass. H. 98, 5. 292, 92. Pass. K. 384, 68. 544, 54. 555, 7. (Daniel 1984. 2607. 2919. 4334. 6591. 7305. *glinsterwiz* 2273; Nic. v. Jeroschin 858; Hiob 3138. 6948. 7571; Cranc, Naum 3, 3; bei Hesler *glenstern* Ap. 6334. 21885). — *mot* stm. Moor, Morast, Unrat: Väterbuch 11371. Pass. K. 5441. (Makkabäer 4299; Tilo 363. 5322; Nic. v. Jero-

schin 7054. 14767. 14779; Historien 1471. 4084; Cranc, Abakuk 3, 15; Hiob sehr oft; Daniel 8168; Ältere Hochmeisterchronik Scr. rer. Pruss. III, S. 635; Schachbuch 237, 34. 322, 35.); — besonders beliebt ist die Wendung *der sunden mot* Väterbuch 33184. Pass. K. 543, 2 (Daniel 8332; Hiob 6452. 13173; Tilo 378. 978. Heinr. v. Krolewitz 1734). — *tiger* ganz, völlig, genau: Pass. H. 49, 82; K. 46, 83. (Hesler, Apokal. sehr oft: 1930. 1296. 11893. 16069 u. s. w.; Apostelgesch. 13, 9; Cranc, Jeremias 12, 11. 44, 27). — *werder* stm. Insel (sonst neutr. oder *der wert*): Pass. 569, 55. 662, 8 (Daniel 7027; Nic. v. Jeroschin 4478. 8703. 13600; Apostelgeschichte stm. 27, 16). — *swalc* stm. Flut, Schlund, Abgrund: Pass. H. 192, 92 *aller sunden ein swalc* (Tilo: *des swalges slunt* 343; Hiob 8421. 8807. 9785. 10509; Nic. v. Jeroschin 4850. 9836 u. ö.; *des wages swalc* 26640 Apostelgeschichte 27, 17). — *tolke* stm. Dolmetsch: Väterbuch 7575. 40089; Pass. H. 3, 73. 210, 50. 294, 9. 296, 84. K. 98, 25. 246, 46. 356, 90. 419, 3. 526, 27. (Tilo 1812. 4784; Historien 4813; Cranc, Vorrede zu Jesaias S. 7, 18—32, zu Ezechiel S. 180, 16; zu Daniel, S. 271, 2. 6. — vgl. *tolc* stm. Nic. von Jeroschin 4604; Daniel 6409, Schachbuch 252, 30, 283, 33). *tolken* swv. dolmetschen, erklären Pass. H. 114, 25 (Schachbuch 379, 5; Hiob, Tilo, Historien, Propheten öfter); vgl. auch *tolkunge* Cranc, mehrfach in den Vorreden zu Jesaias, Ezechiel und Baruch.

Andere weniger wichtige treten in größerer Zahl hinzu. Im ganzen kann man sagen: der Wortschatz des Passionaldichters zeigt mit dem Wortschatz anderer Ordensdichtungen so große Verwandtschaft, daß engere Beziehung bestehen muß. Literarische Beeinflussung des Passionaldichters durch die genannten Verfasser ist durch die Zeitlage ausgeschlossen, auch umgekehrte literarische Beeinflussung ist zur Erklärung dieser Berührungen sicher nicht ausreichend. Es muß schon der Wortschatz des Landes sein, der sich hier spiegelt. Deshalb wird die Frage, ob der Dichter im Ordensland selbst geschrieben oder noch außerhalb desselben in irgend einer anderen Komturei, auch von der Sprache aus doch schließlich in ersterem Sinne beantwortet werden müssen. Innerhalb des Ordenslandes lokalisiert Thiele¹⁷⁹⁾ die Werke an der Küste auf Grund der in ihnen verwendeten schiffahrtstechnischen Ausdrücke.

So kann es nicht zweifelhaft sein, daß das vom Passionaldichter mehrfach verwendete Wort *bur* in der Bedeutung ‚günstiger Fahrwind‘ (Pass. K. 11, 82 *des windes ein vil gute bur*; 11, 80. 418, 31. 469, 60) in naher Beziehung zu anord. *byrr* Fahrwind steht. In welcher Küstengegend des Ordenslandes könnte man wohl am ehesten in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrh. die Entstehung des Werkes vermuten? Braunsberg und Frauenburg, die späteren Hauptstätten des Ermlandes, waren im

13. Jahrh. noch unbedeutend, Königsberg besaß im 13. Jahrh. noch nicht die spätere Bedeutung, Danzig kam erst 1308 zu dem Orden in Beziehung, Thorn und Kulm liegen zu weit von der Küste entfernt, Marienburg kam erst im 14. Jahrh. zur Blüte. Wohl aber ist an Elbing zu denken, die Nachfolgerin des von Wulfstan um 900 gerühmten Handelsplatzes Truso. Die Stadt wurde 1237 von Lübecker Bürgern gegründet und mit lübischem Recht ausgestattet. Die Verbindung mit Lübeck, wie später mit der Hansa, war sehr lebhaft, die Stadt kam durch einen regen Handel schnell zu Wohlstand und Blüte, der Verkehr über Haff und See konnte an dieser Stätte leicht die Möglichkeit guter Kenntnisse der Schifffahrtsausdrücke vermitteln. Das gleichfalls 1237 gegründete Ordenshaus war seit 1251 das Haupthaus des Ordens und Residenz der Landmeister in Preußen, der höchsten Beamten, bevor der Hochmeister 1309 seinen Sitz nach der Marienburg verlegte. Es war baulich besonders bevorzugt und muß schon in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. ein überragend kunstvoller Bau gewesen sein.¹⁸⁰⁾ Schon 1238 werden Dominikaner in Elbing angesiedelt, deren Klosterkirche St. Marien im 13. Jahrh. erwähnt wird. Ein vom Deutschen Orden gegründetes und reich ausgestattetes Hospital St. Spiritus besaß eine Kirche, die 1277 und später oft genannt wird.

So bietet unter den Küstenorten des Ordenslandes Preußen Burg und Stadt Elbing am ehesten die Möglichkeit, die Werke des Passionaldichters zu lokalisieren. An eine bestimmte Persönlichkeit dabei zu denken, wäre nur eine leere Hypothese. Jedoch sei darauf hingewiesen, daß der zweite Bischof des Ermland, Heinrich Fleming (1278—1300) aus Lübeck stammte, wie die Gründer Elbings, und für die Mitglieder seiner Familie große Ländereien südlich des Frischen Haffs zur Besiedlung ausgetan hat.

Der erschlossenen Heimat entspricht aufs beste die literarische Wirkung, die beide Werke hatten. Man hat den Dichter als den letzten Schule machenden Epiker des Mittelalters bezeichnet.¹⁸¹⁾

In der Tat ist die Zahl der von ihm beeinflussten Werke des 14. Jahrhunderts nicht gering. Wie weit sein Einfluß außerhalb des Ordenskreises reicht, ist noch wenig verfolgt. Wichtig wäre namentlich die Einwirkung auf Ottokars Österreichische Reim-

chronik (vgl. Seemüller, Mon. Germ., Deutsche Chroniken V, 1, CXVIII), da diese etwa 1305—1318 verfaßt ist, woraus also ein Rückschluß auf die Abfassungszeit des Passional's möglich wäre. Für Walther von Rheinau (s. oben S. 43) hat Ad. Hauffen (W. v. Rheinau. Seine lateinische Quelle und sein deutsches Vorbild, Zfda. 32, 337—379) Beeinflussung durch das Passional nachgewiesen. Über Benutzung des Passional's durch Heinrich v. München siehe P. Gichtel, Die Weltchronik Heinrichs von München in der Runkelsteiner Handschrift des Heinz Sentlinger (Diss. München 1937 und Volldruck, Schriftenreihe zur bayr. Landesgeschichte, Bd. 28, München 1937). Der fruchtbare Kompilator Heinrich hat neben anderen Schriftstellern des 12.—14. Jahrhunderts von der Kaiserchronik an über Wolfram, Otto, Bruder Philipp usw. bis zur sächsischen Weltchronik auch das Passional ausgeschrieben und sich aus demselben ca. 6200 Verse in 267 Stellen von 1—258 Versen einverleibt (s. Gichtel, S. 160 ff.). Über die Benützung durch Helwig von Waldirstet s. Heymann, Helwigs Märe vom heiligen Kreuz (Palaestra 75), Berlin 1908, S. 97 ff. — Einfluß auf das Passionsspiel ist noch nicht genügend sicher gestellt; vgl. L. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhundert (Halle 1889), S. 129; E. Wolter, Das St. Galler Spiel vom Leben Jesu (Breslau 1912), S. 133 f. Spätere Prosasammlungen von Legenden haben das Passional neben anderen Quellen ausgiebig benutzt; vgl. Fr. Wilhelm, Deutsche Legenden und Legendare, S. 19 ff., für das Münchener Apostelbuch Cgm. 361 (Prosaauflösung des Teiles von Passional II, der über die Apostel handelt) S. 175 ff., S. 187 ff. für das Wenzelpassional (so von Wilhelm genannt, sonst meist der Heiligen Leben), kompiliert aus Passional, Märterbuch und Legenda aurea. — Das gereimte große Märtyrerbuch (Märterbuch, hrsg. von E. Gierach, Deutsche Texte des Mittelalters Bd. 32, Berlin 1928) soll nur genannt sein, um festzustellen, daß soweit bis jetzt zu sehen ist, weder Beziehungen zum Deutschen Orden vorliegen noch zum Passional, letzteres auch nicht in dem von Haupt gewollten Sinne, der es als eine orthodoxe Konkurrenzarbeit zum Passional betrachtet; vgl. die Literatur bei Hohmann, S. 86 f. — Die Untersuchung von G. Eis: Die Quellen des Märterbuches (Prager Deutsche Studien, Heft 46), Reichenberg 1932, handelt nur vom stofflichen Verhältnis zu den lateinischen Quellen und berührt nirgends die

sprachliche Form des Märterbuches, in der sich möglicherweise literarische Einflüsse anderer deutscher Werke zeigen könnten. — In Handschriften findet sich früh Vermischung von Passional, Väterbuch und Märterbuch. Eine Handschrift (B) enthält die Legenden der Heiligen von Dezember bis März aus dem Passional und fügt die dort fehlenden Legenden aus dem Märterbuch hinzu, dann April bis Nov. ganz nach dem Märterbuch. Andere Handschriften haben einzelne Legenden anderer Herkunft mit dem Märterbuch verbunden. All das geschieht lediglich aus stofflichem Interesse ohne literarische Berührung. Die Heidelberger Handschrift Cpg. 342 (bei Bartsch Nr. 170) schiebt auf Blatt 41d—64d zwischen *Maria aegyptiaca* und dem Evangelisten Markus unter dem Titel *Der Passion* Vers 369—3788 von Heslers Evangelium Nicodemi ein.

Besonders stark tritt die Wirkung des Passionals in der späteren Ordensliteratur hervor. Einige spätere Legendendichtungen aus Deutschordenskreisen waren offenbar als Ergänzungen des Passionals gedacht: so die noch zu nennenden Legenden von der Heiligen *Barbara* und vom Heiligen *Adalbert*. Die Wetterauer *Thomaslegende*¹⁸²⁾ der Münchener Handschrift Cgm. 16 ist nicht so aufzufassen: sie behandelt ja einen im Passional bereits enthaltenen Stoff (H. 244, 45 bis 260, 76), es ist auch wahrscheinlich, daß der Verfasser das Passional gekannt hat. Dem Ordenskreis gehörte er nach Wilhelms Darlegungen (S. 134) höchstwahrscheinlich gleichfalls an.

Es scheint fast widersinnig zu fragen, ob dieser Mann außer den rund 150000 Versen des Väterbuchs und des Passionals, noch mehr geschrieben habe. Aber man hat offenbar gedacht, bei dieser großen Produktion könne es auf einige 1000 Verse mehr oder weniger nicht mehr ankommen, und so hat man, wie schon oben besprochen, den Verfasser mit anderen Dichtern identifiziert, bei denen das zeitliche Verhältnis das schon unmöglich macht.¹⁸³⁾

Bei anderen Dichtern, bei denen die Zeit stimmen könnte, genügt zur Erklärung von Berührungen die Annahme, daß der Passionaldichter sie gekannt hat und sich an ihrer Diktion schulte oder daß umgekehrt er den literarischen Einfluß ausgeübt hat.

15. In dieselbe oder wenig spätere Zeitspanne und ihrer Technik nach in die Nachbarschaft des Passionalen gehören einige kleinere Gedichte: *Der Sünden Widerstreit*¹⁸⁴⁾, *Judith und Hester*.

*Der Sünden Widerstreit*¹⁸⁵⁾ ist ein allegorisch-mystisches Gedicht, das unter dem Bild eines kämpfenden Ritterordens den Kampf der Tugenden unter Führung der Minne gegen die Untugenden unter Führung des Teufels darstellt. Ziel des Kampfes ist die mystische Vereinigung mit Gott.

Schon die Einkleidung spricht stark für die Zugehörigkeit der Dichtung zum Kreis des Ordens. Ebenso die Überlieferung: von den fünf Handschriften des Gedichtes bringt eine es zusammen mit der Livländischen Reimchronik und mit Nicolaus von Jeroschin (s. unten S. 151 ff.), eine andere mit den Marienlegenden des Passionalen. Die starke Berührung mit dem Passional im Wortschatz, die Übernahme ganzer Verse und direkte Abhängigkeit von diesem Werk in Formeln und in der willkürlichen Verwendung des Dreierreims (59 Dreireime neben 1750 Reimpaaren, dazu acht Viererreime und ein fünffacher Reim) deutet in die selbe Richtung.

Daß der Verfasser Thüringer ist, wird durch seine Reime erwiesen: er verwendete massenhaft die thüringischen Infinitive ohne *-n* (s. oben S. 48). Geschrieben hat er sein Werk wohl in einem thüringischen Ordenshaus; E. Schröder vermutet: in der Kommende Griefstedt, von wo die Handschrift (Gießen 876) über Marburg nach Gießen gelangt sein werde.

Trotz der Einkleidung, die den Dichter als einen in ritterlichem Brauch bewanderten Mann zeigt, war er wohl eher Ordenspriester als Ordensritter. Seinen Namen nennt er nicht; er schrieb gewiß in den letzten Jahren des 13. oder den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts.

Das Gedicht von der *J u d i t h*,¹⁸⁶⁾ das wir nur in der großen Mergentheim-Stuttgarter Handschrift besitzen, ist gleichfalls von einem Thüringer verfaßt, dessen Namen wir nicht kennen. Auch er verwendet gern die *-n*-losen thüringischen Infinitive im Reim.¹⁸⁷⁾ Er hat das Gedicht als seine erste — vielleicht einzige — literarische Arbeit geschrieben, veranlaßt durch die Bitte eines *bruders in gotē* um ein Werk aus der Heiligen Schrift.

Der Kunstwert der Dichtung ist gering, namentlich in den erzählenden Abschnitten, wo das häufig angewendete Enjambement gewiß mehr dem Ungeschick als bewußter Absicht zuzuschreiben ist.

Seine Vorlage ist bis auf die zu nennenden Exkurse die Vulgata, der er genau folgt. (Etymologische Deutung fremder Namen wie Egypten, Joseph, Meloth, Madian, Damaskus, Israhel usw. entnimmt er dem Werk des Hieronymus *De nominibus Hebraicis*.¹⁸⁸)

Auch dieser Dichter hat von deutschen Werken das Väterbuch und das Passional gekannt, deren Anfangsworte

Pass. K, 1—3:

O starker got Adonay,
deme ungebrochen wonet bi
kraft mit voller gewalt.

Vb. 1—4:

Adonay des gewaldes got,
des grozer krefte gebot
die gescheffede liez werden.

er nachahmt:

O craft gewaltiges Eloy
Von Salem kunic Adonay

und am Ende variiert:

V. 2810—13:

Daz deme diz buch ein wec si
Zu dir, gewaldiger Heloy,

Von Salem kunic Adonay,
Der ane begin und ewic bis.

Zugehörigkeit zur Deutschordensdichtung ist gesichert durch die Überlieferung,¹⁸⁹) den Wortschatz¹⁹⁰), den Inhalt und literarischen Charakter des Werkes.

Wie die Legendendichtung verherrlicht es eine Glaubensheldin, zwar eine alttestamentliche; aber das bedeutet im Orden wie dem ganzen Mittelalter keinen Unterschied gegenüber den christlichen. Beide, christliche und alttestamentliche, gelten dem Ordensritter als Vorbilder, wie die alttestamentlichen Helden ja auch sonst gelegentlich fast als Christen erscheinen.

Besondere Bedeutung kommt dem Gedicht dadurch zu, daß es sich um Übersetzung eines biblischen Buches handelt und zwar, wenn wir von dem apokryphen Evangelium Nicodemi absehen, um das früheste Erzeugnis der Bibelübersetzungen des Ordens. Natürlich ist nicht anzunehmen, daß der Plan einer gereimten Übersetzung der ganzen Bibel damals im Orden schon bestand, wenn er auch nicht viel später — vielleicht zuerst bei Luder von Braunschweig — feste Gestalt angenommen haben

wird; denn daß während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts darauf planmäßig hingearbeitet wurde, unterliegt keinem Zweifel.

Immerhin ist auch in dieser frühen Zeit und ohne daß ein solcher Plan bestand, das Interesse des Ordens an einer Übertragung eines einzelnen biblischen Buches nicht unwichtig.

Bibelübersetzung war in den Jahren des Mittelalters, in denen die Judith entstand, noch nichts gewöhnliches. Der Bibeltext blieb der Kirche vorbehalten. Verdacht der Ketzerei fiel auf jeden Laien, der sich mit der Bibel selbständig beschäftigte. Es war also ein Wagnis. Aber der Deutsche Orden stand zu hoch, als daß er Anfeindungen hätte fürchten müssen. Unter seinem Schutze konnte auch ein wenig bedeutender Mann wie der Dichter der Judith getrost die Arbeit unternehmen.

Er hat Zutaten gemacht, wie sie in der Bibelübersetzung des Ordens immer wieder begegnen: er gibt zum Bibeltext mystisch-allegorische Exkurse, einen am Ende V. 2293—2534, in welchem er seinen Freund vor der falschen Weisheit und der Süße der Welt warnen und zur Gottesliebe führen will, und er fügt zwei rein persönliche Bemerkungen bei. Im Prolog v. 101 ff. sagt er, er wolle die Erzählung unterbrechen, wenn er bis dorthin gekommen sei, wo der Herzog Achior gegen Holofernes spricht. Diese Unterbrechung findet sich tatsächlich nach Vers 621; der Dichter benützt sie zu einer persönlichen Mahnung an seinen Freund (bis 678); dann fährt er in der Erzählung fort.

Abgefaßt ist die Dichtung im Jahre 1304. Die Angabe im Gedicht selbst v. 2767 ff:

nach der stund
do zweihundert jar und tusunt
und einundzwenzig jar vergangen
waren, daz wart gevangen
Jesus Christus und starb

führt zwar auf 1254 (33 + 1221); aber das kann aus inneren Gründen nicht richtig sein. So frühe Entstehung paßt weder zu dem, was wir sonst über die literarische Tätigkeit im Orden wissen, noch wären damit die zweifellosen Berührungen der Eingangsverse mit dem Anfang von Väterbuch und Passional zu vereinbaren. Die richtige Zahl ergibt sich aus der Korrektur eines paläographisch leicht zu erklärenden Lesefehlers¹⁹¹⁾

zwenzic statt *sibenzic*, der dem Schreiber der Mergentheimer Handschrift bei Abschrift seiner Vorlage in v. 2768 passierte, so daß sich ihm 33+1221 ergab. Mit der Berichtigung auf 33+1271 = 1304 ist alles in bester Ordnung: das Verhältnis zu Väterbuch und Passional und die zeitliche Einstellung in die Reihe der Bibelwerke des Ordens. Über eine späte Prosaauf- lösung des Gedichtes s. unten S. 141 ff.

Das zweite Stück der Deutschordensbibel ist das Buch *H e s t e r*,¹⁹²⁾ nach der Vulgata unter Benützung der Jüdischen Geschichte des Josephus meist treu übertragen, jedoch mit Aus- lassung einiger als anstößig empfundener Stellen.

Auf die Zugehörigkeit zum Orden weist auch hier verschie- denes hin. Zwei Handschriften werden in den alten Bibliotheks- listen des Ordenslandes, in Elbing und Marienburg, genannt. Die Berliner Handschrift bringt die Hester zusammen mit der Patriziuslegende des Passionals, die Mergentheim-Stuttgarter wie die Judith mit einer ganzen Reihe anderer Werke der Deutschordensbibel. Der Stoff ist wiederum wie bei der Judith zu beurteilen: Darstellung einer alttestamentlichen Glaubens- heldin, deren Kampf zur Nacheiferung anspornen soll. Nicht unwichtig ist dabei die Ausdeutung des Assuerus und der Hester auf Christus und die Kirche V. 1942.: *daz wir . . . unse Hester an schrien, ich meine die lieben Marien.*

An das Passional findet sich ein deutlicher Anklang

v. 1355 ff.:

Zuhant do liez er veste
alle die nacht machen
einen galgen zu den sachen,
Jaz Mardocheus morgen
daran solde irworgen.

Fass K. 244, 71 ff:

daz er zu schanden sachen
liez einen galgen machen
die nacht unz an den morgen.
do wolder lan erworgen
Mardocheum den alden.

Außerdem steht das Werk dem Passional im Wortschatz und sprachlich-stilistisch, obwohl weniger kunstvoll, so nahe, daß der Herausgeber es sogar als ein Jugendwerk des Passionaldich- ters betrachten wollte. Ist dies nun freilich auch schon deshalb unmöglich, weil das Väterbuch nach Aussage seines Verfassers sein erstes Werk war, so sichern diese Ähnlichkeiten doch die Abhängigkeit des Hesterdichters vom Passional.

So werden wir auch in diesem Mann einen Ordenspriester sehen dürfen. Seinen Namen kennen wir wiederum nicht, auch nicht seine Heimat; geschrieben hat er wohl wenig später als der Dichter der Judith.

Über eine Prosaauflösung des Gedichtes s. unten S. 141 ff.

*

16. Ungefähr gleichzeitig oder doch auch nur wenig später als der Passionaldichter, aber ganz abseits von seiner Schule und seinem Einfluß stehend, begegnet uns im Ordenskreis eine zweite starke dichterische Persönlichkeit: Heinrich von Hesler.¹⁹³⁾ Wir besitzen von ihm drei Werke, von denen jedoch nur zwei vollständig erhalten sind, das früher abgefaßte Evangelium Nicodemi, ohne Nennung des Namens, das spätere, die Apokalypse, mit Namensnennung und ebenso mit Namensnennung ein titellos und nur fragmentarisch überliefertes Gedicht, das meist ‚Erlösung‘ genannt wird.

Heslers *Evangelium Nicodemi*¹⁹⁴⁾ (EN), in zahlreichen Handschriften überliefert, ist ein Gedicht mittleren Umfangs (5392 Verse). Nach der eigenen Angabe des Verfassers (V. 369—382) hat er es geschrieben auf Grund der vier kanonischen Evangelien, zu denen dann noch das im Mittelalter viel benützte Evangelium Nicodemi¹⁹⁵⁾ tritt, in welchem vieles, was jene vier *durch tumme liute* ungeschrieben gelassen hätten, erst *voltriben*, d. h. zu Ende berichtet sei.

Der Dichter war bestrebt, das, was die vier Kanoniker bieten, getreu wiederzugeben ohne wesentliche Auslassungen, auch ohne wesentliche Zutaten mit der einen Ausnahme des kurzen Exkurses im Anschluß an Lukas 22, 38 über die zwei Schwerter (v. 533—556). Nach der im Mittelalter üblich gewordenen Auslegung der Stelle¹⁹⁶⁾ sieht er darin das weltliche und das geistliche Schwert,¹⁹⁷⁾ als Symbole der weltlichen und der kirchlichen Gewalt und vertritt dabei, wie es bei einem Deutschordensritter nicht anders zu erwarten ist, den Standpunkt der kaiserliche Partei, nach dem beide Schwerter als gleichberechtigt von Gott gegeben sind, ohne Übergewicht des geistlichen über das weltliche.

Das Evangelium Nicodemi,¹⁹⁸⁾ zu dem der Dichter dann im zweiten Hauptteil seines Werkes übergeht, umfaßt zwei Teile: die *Gesta Pilati* und den *Descensus ad inferos*. Diesen folgend erzählt Hesler zunächst v. 681 ff. den Prozeß Christi vor Pilatus in nicht gewöhnlicher Weise, da er den Gerichtsgang zum Teil deutschem Rechtsbrauch anpaßt.¹⁹⁹⁾ So läßt er die Juden 790 ff. Einspruch dagegen erheben, daß Christus nicht richtig, nämlich *durch butels stimme*, sondern ehrenvoll vor Gericht geladen wird, v. 1268 läßt er die jüdische Partei die Verhandlung durch eine Beratung unterbrechen, wie es im deutschen Königsgericht möglich war. Endlich übersetzt er 1412 das *crucifige* der Quelle nicht wörtlich, sondern durch die Worte: *ha disen als einen dieb*.

Auf die Gerichtsverhandlung folgt die Passion (V. 1571 ff.) und (V. 270 ff.) die Höllenfahrt Christi, diese in Form eines Berichtes der aus der Hölle befreiten Kinder Leucius und Karin. Er schließt mit einer in der Quelle nicht vorgebildeten kurzen Bußpredigt an die Juden (V. 3724—77), während die in Kapitel 12 der Vorlage enthaltene Disputation zwischen Pilatus und den Juden über die Zeit, in der sie Christus erwartet hätten, übergangen wird.

Eingeleitet durch die Absendung eines Briefes, in dem Pilatus den Consuln Vellio und Claudius über die Vorgänge in Palästina berichten will (V. 3706 ff.), schließt sich nun der dritte Hauptteil des Gedichtes an: die Legenden von Tiberius, Vespasian und Veronica in nicht ganz einfachem Verhältnis zu den lateinischen Fassungen der Legenden.²⁰⁰⁾ Der kranke Kaiser Tiberius hört von dem berühmten Arzt Christus und schickt Volusian, ihn nach Rom zu holen, während gleichzeitig Adrianus als Bote des Pilatus nach Rom unterwegs ist, aber in Galacia aufgehalten wird, wo er den gleichfalls kranken Statthalter *V e s p a s i a n* heilt. Inzwischen hat Tiberius einen zweiten Boten Albanus abgesandt, der in Akkers mit Volusian zusammentrifft. Beide fahren nun zusammen zu Pilatus, erfahren dort Christi Tod und hören von Christi Bild auf dem Tuch der Veronica. Sie bringen *V e r o n i c a* mit dem Bild ebenso wie den gefangenen Pilatus nach Rom, wo nun eben durch dies Bild Tiberius geheilt wird. Er will darauf die Römer zum Christentum bekehren, wird aber von ihnen erschlagen, sein Leichnam in die Tiber geworfen. Unter Kaiser

Anastasi'us(!), dem Nachfolger Neros, unternimmt dann Ves-pasian einen Feldzug gegen die Juden, wird abgerufen, da er selbst zum Kaiser ausgerufen ist, sein Sohn Titus führt den Krieg zu Ende. Die Zerstörung Jerusalems wird kurz berichtet, dagegen das Strafgericht über die Juden breiter ausgeführt.

Außer den genannten Hauptquellen hat Hesler im zweiten und dritten Teil seines Werkes für einzelne auch kleinere Partien sicher andere, wenn auch nicht genau festzustellende Quellen zweiter Ordnung benützt. So wenn in der Erzählung von der Höllenfahrt Set berichtet, wie er von dem sterbenden Adam ins Paradies gesendet wird, um als Mittel gegen den Tod einen Zweig vom Baum des Lebens zu holen, dann aber abweichend vom Evangelium Nicodemi nach einer anderen Fassung der *Legende vom Kreuzesholz*²⁰¹⁾ Adam selbst den Zweig pflanzt, aus dem dann der Kreuzesstamm erwächst.

Theologische Gelehrsamkeit ist dem Dichter auf mancherlei Weise zugeflossen; vieles stammt gewiß aus dem Schatz weitverbreiteter Tradition, die geistiges Eigentum der Gebildeten des 13. und 14. Jahrhunderts war. Die *Predigt* mag dabei oft den nächsten Ursprung gebildet haben. Solches kann vermutet werden für die theologischen Gedanken im Prolog des Werkes, für die Erörterung über Jesu Sendung (V. 1630—1738), für die Ausdeutung der Worte *Eli Eli lama* (V. 1927 ff.). Offen bleibt die Frage, ob die gegen Ende der Dichtung stehende *Predigt an die Fürsten* gegen die Überheblichkeit eine literarische Grundlage hat oder nicht. Dasselbe gilt für die ebenso eindringliche *Mahnung zu schärferem Vorgehn*²⁰²⁾ gegen die Juden (V. 4687 ff.), die nach mittelalterlicher Meinung doppelt zu verurteilen sind, weil sie nicht nur Christus verworfen haben, sondern auch das alte Testament, an dessen Stelle sie den Talmud gesetzt hätten. Wenn sie Maria und Joseph lästern, solle man, sagt Hesler, ihnen das Herz durchstechen und die Zunge abschneiden, und überdies sollen sie mit allen Mitteln durch Lehre und Gewalt zum Christentum bekehrt werden;²⁰³⁾ so wird das *compelle intrare* erläutert.

Auch die von Hesler vorgetragene Fassung der Sage von den Völkern Gog und Magog, die von Alexander dem Großen an

den Caspischen Toren eingemauert werden und erst am Weltende aus ihrem Gefängnis ausbrechen können, ist in der von Hesler gewählten Form bis jetzt nicht nachweisbar, soviele Fassungen auch bekannt sind. Zwar daß sie mit den zehn Stämmen der Juden identifiziert werden, die Alexander aus der babylonischen Gefangenschaft befreit, begegnet auch sonst; hier wird nun aber der überraschende Schluß gezogen, daß diese gerade ihres Schicksals wegen vom Strafgericht gegen die Juden ausgenommen sind, da sie ja in ihrer Lage von Christi Botschaft nichts vernommen haben und an seinem Tod keine Schuld tragen.²⁰⁴⁾

Von deutscher Dichtung hat Hesler, als er das Evangelium Nicodemi schrieb, manches gekannt. Für Werke Rudolfs von Ems ist es aus seiner Stilkunst zu schließen, wenn auch keine bestimmten anzugeben sind. Von älteren Dichtungen ist die Urstende Konrads von Heimesfurt²⁰⁵⁾ zu erwähnen, der nächst Hesler das Evangelium Nicodemi am ausführlichsten bearbeitet hat. Mit ihm zeigen sich an einigen Stellen direkte Berührungen, die, selbst wenn sie unbewußte Reminiszenzen sein mögen, Kenntnis des Gedichtes erweisen. Eine einzige, aber überzeugende Berührung ist für die Erlösung²⁰⁶⁾ festgestellt (Erlösung 1617 ff. — Evang. Nicodemi 1762 ff.), eine ebensolche mit Seifried Helbing (II, 1172. — Ev. Nic. 4692). Der sächsischen Weltchronik, von Hesler als *der kunige buoch* bezeichnet, hat er außer anderen einzelnen Zügen gleichfalls einen Vers entnommen. Anderes, was noch nicht erkannt ist, wird dazu kommen.

Umso bemerkenswerter ist, daß direkte Berührungen mit dem Passional fehlen. Bei stofflich sich nahestehenden Partien beider Werke sind vielmehr deutliche Verschiedenheiten in nicht unwichtigen Einzelheiten festzustellen, so bei der Erzählung von der Gefangennahme des Josephus (V. 4616 ff.), der Heilung des Vespasian (V. 3714) und anderem. Offenbar ist also dieses wichtigste Werk der früheren Ordensdichtung Hesler unbekannt geblieben.

Als Verfasser hat sich Hesler in diesem Werk nicht genannt, doch ist seine Verfasserschaft durch die ausführlichen sprachlichen Untersuchungen von A m e r s b a c h²⁰⁷⁾ voll gesichert. Auch de B o o r s²⁰⁸⁾ Untersuchung wichtiger stilistischer

Eigentümlichkeiten Heslers (S. 80 ff.) führen zu demselben Ergebnis. Schumanns Widerspruch²⁰⁹⁾ dagegen reicht nicht aus, die These zu erschüttern.

Das zweite Werk²¹⁰⁾ Heslers, nur fragmentarisch in kleinen Bruchstücken zu Wolfenbüttel und Erlangen erhalten, spricht von Lucifer, Adams Fall, Gottes Strenge gegen den Teufel und Barmherzigkeit gegen den Menschen. Es wird meist als Erlösung bezeichnet, doch läßt sich über den Gesamtinhalt, den das Werk hatte, und seine Art aus den dürftigen Resten nichts Bestimmtes schließen. Auch über den Ort der Entstehung erfahren wir nichts. Zeitlich wird es zwischen das Evangelium Nicodemi und die Apokalypse zu stellen sein. Der Verfasser nennt sich hier Heinrich von Hasiliere.

Heslers größtes Werk von fast 23000 Versen ist die Johannis-Apokalypse (Apok.).²¹¹⁾ Von ihr werden in den alten Verzeichnissen der Ordensbibliotheken Exemplare in Marienburg und Schlochau erwähnt. Aber auch an anderen Orten des Ordensstaates müssen solche vorhanden gewesen sein. Bekannt sind außer neun Fragmenten (davon zwei in Königsberg) fünf ganze oder fast vollständige Handschriften, von denen vier, die Handschrift in Danzig, die beiden Königsberger²¹²⁾ Handschriften 891 und 891b und die Mergentheim-Stuttgarter, sicher aus Ordensbesitz stammen, worauf das sehr verwirrte Handschriftenverhältnis²¹³⁾ hinzudeuten scheint. — Über eine Prosa-Apokalypse des 14. Jahrhunderts s. unten S. 127 f.

Hesler sah sich mit diesem Werk vor eine Aufgabe von eigenem Reiz, aber auch vor außergewöhnliche Schwierigkeit gestellt, da es sich hier nicht um eine einfache Erzählung handelt, sondern um einen visionären Text, reich an dunklen Stellen und Fallstricken für den Übersetzer. Hinzu kam der Kommentar, der seinerseits manchmal neue Schwierigkeiten häuft und jedenfalls nicht immer die Bezeichnung ‚Erklärung‘ verdient. Die Methode des Verfassers mußte sich dem anpassen suchen.

Während Hesler im Evangelium Nicodemi meist fortlaufend übertrug und nur einige größere theologische Betrachtungen einfügte, gibt er hier meist die Übertragung einzelner oder weniger Verse des Originals und fügt jeweils dazwischen

die Auslegung ein. Für diese benützt er die im Mittelalter verbreiteten großen theologischen Kommentare,²¹⁴⁾ besonders Beda, Ambrosius, Autbertus, Haymo von Halberstadt, Joachim von Flore, Adso, Honorius von Autun und die *Glossa ordinaria*.

Die in den Auslegungen von Hesler behandelten Stoffe ergeben sich aus den benutzten theologischen Kommentaren, einige derselben scheinen den Dichter aber besonders anzu ziehen; manche regen ihn zu eigenen kurzen Ausführungen auch persönlichen Charakters an. Mit Vorliebe spricht er vom Sturze Luzifers, von Adams Fall, dem Baum der Erkenntnis, vom Antichrist und der Erlösung. Er knüpft daran allgemeine Ermahnungen über die Beichte, Habgier und Geduld, über die Bedeutung der Geistlichkeit und den Wert des Mönchtums.

Der Umfang der Auslegungen und der dafür benutzten geistlichen Literatur hat etwas überraschendes bei einem Manne ritterlichen Standes.

Andererseits erklärt sein Stand gut die Grenzen seines Könnens: die Auslegungen in ihren verwickelten Gedanken gängen klar und ohne übermäßige Breite vorzutragen und wirklich, wie er beabsichtigte, zu popularisieren, dazu reichte seine Kraft und geistliche Schulung vielfach nicht ganz aus; auch wirkt die unvermeidliche Unterbrechung des Bibeltextes durch die Auslegung gelegentlich störend.

Schuld daran ist keineswegs etwa sprachliches Ungeschick. Denn auch Hesler hat, wie der Passionaldichter, nicht nur von den guten höfischen Epigonen, besonders von Konrad von Würzburg, gelernt, er wendet das Gelernte auch mit Geschmack an und baut darauf weiter. Dabei zeigt er sich als ein Sprachkünstler eigener Art, ganz anders als der Passionaldichter, aber diesem durchaus ebenbürtig. Und diese Art tritt in allen seinen Werken hervor; Unterschiede zwischen denselben oder zwischen einzelnen Partien desselben Werkes ergeben sich nur daraus, daß die Gelegenheit zur Anwendung der zu nennenden stilistischen Elemente je nach dem Inhalt der Partien verschieden ist, am häufigsten in theologischen Exkursen, also besonders in der Apokalypse, im Evangelium Nicodemi mit dem Vorwiegen der Erzählung seltener, aber auch hier von gleicher Art.

Die einfachsten grundlegenden kennzeichnenden Elemente von Heslers Stil²¹⁵⁾ sind zwei: Das eine ist die Bindung antithetischer Begriffe,²¹⁶⁾ z. B. Ev. Nicod. 3300:

den minsten und den meisten.

Apok. 11270: 12776:
der lieberen und der unmaersten. binden und entsliezen.

19 ff.: 15463 ff.:
Du wurde nie nimmer noch merer, wis hart und kunne genedic sin,
echtiger, wiser noch herer, so gewinnestu mir vollen schrin
nie zorniger, nie baz gemuot. gezalter und ungezalter.

Das zweite ist die Wiederholung von Wörtern, auch von ganzen Wortgruppen und ganzen Versen, oder die Häufung verschiedener Wörter einer Wortsippe; z. B.²¹⁷⁾ Evang. Nic. v. 1—13:

Do got der werlde began und er geschuf den ersten man — ich sprich iz anderweide: got geschuf sie beide.	da der tot inne lac, und den man der iz az. 10 „Ja, herre, warumme tet er daz, daz er daz vorboten ris sazte in das paradis, da der tot inne lac?“
5 den edeln boum und den man, do er der werlde began, daz obez unde sinen smac	

Erlösung S. 2, Sp. 1, 24 ff.: Apok. 546 ff.:
daz menlich der icht sinne der swaren erde burde
habe, der suche sinnes such wurde uffe die dunnekeit
unde setze den sin an dit buch. des dunnen wazzers geleit.

Apok. V. 312 f. 17501 ff.:
Den du, wisheit, kunftic wistes, .. got streit mit gebote,
er got irhube daz urhab. daz wol gezimet eime gote,
daz her gebiete sam ein got;
der tot gebot im sin gebot

Aber bei solchen einfachen Fällen bleibt es nicht. Mit Hilfe dieser Stilmittel entwickelt Hesler in höchst eindrucksvoller Weise den Aufbau²¹⁸⁾ größerer theologischer Exkurse und die Durchführung ausgesponnener Gedankengänge. Er wählt ein Thema über einen ihm von der Quelle gegebenen Begriff: das Wort, der sprachliche Ausdruck des Begriffes, dient dem ganzen Abschnitt als Leitwort, neben dem auch noch ein zweites Leitwort, ihm gleichgeordnet oder als Hilfsleitwort beigegeben, stehen kann; es soll uns wie ein musikalisches Leitmotiv dauernd im Ohr klingen. So hat der Abschnitt Apok. 485 ff. über den Eintritt des Todes in die Welt das Leitwort *tot*:

485 Got, der vor weiz alle dinc,
her wuste wol den gerinc
da mite wir hiute ringen
vor allen geschafnen dingen,
und sazte doch des t o d e s ris
490 in das lebende paradisi,
da nicht t o d e s mac gewesen.
,Wie mocht Adam do genesen,
da der strik im was gestalt,
her entete sich gewalt?'
495 Nicht daz got vinder were
der grozen herze swere,
daz got den t o t irdachte:

Adam in im selber brachte!
Zu stunt als her iz gebot zubrach,
500 so was der t o d da, der iz rach,
noch dem gotes urteil sich gezoch,
wen er den ewigen lip vloch.
Wen im Got vor daz ris vorbot
in dem verborgen lac der t o t ,
505 do muste dem geschichte
Got volgen mit gerichte;
wan her im vor vrie kure gab,
do von was sin der urhab
des t o d e s — nicht der gotheit.

Apok. 775 ff. über die Dunkelheit der Apokalypse stehen unter den Leitworten *sin* und *tief*:

775 Durch daz schreib der gotes bote
sin buch so tunkel von gote,
daz die leser s i n da suchten,
ob sie iz vornemen geruchten;
wan hette er sin buch also licht
780 in sineme tichte getiht,
daz es alle die vornemen
die zu dem buche quemen,
iz were unmere gewesen
unde schire vorlesen,
785 so daz sin nimant hete mut;
Sus muz es immer wesen gut,
wen ie mer die wortswinden

dar tieferen sin entpinden,
ie tiefer reichet in der sin,
790 wen dar volreicht niemant hin,
daz her den sin zu grunde grabe.
So vil man aber weiz dar abe
von tiefen gesprochen glosin
der meister, die gnuk ho sin
795 gepriset an der waren schrift,
und ich ouch han der Gotes gift,
daz wil ich daran setzen
und wil die sinne wetzen
in des heiligen geistes mildekeit .

Der große Abschnitt 17909—18092 über das Verhalten von Geist und Fleisch bei der Auferstehung hat die beiden Leitworte *geist* und *vleisch*, von denen das erste achtzehnmal, das zweite dreizehnmal steht; dabei sind beide mehrmals antithetisch gebunden. Neben diesem Hauptthema des Abschnitts stehn, ihm untergeordnet, Teilthemata: Gottes schöpferische Allmacht (Leitwort *schepfen*), Herkunft, Schicksal und Verweslichkeit des unreinen Fleisches (17934—45. 18037—60; Hilfsleitwort *erde*).

Der Prolog des Evangeliums Nicodemi ist besonders kunstvoll gebaut. Er spricht im Gegensatz zu der im Evangelium behandelten Erlösung von deren Voraussetzung und hat als Hauptthema Adams Fall (Hauptleitwort *val*); als Nebenthema treten hinzu: die Schöpfung (Leitwort *schepfen*), Adams Schuld (Leitwort *schult*), der Tod als der Sünde Sold (Leitwort *tot*); und un-

abhängig von diesen Leitwörtern wird die Wortwiederholung reichlich angewandt.

Eine gewisse Verwandtschaft von Passional und Väterbuch mit Hesler zeigt sich darin, daß auch jene Werke Stellen aufweisen, die ähnlich thematischen Aufbau haben, wie ihn Hesler liebt; allerdings wird der Umfang, den diese Stilform bei Hesler hat, dort bei weitem nicht erreicht.²¹⁹⁾ Die sonstige Ordensliteratur früherer und späterer Zeit zeigt nichts derartiges, obwohl in den theologischen Exkursen, besonders z. B. bei Tilo und im Hiob reichlich Gelegenheit dazu gegeben war.

Ganz anders ist Heslers Verhältnis zum Wortspiel. Wohl kann die Wiederholung eines Wortes, mehr noch die Häufung verschiedener Wörter einer Wortsippe, den Eindruck eines einfachen Wortspieles machen, etwa Ev. Nic. 124—133;²²⁰⁾ Apok. 510—520. Aber dieser Eindruck trägt meistens: die Wiederholung ist fast stets aus dem Streben nach eindringlicher Diktion hervorgegangen, nicht aus dem Spieltrieb, dem die zahlreichen Wortspiele des Passional²²¹⁾ und der Martina ihre Entstehung verdanken.

Interessante Einzelheiten, welche auf ganz persönliche Anschauungen des Verfassers ein Licht werfen, treten in Heslers Werken mehrfach hervor. Die Geistlichkeit und das Mönchtum schätzt er hoch, aber daneben übt er, in Anlehnung an seine Quellen, eine freimütige Kritik, will vor Überschätzung des Mönchtums warnen und das Recht der weltlichen Stände hervorheben. Im Evangelium Nicodemi gesellt sich dazu ein fast wie ein Anachronismus anmutender, aber doch der Rechtslehre²²²⁾ des 13. Jahrhunderts entsprechender sozialer Radikalismus, wenn Hesler die Gleichheit aller Menschen verfißt und die Fürsten mahnt, sich nicht zu überheben, da doch alle Menschen von demselben Vater abstammen und ebenso im Tode gleich sind,

V. 4860—4919:

Got der uch geschaffen
zu sinen grozen eren hat,
daz al die werlt an u stat
und ir damite stellet
allez daz ir wellet
zu ubele und zu gute —
daz merket an uwerm mute,

durch waz dise ere u si vorligen,
daz ir so hohe sit gestigen
uber uwer sippeteile, —
got gab ez u zu heile,
daz ir herren sit genant
uber lute und uber lant.
Der babes hat under sinem hove
kardinale und bischofe,

- 4875 der konic hat sine forsten,
die mit vrevelen getorsten
uf disem erdriche leben.
Wer hat dise ere u gegeben?
wenet ir, daz von adele
- 4880 dise ere an u wadele
oder von angeboren werden?
Ja sit ir also vul erden
und ein wurmezic as
und irsterbet also gas (= gâhes),
und uwer ful gebeine
daz smecket als unreine
als der bitenden armen,
swie lutzel sie uch erbarmen,
Weret ir von engelen geborn
- 4890 und dan zu vorsten erkorn,
so mohtet ir uns vorwizen
daz wir den lib sus slizen
in uwerem dienste alle tage;
des sint wir nu in unser clage
vil sat, noch werdet ir sater.
Wir heten doch al einen vater
und eine muter allentsam,
da die menscheit abe quam:
- vrouwen Even und Adamen;
4900 von der zweier lichnamen
so si wir al geliche,
arme unde riche
zu der werlde gekomen.
Ich han daz niergen vornomen,
man rufe daz man rufe,
daz got ie me geschufe
wan Even und Adamen
da von wir alle kamen.
Daz ist lanc oder kurt:
4910 wir sin an der geburt
alle gelich ebenher,
oder der vater der was mer:
ein hoe und ein nidere,
da von iedewedere,
die nideren und die hosten,
die besten und die bosten,
die werden und die unwerden
sin komen zu der erden,
oder uns ist gewalt geschen.
- 4920 Daz soldet ir herren ane sen
und soldet got des sagen danc
daz wir sin under u so cranc..

Über den Wert der Beichte denkt Hesler in der Apokalypse (V. 20651 u. ö.) strenge, entsprechend der kirchlichen Lehre, im Evangelium Nicodemi geringer, wenn man wirklich die Worte 1872 ff., in denen hervorgehoben wird, daß der eine Schächer ohne Beichte selig wird, so ausdeuten darf. Gegen die Juden äußert er sich im Evangelium Nicodemi mit fanatischer Schärfe, gewaltsame Bekehrung oder Vernichtung fordernd; auch in der Erlösung finden sich scharfe Worte gegen sie (S. 2, Sp. 1, V. 97—85). Dagegen huldigt er in der Apokalypse tolerant der kirchlichen Lehre von der Bekehrung aller Juden am Ende der Dinge, sodaß dann eine Herde und ein Hirte sein wird (v. 5652—80). Schumann²²³) hält in beiden Fällen die Unterschiede für so schwerwiegend, daß er daraus schließen will, das Evangelium Nicodemi könne nicht von Hesler sein. Man darf solche Differenzen natürlich nicht übersehen, ebensowenig wie wichtige Übereinstimmungen²²⁴); man darf diese Differenzen aber auch nicht überbewerten, zumal zu beachten ist, daß die Äußerungen aus verschiedenen Zeiten stammen, was eine Sinnesänderung möglich erscheinen läßt. In beiden Fällen liegt die

Sache so, daß das spätere Werk sich der kirchlichen Auffassung anschließt. Man wird also annehmen dürfen, daß der Dichter sich in jüngeren Jahren den Luxus einer freieren Auffassung gestattete, die er später glaubte aufgeben zu müssen.²²⁵) Der jugendliche Radikalismus sozialer Art im Evangelium Nicodemi paßt gut dazu.

Ebenso würde die spätere Annäherung an die kirchliche Auffassung gut zu dem passen, was man über die Lebensstellung des alten Heslers glaubt gefunden zu haben. Doch ist gerade über seine Person, seine Herkunft und seinen Lebensgang noch manches unsicher. Schon die Frage, wo er beheimatet war und wo er geschrieben hat, war umstritten und ist auch jetzt noch nicht mit voller Sicherheit zu beantworten. Die ganze Schwierigkeit des Problems, die entsteht, sobald keine völlig einwandfreien urkundlichen Belege vorliegen und die Frage der Heimat des Geschlechts und der Person vielleicht verschiedene Antwort fordert, liegt hier zu Tage. Und doch schien gerade bei Hesler alles so einfach zu sein: denn in Thüringen, das gerade im 13. Jahrhundert die Heimat so vieler Ordensritter war, liegt zehn Kilometer westlich von Naumburg jenes Burghesler, wo seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine Familie nachgewiesen ist, in welcher der Name Heinrich besonders üblich war. Daran war sofort zu denken. Und eine persönliche Bemerkung des Dichters scheint diese Gegend als seine Heimat mit nahezu urkundlicher Sicherheit zu erweisen. An einer Stelle der Apokalypse (v. 16459 ff.), an der er beklagt, daß er wegen der Übersetzung einer schwierigen Stelle eine unfreundliche Kritik erfahren habe, gebraucht er den drastischen Ausdruck, ihm sei *ze nebre vor den munt geschorft* (geschlagen) worden. Dieses *Nebre* bezieht man auf den Ort *Nebra*, der etwa fünfzehn Kilometer nördlich von Burghesler an der Unstrut liegt. So scheint die Frage einfach und bequem gelöst: Heinrich von Hesler ein Thüringer, sein Gedicht in Nebra vorlesend und dort abfällig beurteilt.

Gegen diesen Schluß sind nun aber von anderer Seite starke Einwände geltend gemacht worden, zuerst von E. Schröder²²⁶), der die Ansicht vertrat, die Art wie Hesler in der Apokalypse (v. 154 f.) seine Heimat nennt „*Heinrich heiz ich mins rehten namen, Hesler ist min hus genant*“ führe in die Gegend der Ein-

zelhöfe also ins niederdeutsche Gebiet, so daß der Herausgeber des Evangeliums Nicodemi auf Hesler bei Gelsenkirchen als Heimatsort des Dichters schloß. Indessen ist man dabei nicht stehen geblieben: die historischen Nachrichten über das thüringische Geschlecht fielen schwer ins Gewicht und besonders die Nachbarschaft von Burghesler und Nebra: ein Ort Nebra ist in der Nähe jenes niederdeutschen Ortes Hesler nicht zu finden.

Seit es nun gar geglückt ist,²²⁷⁾ einen *Henricus de Hesler* 1341 und 1342 als Propst und Komtur in Zschillen²²⁸⁾ oder Schillen bei Rochlitz in der Ballei Thüringen nachzuweisen, der wohl auch, mit etwas entstelltem Namen, schon 1333 als Propst Heinrich von Höseln erscheint, glaubt man — ob mit vollem Recht, bleibt unsicher — diesen mit dem Dichter identifizieren zu dürfen. So hat denn auch Schröder seine frühere Ansicht aufgegeben und ist zur Annahme der thüringischen Heimat Heslers zurückgekehrt,²²⁹⁾ womit er nun offenbar fast allgemeine Zustimmung gefunden hat. Von Seiten der Geschichtswissenschaft ist es durch Chr. Krollmann²³⁰⁾ ausführlich weiter begründet worden.

Doch ist damit die Frage nach Herkunft und Aufenthaltsort des Dichters noch keineswegs völlig befriedigend beantwortet, da eben doch zwischen der Annahme der thüringischen Heimat und dem mundartlichen Befund starke Unstimmigkeit besteht, die weiterer Aufklärung bedarf.

Es fehlt einerseits im Reimgebrauch Heslers an charakteristischen thüringischen Dialekterscheinungen; vor allem fehlt das thüringische Schiboleth, die Infinitive ohne *-n*, die in allen sicher thüringischen Werken aus dem Ende des 13. und dem 14. Jahrhundert in großer Zahl im Reim aufzutreten pflegen, auch in den sicher von dort stammenden Ordensdichtungen: Der Sünden Widerstreit, Judith und Helwigs Maere vom heiligen Kreuz.²³¹⁾ Man kann sagen, daß kein Dichter jener Zeit, der aus jener Gegend stammt und dort schrieb, diese Reime vermieden hat. Burghesler aber liegt innerhalb dieses Dialektgebietes.²³²⁾ Dürfen wir für Hesler eine Ausnahmestellung erwarten?

Andererseits finden sich in Heslers Sprache zweifellos niederdeutsche Elemente: im Wortschatz eine größere Zahl von Wörtern, die speziell niederdeutsch, besonders auch mittelniederländisch bezeugt sind, andere, die in dem von Hesler ge-

brauchten Geschlecht nur niederdeutsch sind, wieder andere, die in der von Hesler gebrauchten hochdeutschen Form noch ihre niederdeutsche Herkunft verraten. Auch lautliches und flexivisches niederdeutscher Art begegnet. Wenn auch vielleicht aus der unten gegebenen Liste manches zu streichen sein sollte, bleibt eben doch genug an Niederdeutschem übrig, dessen Auftreten ebenso wie das Fehlen thüringischer Merkmale erklärt werden muß.

Zu nennen ist etwa das folgende an Wörtern, lautlichen und flexivischen Erscheinungen: *bekliben* EN. 5040 anstecken; in dieser Bedeutung nur niederdeutsch belegt. — *bekluteren* Apok. 4729. 22520 u. ö. beschmutzen. — *besippe* 20871. 21312 verwandt; Jeroschin 3376; hd. *gesippe*. — *biegen* intr. EN. 3349, Apok. 885. 13485 sich biegen, sich wenden; als intr. dem älteren Hochdeutschen völlig fremd. — *bitteric* Apok. 7807. — *eht* Adv. EN. 5061; Apok. 1086. 8839. 22877 wiederum. — *enkel* stn. Apok. 1622 Knöchel; hd. nur stm. — *entheiz* stn. Apok. 3395. 10692 Verheißung; stm. Apok. 17413; hd. nur stm. — *enträten* stv. Apok. 70021. 10328 fürchten. — *ewig* stm. Apok. 8083 Zweikampf. — *gaten* Part. *gegat* Apok. 3394. 18631. 20801. 21194 zur Seite stellen, part. gleich geartet. — *gemeiten* Adv. Apok. 5141. 5181 müssig. — *getwedic* Adj. Apok. 2315 willfährig. — *iewerlde* Adv. En. 5273; Apok. 9671. 15172. 16610 immer; *niewerlde* EN. 2664 niemals. — *itdrucken* Apok. 8429 wiederkauen. — *kluter* Apok. 8890. 10883. 12651 Schmutz, Befleckung. — *krac* Apok. 49222 Nacken. — *küle* Apok. 18816 Grube. — *leben* Apok. 18018 gerinnen machen. — *legede* stf.? Apok. 12262 Niederung. — *lougens-ribe* adj. Apok. 4722. 4838 reich an Lauge. — *luhtevaz* stn. Apok. 20917. 22256. 22313 Leuchter. — *mist* EN. 5173; Apok. 18178 Nebel; in dieser Bedeutung nur nd. belegt. — *nösen* Apok. 17164 ärgern. — *pas* Apok. 21190. 21218 Schritt als Maßeinheit. — *schirpe* stf. EN. 522 525 Pilgertasche. — *schülen* EN. 2924; Apok. 1074. 18056. 20203 verborgen sein. — *sibenwarf* Apok. 20390. 22304 siebenmal. — *slum* stm. Apok. EN. Schlummer (s. Ausgabe, S. LXXVIII.) Die ganze Wortsippe ist nd. Ursprungs. — *smouch* stm. Apok. 13748 Rauch. — *snaz* stm. EN. 5106 Streichmaß; verhochdeutsches niederdeutsches *snat*. — *tiger* Adj. Apok. 1296. 1303. 1930. 12615. 16069 u. ö. sorgfältig. — *vaerlingen* Adv. Apok. 14142 hinterlistig; nd. Adverbialbildung. — *versigen* Apok. 2513. 3343. 17813 u. ö. überwältigen. — *verziugen* Apok. 18626 durch Zeugen widerlegen. — *vetten* Apok. 1928. 13313. 14509 feist machen; die ganze Sippe ist erst durch Luther ins Hochdeutsche eingeführt. — *weltzen* Apok. 15247 sich umdrehen. — *zoln* stm. Apok. 18938 Zoll; verhochdeutsches niederdeutsches *toln*.

An Lautlichem sind als niederdeutsch zu nennen die Reime von *ht* auf *ft*: EN. 1717 *sigevaht: kralt*; — EN. 4481 *mehtic: kreftic*; — Apok. 16469 *dorlt: geschorcht (geschorgt)*; sodann die Reime mit unverschobenem *t* und *k*: Ev. Nic. 501 2445 *hat: schat*; — Apok. 20625 *klot (klöz): tôl*; — Apok. 133313 *vetten : setten* (setzen); — EN. 1599 *ir spreket : versmecket*; endlich die Reime *tugent : ir mugent*, zu sprechen *duget : muget*. — Von flexivi-

schen Erscheinungen gehören hierher die Reimbindungen: EN. 4816 *sie wendet* (3. Sg.): *sie schendet* (3 Pl.); Apok. 19373 *sie ermet* (3 sg.): *sie getemet* (3 Pl.)

Drei Möglichkeiten sind für die Herkunft dieser niederdeutschen Elemente denkbar: 1. Sie können aus einer eben doch niederdeutschen Heimat des Dichters stammen oder 2. sie sind auch thüringisch, aus einer Gegend, wo mit flämischen Kolonisten zu rechnen ist,²³³) oder endlich 3. sie sind von Hesler erst im Ordensland angenommen worden.

Von diesen drei Möglichkeiten muß die erste nach dem oben gesagten doch wohl ausscheiden, die zweite wird, gerade weil Hesler sonstige thüringische Eigenheiten nicht hat, recht unwahrscheinlich. Am wahrscheinlichsten ist die dritte Möglichkeit, zumal so vieles für Heslers frühen Aufenthalt im Ordensland spricht.²³⁴)

Eine annehmbare Lösung des Dilemmas hinsichtlich Heslers Heimat, in das uns der Widerspruch zwischen sprachlichem Befund und historischer Forschung bringt, kann sich wohl ergeben, wenn wir annehmen, daß Hesler zwar aus dem thüringischen Geschlecht der Herrn von Burghesler stammte, daß er aber in früher Jugend ins Ordensland kam, dort starke sprachliche Beeinflussung erfuhr und dort auch seine Werke niederschrieb. Er mag sein späteres Werk in der Heimat bei einem Besuch in Nebra vorgelesen und dabei die unfreundliche Kritik erfahren haben.

Über seinen Stand gibt Hesler klare Auskunft. An einer Stelle, in der er sich gegen die Überheblichkeit des Mönchtums ausspricht (Apok. 6511 ff.), weil vor Gott 6599 *in diser werlt sint alle leben, sin sie reine* (d. h. wenn sie rein sind), *glich eben*, rechnet er sich zu denen, (6616) *die dise werlt niht lazzen*, bezeichnet sich also deutlich als Laien; an einer anderen Stelle (Apokal. 16480) nennt er sich einen *nôthaften riter*, d. h. doch wohl einen in bescheidenen Verhältnissen lebenden Ritter. Daß er als solcher dem Orden angehörte, kann nach allem gesagten (s. o.) nicht mehr zweifelhaft sein.

Als Zeit seiner literarischen Tätigkeit sind für das Evangelium Nicodemi die Jahre nach 1294 zu erschließen aus der Bekanntschaft mit Seifrid Helblings zwischen 1292 und 1294 entstandenen zweiten Gedicht²³⁵). Er kann darnach gegen 1270 geboren sein.

Von der Apokalypse müssen einige Tausend Verse v o r 1312 geschrieben sein; denn der in diesem Jahr aufgehobene Tempelerorden wird neben dem Johanniterorden und dem Deutschen Orden in Vers 5827 als noch bestehend genannt. Weitere Anhaltspunkte für die absolute Chronologie ergibt der Inhalt nicht.

Auf die relative Chronologie Schlüsse aus der Stilkunst beider Werke zu ziehen, ist durch deren verschiedenen Charakter sehr erschwert. In manchem kann der Stil des Evangeliums Nicodemi als reifer erscheinen; aber die große Kunst des thematischen Aufbaus in den theologischen Auslegungen der Apokalypse spricht ebenso, wie die schon besprochenen Differenzen in der Anschauungsweise, entschieden gegen die Annahme, daß die Apokalypse das frühere Werk sei, wie de Boor vermutet.²³⁶⁾

Die Erlösung ist, soweit die Reste einen Schluß erlauben, wohl zwischen das Evangelium und die Apokalypse und zwar auch nach dem oben Ausgeführten näher zum Evangelium zu stellen.

Wenn jener von Schröder nachgewiesene Propst von Zschillen vom Jahre 1333 wirklich mit dem Dichter identisch sein sollte, was bei der Häufigkeit des Namens Heinrich in dieser Familie immerhin nicht ganz sicher feststeht, so müssen wir schließen, daß er, der sich in der Apokalypse als Ritter bezeichnet, in höheren Jahren sich dem geistlichen Stand zugewendet hat, in die heimatliche Ordensballei zurückkehrte und dort vor 1333 Propst, später Komtur wurde. Was über Änderung seiner Anschauungen von Beichte und Judenbekehrung zu sagen war, würde damit gut in Einklang stehen.

Literarischen Einfluß Heslers auf spätere Dichter nachzuweisen, ist bis jetzt nur in geringem Umfang geglückt. In späteren Ordensdichtungen finden sich geringe Berührungen mit dem Evangelium Nicodemi. Über Benützung der Apokalypse in der Prosa-Apokalypse s. unt. S. 127 ff. Stärkere Beachtung fand das Evangelium Nicodemi bei einigen Kompilatoren. Einer derselben hat es mit Bruder Philipps ‚Marienleben‘ zusammengearbeitet,²³⁷⁾ ein anderer mit Gundaker von Judenburg,²³⁸⁾ wieder ein anderer mit einer Pilatuslegende zugleich mit Gundaker.²³⁹⁾ Heinrich von München endlich hat in seine Weltchronik 830 Verse an 92 Stellen übernommen.²⁴⁰⁾

Nachwirkung von Heslers Stilkunst ist weder hier noch sonst irgendwo, auch in der späteren Ordensdichtung nicht, festzustellen, wohl aber Nachwirkung seiner metrischen Forderungen. Denn Hesler hat eine nicht uninteressante Stellung als Verstheoretiker in der deutschen Metrik. Er hat über den Bau seiner Verse nachgedacht und will — was abgesehen von einer kurzen Bemerkung im jüngeren Titurel seit dem Weissenburger Mönch Otfrid im 9. Jahrhundert kein deutscher Dichter des Mittelalters getan hatte — sich selbst und seinen Lesern genau Rechenschaft geben, indem er die Regeln, nach denen er arbeitet, in der Apokalypse V. 1317—1482 niederlegt. Auch an Anweisung für die Abschreiber²⁴¹⁾ denkt er, wenn er sagt:

1349 sterbe ich, so wirt lichte
verkart min getichte,

daz der schriber misseschribet
unde immer also blibet.

Nicolaus von Jeroschin folgt einige Jahrzehnte später seinem Beispiel, indem er in der Preußenchronik V. 236—255, 249—301 gleichfalls seine metrischen Grundsätze darstellt.²⁴²⁾

Die Auffassung der beiden Dichter ist nicht leicht zu verstehen, weil das Mittelalter noch keine klare metrische Terminologie hat. Da sie aber in der Hauptsache sichtlich das Gleiche sagen wollen, so helfen sie gegenseitig zur Erklärung.

Die erste Hauptforderung ist Reimreinheit, Apokal. v. 1364 ff. in schwerfälliger Erörterung ausgesprochen, bei Jeroschin kurz und bündig V. 299:

und min rim (= Vers) werdin gebut
an dem ende uf glichin lut.

Zweitens wird begrenzte Silbenzahl der Verse gefordert, bei Hesler 6—8, nur ausnahmsweise, wenn der Sinn es verlangt, auch 9 oder 10, Apok. 1454:

.. mit sechsen sibenen achten,
daz tet ich unde lutzel mer;
nune sazt ich aber er

oder zum meisten zene
(die selben sint seltsene),
dan ich zubreche den sin.

Jeroschin begrenzt die Zahl der Silben auf 6—9,

ouch ich diss getichtes rim
uf die zal der silben zune:
sechse, sibene, achte, nune.

Grundsätzlich schein t sodann gleiche Silbenzahl für die Verse eines Reimpaars verlangt zu sein; Apokal. 1442 f.:

ich habe die rime gemezzen
mit ebenglichen vuzen.

Jeroschin spricht dies nicht so klar aus v. 240: der Dichter solle *glich zu glichin limen an lenge (sine, lute)*.

Nichts gesagt ist bei beiden über den Rhythmus und die Zahl der Takte im Vers. Das bedeutet natürlich nicht, daß die Zahl der Takte ihnen gleichgültig gewesen wäre. Vielmehr: daß davon nicht gesprochen wird, erklärt sich gerade daraus, daß ihnen die Taktzahl völlig selbstverständlich ist, so daß darüber kein Wort zu verlieren war.

Dagegen ist ihnen die Zahl der Silben, der Versumfang nicht so selbstverständlich. In der Erzählliteratur des 13. Jahrhunderts hatte sich die Silbenzahl eines Verses mehr und mehr einer Norm genähert,²⁴³) bei Konrad von Würzburg 8—9; aber dies war keine mechanische Forderung, sondern ergab sich aus der gewachsenen gleichmäßigen Füllung des Verses. Hesler und Jeroschin geben also damit nichts Neues. Sie stimmen im Grunde mit der Technik ihrer Vorgänger überein. Neu ist nur, daß sie die Fixierung in Regeln für nötig halten. Sie betonen dabei die äußere Gesetzmäßigkeit, deren innere Begründung sie nicht durchschauen. In einer Zeit sinkender Technik und sinkenden Gefühls für guten Versbau schien ihnen, die selbst dies Gefühl noch besaßen, diese Forderung äußerer Gesetzmäßigkeit die Rettung.

Hesler hat damit bei andern Dichtern des Ordenskreises in einer von ihm nicht gewollten Weise Schule gemacht; denn bald nach ihm gehen andere weiter und führen die absolute gleiche Silbenzahl aller Verse eines Gedichtes durch, der Dichter der Makkabäer die Achtsilbigkeit, der des Daniel und Tilo von Kulm die Siebensilbigkeit, während später Claus Cranc in der zehnzeiligen Strophe der Vorrede zu den Propheten jeweils acht Siebensilbler und zwei Sechssilbler verwendet. Wenn Jeroschin die Regeln Heslers wieder aufnimmt, so sieht das aus wie ein gesunder Protest gegen die allzugroße Starrheit der genannten Gruppe.

17. Der Beginn eines neuen Abschnittes der geistlichen Dichtung des deutschen Ordens ist etwa mit dem Jahre 1320 anzusetzen, und die Jahre zwischen etwa 1320 und 1345 sehen sie in raschem Aufstieg und einer freilich kurzen Blüte. Es ist die Zeit, in welcher nach relativer Festigung der Besitz- und Herrschaftsverhältnisse im Ordensland nun auch die geistigen Bedürfnisse desselben eine intensive Förderung erfuhren. Diese Erscheinung knüpft sich an die Namen der beiden Hochmeister L u d e r v o n B r a u n s c h w e i g (1331—1335) und D i e t r i c h v o n A l t e n b u r g (1335—1341), aber sie beschränkt sich nicht auf die kurze Zeit ihres Hochmeistertums, da der Einfluß beider Männer noch weiter wirkt und der Luders auch schon in früherer Zeit beginnt.

Luder war Hochmeister vom 17. Februar 1331 bis 15. April 1335. Er stammte aus fürstlichem Hause, war ein Nachkomme Heinrichs des Löwen, ein Verwandter der Heiligen Elisabeth von Thüringen, der jüngste Sohn Herzogs Albrecht des Großen von Braunschweig († 1271), der selbst einmal an einem Zug gegen die heidnischen Preußen teilgenommen hatte.²⁴⁴⁾ Luders Großvater, Herzog Otto von Braunschweig († 1252) war 1240 der Retter der Burg Balga gewesen,²⁴⁵⁾ seine Taten in Preußen waren gewiß in der Heimat rühmlich bekannt. Luder war wohl ca. 1275, wenn nicht schon früher, geboren, trat wahrscheinlich um 1300 in den Orden ein, wurde 1308 Komtur in Gollub, 1309 Hauskomtur in Christburg, 1313 Hauskomtur in der Marienburg, 1314 Komtur in Christburg und zugleich Oberster Trappier, 1331 Hochmeister des Ordens.²⁴⁶⁾ Er starb auf der Heimreise von Königsberg in Stuhm und wurde in dem von ihm 1333 gegründeten Dom in Königsberg beigesetzt,²⁴⁷⁾ wo sein Grab im Jahre 1944 zerstört wurde.

Er muß ein feingebildeter Mann, eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein. Wir wissen, daß er als Komtur von Christburg die B e s i e d l u n g seiner Komturei durch deutsche Kolonisten mit großem Nachdruck betrieb. Wiederholt wird von seiner Pflege für den Gottesdienst und den Kirchengesang gesprochen; nicht nur seit seiner Hochmeisterzeit war er darauf bedacht, sondern schon als Komtur von Gollub und Christburg.²⁴⁸⁾ Er ordnete an, daß man in den Ordenskonventen täglich eine Frühmesse halten und zwar abwechselnd eine Toten-

und eine Marienmesse singen sollte. Er selbst soll, wie Wigand von Marburg berichtet,²⁴⁹⁾ oft und kunstvoll im Chor gesungen haben. Auch im übrigen ließ er der Kultur des Ordenslandes seine Sorge in reichem Maße zuteil werden, auch dem Schulwesen²⁵⁰⁾ und der Pflege der Dichtkunst.

Es war nicht bloß persönliche Vorliebe und die nährende Familientradition, wenn Hochmeister Luder von Braunschweig, ein Verwandter des sängerfreundlichen Hauses der Landgrafen von Thüringen, hoch im Norden die Marienburg zu einem Musensitz zu machen strebte, wie die Wartburg ein solcher gewesen war.²⁵¹⁾ Er war selbst D i c h t e r . Wigand von Marburg berichtet, daß er Werke in deutscher Sprache verfaßt hat: *vulgares libros composuerat*; man kannte ihn also noch am Ende des 14. Jahrhunderts als Verfasser deutscher Dichtungen. Nur eine derselben, die überdies verloren ist, wird uns von Nicol. von Jeroschin V. 6422 ff. mit Namen genannt: die *Legend e v o n d e r H e i l i g e n B a r b a r a*. Diese Heilige genoß im Ordensland hohe Verehrung. Das Haupt der Heiligen, doch wohl ein „Kopfreliquiar mit einer Partikel vom Barbarahaupt“²⁵²⁾ befand sich in der pommerellischen Burg Sartowitz bei Schwetz an der Weichsel, die 1242 durch die Ordensritter erobert worden war. Der pommerellische Herzog Swantopolk verlor das Heiligtum, so erzählen die Chroniken, weil er durch seine Verbindung mit den heidnischen Preußen sich als *filius diaboli* und als Feind Gottes gezeigt hatte. Daher hatte die heilige Barbara den Wunsch, zu den wahren Gottesstreitern zu kommen; sie verhalf diesen zum Sieg und fand darnach in dem Ordenshause Kulm-Althaus die ihr gebührende Verehrung. Seitdem wurden der heiligen Barbara viele Stätten im Ordenslande geweiht, vor allem im Kulmerlande.²⁵³⁾ Ihre Geschichte ist in mehreren Darstellungen von dort auf uns gekommen.²⁵⁴⁾ Die älteste findet sich in dem sogenannten Bericht Hermanns von Salza, von dem unten S. 145 f. die Rede sein wird.

Von Luders Werk berichtet Nicolaus von Jeroschin. Dort wo er in seiner Chronik von der in Sartowitz (1242) geglückten Auffindung des Hauptes der Heiligen spricht, die einst in Ägypten durch die Hand ihres Vaters getötet worden war, fügt er, über seine Quelle hinaus, hinzu, daß Luder von Braunschweig aus einer lateinischen Vorlage das

Leben und die Marter der Heiligen Barbara in deutsche Verse gebracht und auch erzählt habe, wie ihr Haupt in die pommerellische Burg Sartowitz an der Weichsel gekommen sei (6422 ff.):

<p>6422 Wi nu daz houbit dare zu Schartwitz quam uf daz hus, daz man iz barc in dem clus, 5 des wil ich hie gedagin. swer daz nu wil irjagin unde ouch wizzin ebin di marter und daz lebin Barbarin der herin, 30 den wil ich wege lerin. er suche an dem buche,</p>	<p>daz mit grozim ruche von der selbin magit zart der herzoge lichtir art 5 brudir Ludir von Brunswic, des stammis ein vurstlichir zwic und homeister ouch irkorn dem dutschin ordene bevorn, hat gebracht zu dutsche ganz 20 mit getichte ane schranz; da vindit er daz sundir wan.</p>
---	---

Wir kennen die lateinische Quelle zu Luders Gedicht nicht, wohl aber ein *Translatio et miracula sanctae Barbarae*,²⁵⁵⁾ und dieser lateinische Bericht, der uns in jüngeren Handschriften überliefert ist, scheint eine Übertragung aus dem Werk Luders zu sein. Jedenfalls wird man annehmen können, daß Luder die Eroberung der Burg und die Auffindung des Hauptes nicht wesentlich anders dargestellt hat, als sie uns in der *Translatio* überliefert sind.²⁵⁶⁾ Die lateinische *Chronica terrae Prussiae* von Peter von Dusburg²⁵⁷⁾ (zwischen 1324 und 1330) enthält nur eine kurze Angabe. Man darf annehmen, daß Luder mit der Erzählung aus der Ordensgeschichte zugleich eine fühlbare Lücke im Passional ausfüllen wollte, wo in dem reichen Kranz der Legenden diese für den Orden besonders wichtige fehlte. Wann er das Gedicht schrieb, wissen wir nicht. Gewiß ist es nicht zu spät in das Leben des Dichters zu setzen, der von 1314 ab als Großgebietiger vor allem den staatlichen Aufgaben des Ordens zu dienen hatte; am ersten wird man als Abfassungszeit der Barbara die Zeit ins Auge fassen, in der er Komtur in Gollub war, im Kulmerland, wo ihm die Verehrung der Heiligen am stärksten nahe kam.

In der kurzen Reimchronik²⁵⁷⁾ heißt es Fragment II, 147 ff. von ihm:

<p>daz hat man wol bevunden zu Merginburg und andirswa, zu Gollube, Kirstburg hi und da</p>	<p>und in ander maniger stat er gotis dienst gemerit hat mit mancher lobelichen tat.</p>
---	--

Daß er auch später für eine würdige Ehrung der Heiligen Sorge trug, zeigt eine Verordnung, die er als Hochmeister er-

ließ, man solle St. Barbaren-Tag mit ihrer eigenen Historie feiern und am Vorabend und am Tage selbst zwei Bedürftige speisen.

Andere deutsche Werke Luders werden uns mit Namen nicht ausdrücklich genannt. In engsten Zusammenhang mit ihm ist aber das Buch der *Makkabäer* zu bringen. Diese Dichtung,²⁵⁸⁾ 14410 Verse umfassend, ist nur in der großen Mergentheim-Stuttgarter Prachthandschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhalten. Es ist in der Hauptsache eine möglichst sinngemäße Übersetzung des Bibeltextes, den der Verfasser in der Übertragung des Hieronymus mit der Auslegung des Hrabanus Maurus kennt, dessen Schreiben an Kaiser Ludwig den Frommen (V. 45 ff.) und den Archidiakon Gerold (V. 157 ff.) er mit übersetzt. Einige weitere Auslegungen des Bibeltextes kommen hinzu; unter diesen aber nichts dem Verfasser eigenes — V. 316 sagt er: *miner rede kumt niht darin* — wohl aber die Auslegungen anderer (V. 323):

ein teil geb ich underscheit,
waz dirre und der hat geseit.

Aber das ist alles der *Glossa ordinaria* entnommen; es findet sich nichts aus Hrabanus, den er doch gekannt hat, was nicht in der *Glossa* steht. Als weitere Quelle kommt die *Historia scholastica* des Petrus Comestor in Betracht, so für Erklärung unverständlicher Namen. Selbständige Zutaten sind die kurze, über das Werk orientierende Einleitung (v. 1—44), die Vorrede des deutschen Autors (V. 265—356, nach den Briefen Hrabans, aber vor dem Prolog des Hieronymus) und die Nachrede (V. 14217—14410). Die geschichtliche Erzählung hat der Dichter erweitert, indem er vorwiegend wieder nach der *Historia scholastica* im ersten Buch einen größeren Exkurs über Alexander den Großen und seine Nachfolger einschiebt (V. 451—1330), einen zweiten kleineren über die Intervention der Römer, welche die Eroberung Ägyptens durch Antiochus Epiphanes verhindern (1379—1458); außerdem fügt er (V. 4091—4124) einen lyrischen Erguß über Judas letzten Kampf zu, und endlich wieder nach der *Historia* (V. 11262 ff.) eine Fortführung der jüdischen Geschichte bis zum Ende des Makkabäergeschlechts und dem Tode des Herodes.

Starke Gebundenheit gegenüber der biblischen Vorlage, Freiheit gegenüber den andern Schriften sind für seine Quellenbehandlung kennzeichnend. Von älteren deutschen Werken kennt der Verfasser wohl Hesler und sicher das Passional, das er zweimal (14144, 14201) selbst nennt, dem er auch einiges stoffliche entnimmt und von dem er auch im Technischen abhängig ist. Aber erzählen hat er vom Passionaldichter nicht gelernt: Er ist in ganz außergewöhnlichem Maße stilistisch unbeholfen geblieben, scheut nicht zurück vor reichlicher Anwendung von Flickwörtern und Flickversen, von anormaler Wortstellung, Vertauschung der Modi, selbst nicht von direkt fehlerhaften Formen und gewaltsamer Störung des Gedankens.²⁵⁹⁾ Hervorgerufen werden diese unerfreulichen Erscheinungen aber dadurch, daß er trotz einer im allgemeinen guten Lateinkenntnis mit dem Latein seiner Quelle eben doch nicht immer recht fertig wird und ebenso nicht mit der von ihm gewählten strengen metrischen Form. Denn dieser Dichter hat die von Hesler erhobene Forderung der begrenzten Silbenzahl für sich in der Weise übersteigert, daß er durch das ganze Werk hindurch nur Verse von acht Silben baut und zwar unbekümmert darum, ob der Reim ein- oder zweisilbig ist. Wenn man überlegt, wie wenig diese Starrheit den rhythmischen Bedürfnissen unserer Sprache entspricht, wundert man sich nicht mehr darüber, daß ihr Schöpfer auch für allerhand andere sprachliche Härten keine Empfindung besaß. Als mildernder Umstand ist für ihn in Rechnung zu stellen, daß er wohl als geborener Niederdeutscher in einer ihm von Hause aus fremden Mundart schrieb (s. u.).

Daß dieses Werk der Ordensdichtung zugehört, ist sicher. Es ergibt sich auch hier schon wieder aus dem Wortschatz;²⁶⁰⁾ die Überlieferung ist ein besonders gewichtiger Beleg dafür, die Bekanntschaft mit dem Passional und Hesler paßt gut dazu, ebenso daß das Werk seinerseits wieder in der wenig jüngeren Deutschordensdichtung ‚Daniel‘ (V. 6201) benutzt ist.²⁶¹⁾

In dieselbe Richtung weist die Wahl des Stoffes. Der Makkabäerstoff ist zwar in frühmittelhochdeutscher Dichtung behandelt worden,²⁶³⁾ aber die spätere Dichtung des Mittelalters ging an ihm fast ganz achtlos vorbei;²⁶⁴⁾ dem Deutschen Orden mußte er dagegen besonders nahe liegen. Als ritterliche Streiter für den Glauben fühlen sich die Ordensritter den Makkabäern ver-

wandt. In beinahe offizieller Prägung sagt dies der Prolog der Ordenssatzungen.²⁶⁵) Er begründet die Schaffung einer zur Bekämpfung der Heiden eingesetzten Ritterschaft durch einen Hinweis auf die Bibel (Apok. 19, 14): „*Sente Johannes sach ouch, daz ein nuwe Ritterschaft von dem himele herabe gienc. Die gesichte bezeichent uns, daz die ecclesie etteliche rittere nu sal haben, der begerungen si, der ecclesien viende mit craft ze vertribene.*“ Er weist auf „die Gottes rittere“ zu Zeiten des Moses und Josua und auf David hin und fährt fort: *Wir gedenken auch des lobelichen strites, der wert vor gote was, der rittere, die da heizent Machabüi, wie stercliche die durch ir e und umme den gelouben striten mit den heiden, die sie twingen wolden, daz sie gotes verlougenten unde mit siner helfe sie so gar überwunden unde vertiligeten, daz sie die heiligen stete wider gereinigeten, die sie heten geunreint, unde den vride machten wider in dem lande. Disen striten hat nachgevolget her-tecliche dirre heilige ritterliche orden des spitales sente Marien von dem dutschen huse*. Es ist auch bemerkenswert, daß bildliche Darstellungen des Judas und Simon Makkabäus sich mehrfach in Ordensburgen finden, so in Marienburg und Lochstedt.²⁶⁶)

Papst Honorius III. hat in einer Bulle vom 16. I. 1221 den Ordensrittern ebenfalls gleichsam offiziell den Ehrentitel der neuen Makkabäer in der Zeit des Heils gegeben: *novi sub tempore gratiae Machabei*.

Jeroschin vergleicht die Ordensritter mit allerlei alttestamentlichen Glaubenshelden. So erinnert er V. 2174 ff. daran, daß auch Moses wie die Ritter mit leiblichen und geistlichen Waffen gegen seine Feinde, die Amalekiter, gekämpft habe. Ein andermal verweist er bei der Beschreibung der geistlichen und weltlichen Waffen der Ritter auf Judith, David, Jonathan, Saul, Gideon, Josua. Den Wiederaufbau zerstörter Burgen durch die Ritter vergleicht er mit der Erneuerung Jerusalems unter Verweis auf Neemia 4, 16.

Eine hant des werkes wiert
und daz swert di andre hielt.

Ebenso hat er zahlreiche Hinweise auf die Makkabäer: Judas Makkabäus nennt er öfter. Eine volle Parallele zwischen den Rittern und den Makkabäern ziehen die Verse 5865 ff.:

<p>2865 Iz wer zu ho, zu breit, zu lanc minen cleinen sinnen cranc, daz gar zu intrichtene und enzellich zu tichtene, wie grozlich, wi geweldiglich 70 wi herlich und wie ritterlich der meistir und die brudre sin,</p>	<p>die da vor genennet sin, recht als der Machabein trucht wantin mit volliger tucht 75 daruf ire hende, daz sie der cristnen ende gebreitlin und gemachtin wit u. s. w.</p>
--	--

Es wäre verwunderlich, wenn der spröde Makkabäerstoff nicht von einem Mann aus dem Kreis des Ordens, auch als ganzes, bearbeitet worden wäre.

Für die Abfassungszeit ergibt sich daraus, daß der zwischen 1331 und 1335 vollendete, gewiß aber lange vorher begonnene Daniel das Werk benutzte, ein Anhaltspunkt. Man wird eine ziemliche Zahl von Jahren zurück gehen dürfen, da der Makkabäerdichter nach eigener Angabe lange gearbeitet hat (V. 305 ff):

<p>Ich han deiswar genuc arbeit manche tage daran geleit, wand ich diz vor bezzer hete,</p>	<p>dan ob ich ein ergers tete die stunde und ouch die wile; darumme hat ich nicht ile.</p>
---	--

Und da V. 777—88 das Fehlen eines anerkannten Kaisers bedauert wird, ist wohl auf die Jahre zwischen dem Tod Kaiser Heinrichs VII. (1313) und dem Sieg Ludwigs des Bayern über Friedrich den Schönen in der Schlacht bei Mühlberg (1322) zu schließen.

Genannt hat sich der Verfasser nicht selbst; vielmehr lehnt er dies unter Hinweis auf seinen Unwert ausdrücklich ab V. 325 ff:

<p>Wil ieman wizzen wer er si der dise rede nu tut hie, sines namen man niht endarf,</p>	<p>wan er ist der sinne unscharf. des mac er haben keinen danc, er ist leider vor gote cranc.</p>
--	---

Auch sonst spricht er mit größter Bescheidenheit von sich, indem er sich einen Armen vor Gott nennt (V. 275, 934, 11264 ff.). Es fragt sich, ob wir auf anderem Weg zu einem Schluß auf den Verfasser kommen können.

Auf Blatt 52 f. der Handschrift findet sich V. 262 in der Initiale N das Braunschweigische Wappen: zwei nach links schreitende goldene Löwen in rotem Schilde, und zwar nicht zur Einleitung des ganzen Gedichtes oder gar zur Eröffnung der ganzen Prachthandschrift, sondern am Beginn der persönlichen Vorrede des Makkabäerdichters.

Beziehung auf einen Angehörigen des Braunschweigischen Hauses im Orden ist zwingend. Solche gab es im 14. Jahrhundert drei: Wilhelm von Göttingen, 1313 Deutschordens-Ritter, Albrecht, Sohn Heinrichs I. von Braunschweig 1331 Deutschordens-Ritter zu Königsberg und Luder,²⁶⁷⁾ den späteren Hochmeister. Nur der letztgenannte ist von Bedeutung; mit ihm ist die Initiale zweifellos in Zusammenhang zu bringen. Aber die Handschrift ist wenigstens 20—30 Jahre nach Luders Tod geschrieben, der Schreiber konnte kaum von sich aus auf den Gedanken kommen, das Wappen hier anzubringen. Bei der Apokalypse zeigt dieselbe Handschrift Miniaturen und Bilder, die sich gerade so in einer Danziger und einer Königsberger Handschrift finden, was ein Zeichen dafür ist, daß der Schreiber derartiges seiner Vorlage entnahm²⁶⁸⁾. Aus dieser — und damit wohl aus Luders Zeit — wird also auch das Wappen stammen.

Man könnte denken, daß das Wappen eine Ehrung für Luder als Auftraggeber bedeuten sollte: aber es ist sonst üblich, daß ein Auftraggeber ausdrücklich mit Namen genannt wird: auch hier hätte sich gerade 299 ff., wo der Dichter von dem Zweck seiner Arbeit spricht, ganz ungezwungen die Gelegenheit dafür gegeben. Und warum steht das Wappen dann nicht wenigstens im Anfang des ganzen Werkes? — warum gerade im Anfang der persönlichen Vorrede des Dichters? Oder man könnte Widmung des Werkes an Luder nach der Vollendung vermuten. Auch dann sollte man erwarten, daß das Wappen das Gedicht eröffnete und auch für eine solche Widmung ist die Verwendung des Wappens ohne begleitendes Wort zu schwach.

Ein solches diskretes Verfahren wie die Stellung des Wappens paßt dagegen gut gleichsam als Eigentums-marke vor der persönlichen Vorrede des Verfassers, der im übrigen in aller Bescheidenheit verschmäht, seinen Namen zu nennen.

Aus diesen Erwägungen heraus hat der Herausgeber geschlossen, daß Luder der Verfasser des Gedichtes ist. Ist dies auch nicht zwingend, so doch sehr wahrscheinlich, es scheint auch ziemlich allgemein anerkannt zu sein.²⁶⁹⁾ Auch daß der in Luders Auftrag schreibende Daniieldichter metrisch (s. u.)

und sonst stark von den Makkabäern beeinflusst ist, paßt gut dazu.

Dagegen wird geltend gemacht, daß niederdeutsche sprachliche Merkmale selten sind, aber ganz fehlen sie doch auch nicht²⁷⁰⁾ und niederdeutsche Herkunft des Verfassers mag für manche Ungeschicklichkeit in der Behandlung der hochdeutschen Sprache verantwortlich sein. Überdies steht das braunschweigische Haus, wie schon oben gesagt wurde, auch in früherer Zeit ganz in der hochdeutschen literarischen Tradition.

Gewisse Mangelhaftigkeit der Lateinkenntnis bei starker Benützung der theologischen Kommentare wäre bei Luder leicht verständlich; er war ja kein Geistlicher, sondern stellt sich Makk. 14372 ff. ausdrücklich zu den Laien (besonders 14381 ff.):

Die werde pfaßheit allez gar also sal man die schrift keren,
u n s daz (die Schrift) entrichten want wir werden bewart daran,
wol vurwar; daz wir von gote lon entfan.
swie sie predgen unde leren,

Ist Luder der Verfasser, so wird auch die gewonnene Datierung sinnvoll. Er würde auch für dies große Werk, ebenso wie für die gewiß viel kürzere Barbaralegende, in der Zeit seines Hochmeistertums keine Zeit gefunden haben; auch von hier aus würden wir in frühere Zeit, vielleicht in den Beginn seiner Komturstellung in Christburg geführt.

*

18. Die Bibeldichtung, die nach Judith und Hester Luder mit den Makkabäern wieder aufgenommen hatte, wurde nun von anderen, nicht ohne Luders Zutun, mit mehr oder weniger Geschick fortgesetzt.

Ganz eng zu den Makkabäern ist die *Daniel*-dichtung²⁷¹⁾ zu stellen, die uns in zwei Handschriften (Königsberg und Mergentheim-Stuttgart) überliefert ist. Die Dichtung (8348 Verse groß) umfaßt das ganze Buch Daniel, einschließlich der beiden apokryphen Bücher von Susanna (Kap. 13, V. 7409—7862) und vom Bel zu Babel (Kap. 14, V. 7865—8292). Getreue und verständliche Übertragung liegt dem Verfasser am Herzen. Daran schließt er umfangreiche Erläuterungen und Auslegungen nach der *Historia scholastica*, der *Postille* des Nicolaus von Lyra²⁷²⁾ und des Hugo von St. Caro und nach anderen, wohl auch nach

noch einem bis jetzt nicht festgestellten Glossenwerk. Des Hieronymus *Liber de nominibus Hebraicis* liefert ihm, wie dem Judithdichter, Etymologie und Auslegung biblischer Namen.

In den Auslegungen verwendet der Verfasser ein vom sonstigen Brauch des Dichters dieses Kreises vorteilhaft absteichendes Verfahren: er unterbricht nicht wie Hesler in der Apokalypse, immer wieder, wie es dort freilich nötig war, den Gang der Erzählung durch die Auslegung, sondern läßt jeweils am Schlusse der einzelnen geschlossenen Kapitel die Glosse als gleichfalls geschlossenes Ganzes folgen; z. B. V. 327. 912. 1165. 1645. Das ermöglicht es ihm, auch recht umfangreiche Glossen zu geben; und er tut das gern. Die größte und interessanteste ist die zum dritten Kapitel.²⁷³⁾ Hier wird die bekannte Geschichte erzählt, wie Nabuchadonoser auf dem Feld Duram eine sechzig Klafter hohe goldene Säule aufstellen läßt und allgemeine Verehrung derselben verlangt, wie er Widerstrebende in den glühenden Ofen werfen läßt und dies auch den drei Jünglingen Misach, Sidrach und Abdenago geschieht, die aber unverseht bleiben, während das Feuer die Henkersknechte tötet. Diese Geschichte wird in hergebrachter Weise ausgedeutet: der König auf den Teufel, das Feld auf die Welt, die Säule auf die Wollust, der nur Auserwählte widerstehen. Daran schließt aber der Dichter (V. 1645—3306) eine große Blumen- und Pflanzenallegorie.

Auf dem Felde Duram, vom Dichter als „Schönheit“ interpretiert, wachsen fünfzehn schöne und nützliche Blumen und Pflanzen. Sie bedeuten dem Dichter einzelne Menschengruppen oder Stände: Vergißmeinnicht — die reinen Christen, Veilchen — die zur Marter bereiten Keuschen, Klee — die Prediger, Lehrer und Beichtväter, Gras — die Landleute, Kräuter — die durch Gelübde gebundenen ‚Begebenen‘, Nesseln — die Richter, Schlehen — die freiwillig Armen, Rosen — reine Frauen, Lilien — reine Jungfrauen, Ölbaum — die barmherzigen Pfleger, unter denen die Heilige Elisabeth besonders genannt wird, Dorn — die Märtyrer, Weizen — reine Priester, Gerste — die Büßenden, Hafer — die Weltflüchtigen, Roggen — die Mildtätigen. Wenn der Teufel aber die Säule aufrichtet, verkommen die Blumen (V. 2556 ff.):

Ach we! owe! Nu wicket
zierheit von disme acker,
wand die sule so wacker
nu ist dar uf gesatset,

guldin vil groz, beschatzet
wirt die werlt und auch ir gast.
Wollust ist der sule mast.

Das bedeutet, daß die Stände entarten und dem Verderben verfallen.

Ob oder wie weit diese Allegorie des Dichters Eigentum ist, oder ob er sie in einer Quelle schon ausgeführt vorfand²⁷⁴), ist noch nicht bekannt.

Gegen Schluß des Werkes werden die Glossen knapper, eine (zu Kapitel 13) fehlt ganz: vielleicht ein Zeichen wachsender Ermüdung des bejahrten Verfassers; denn das Werk ist zwar ein Erstlingswerk, aber das Werk eines schon in höherem Alter stehenden Mannes: *wand ich bi minen jaren nie dutsche buch gemachet han* sagt er V. 60 f.

Er war Geistlicher, Asket, und schreibt durchaus im Ton der Predigt. Seine Interessen konzentrieren sich auf die geistlichen Dinge, die Schlechtigkeit der Welt, gegen die er eifert als ein Mann der praktischen Theologie und als bußpredigender Seelsorger. Am klarsten tritt dies in der genannten großen Allegorie des dritten Kapitels hervor. Die Lilien waren ihm V. 2030 ff. das Bild der reinen Jungfrauen; im Gegenstück dazu klagt er (V. 2924), daß diese nun gute Sitte beiseite werfen:

uwer munt gibt bose wort
vil me dann ein rosknecht tut.
glich scherzit ir den pferden,
ringen, springen, hozzet vort.
Ir meide unverwizzen
wurdet sit mit geberden,

unstete ist uwer mut,
keinen grunt er nicht hat.
an tentzen ir gerne gat
abendis uf den gazzen,
tribet da ane lazzen
mit der jugent bose dinc.

Die Priester hat er dem Weizen verglichen (V. 2240):

Reine priestre ich wise
diz weizine korn wesen,
von gote uz irlesen

im zu dienste sunderlich
uf ertriche wirdeclich.

2286 .. dich nennen Jesu Christi wort
weize in evangelio.
reiner priester, nu wis vro!

niemant dich vol loben mac
bis an den jungesten tac.

So preist er die unantastbare Heiligkeit des Standes als die Grundlage für die Rettung der Welt.

Im Gegenstück (V. 3066) aber muß er dann klagen gegen die einzelnen pflichtvergessenen unter den Priestern:

Ach priestre, uwer wise	girekeit steckt da bi,
behaget gote nicht wol.	des gemutis sit ir vri.
hazzis, nides sit ir vol,	ir wustet den wingarten
vrazis unde trunkenheit.	Cristi, des ir hie warten
Uwer lib treit unkuscheit;	soldet in ganzem vlize.

Mit Liebe verweilt er bei der Ausmalung der Leiden und Wunden Christi. Die Schönheit der Natur, die Freude der Welt, das Glück der Ehe sind ihm nichts. Die Welt ist voll Sünde und Leid, nur die Ewigkeit kennt wahre Freude.

Aber dieser scheinbar so ganz weltabgewandte Mann hat doch ähnlich wie Hesler ein starkes soziales Empfinden. Noch in die Rolle des Bußprediger paßt es, wenn er die Geizigen aufruft zur Barmherzigkeit gegen die Armen und ihre Hartherzigkeit rügt:

2968 Rich man, du hast irworben	zuhant so wurdes du gevar
vientschaft mit dime horte.	2975 vor zorne bleich odir rot. —
swan dich mit gotis worte	2986 Got hat dir hie gegeben
bittet ein vil armer man,	Gut ere, uf daz du salt
kint, mait, wib, swie sie getan	spisen lute, jung und alt
sint, um ires libes nar,	durch sinen namen heren.

Überraschend sind seine Worte vom Bauernstand, die ihn fast als Volkswirtschaftler zeigen. Er vergleicht ihn mit dem Gras. Wie dies allen Tieren Nahrung gibt, so schafft die Arbeit des Bauern allen Ständen die Grundlage ihrer Existenz:

1787 Bulute gras ich nennen	ouch den pabist, kunge her,
muz durch ire arbeit.	herzogen, vursten, noch mer:
Tac mit nacht tut sie ir weit	bischove, vrien, greven,
nicht slafen, sunder wachen.	rittre mit iren neven,
ire gelit ircrachen	pfaffe, munche, voyte ho,
vil dicke von swerer not,	burger, betler glich also,
heben, tragen in den tot	vogle, tiere, swie sie sint,
howen, slegiln jemerlich.	ezzit des bumannis kint.
Keiser, der generet dich!	

Dazu sind sie geboren wie der Adler zum Fliegen (1818 ff.). Aber daraus erwächst nun den andern Ständen die Pflicht, nach ihrem Können für die Bauern einzutreten:

1823 Erbliche herren, ir sit	sullen in iren sitten
schuldic im zu aller zit	Got vlizlich vor en bitten.
25 vride, genade schaffen.	tut ir sin nicht, wizzit daz:
munche, beteler, pfaffen	30 ir verdienet gotis haz.

Aufs schärfste verurteilt er die Bauern, die sich ihrerseits ihrer gottgewollten Arbeit entzogen haben, über ihren Stand hinaus streben und es gar den Rittersn gleich tun wollen:

<p>2686 Buman, dir ist entreten getruwe arbeit, die du tete spate, morgens vru.</p> <p>2690 stete bist du in schallen, von dins eben cristen gut treistu stete hohen mut. Der pflug muz nider ligen;</p>	<p>du hast dich ouch verzigen 2695 des haken und der eyden, die arbeit wirt dir leiden: nach ritterschaft du werben wilt, des mustu verterben an libe und sele.</p>
--	---

Deshalb werden sie nicht wie andere Menschen gestraft:

<p>2706 Bi irme hohen sprunge sal en ir lidunge sin glich tuveln in der helle pin. Got sprichet uf daz also</p> <p>2710 uz dem evangelio:</p>	<p>„swer den pflug hat irwisdhet und von im wider wisdhet zu andren dingen her ab, rechte vuge im nicht gab</p> <p>2715 erbe in gotes riche. 4</p>
---	--

Wissenschaftliche Interessen liegen dem Dichter fern, auch historische; dagegen fehlt es ihm trotz einem Einschlag von Pedanterie²⁷⁵) nicht ganz an künstlerischem Empfinden. Alles in allem erscheint er als eine in sich gefestigte ernste Persönlichkeit, über dessen sonstiges Leben und Wirken etwas mehr zu wissen, sich wohl lohnen müßte.

Aber auch bei diesem Manne kennen wir weder Lebensstellung noch Namen und Herkunft. Thüringen oder Ostfranken mag seine Heimat gewesen sein; die thüringisch-ostfränkischen Infinitive ohne -n sind zwar nicht zahlreich, aber gut gesichert. Anderes zeigt sich kaum; der gemeinostdeutsche Sprachgebrauch besonders im Wortschatz²⁷⁶) hat sich im wesentlichen durchgesetzt, gelegentlich vermischt mit niederdeutschen Elementen, wie sie einzeln im Ordensland auftreten.

Daß er dort schrieb, ist gesichert durch seine eigene Angabe (V. 8304 ff.), daß Luder von Braunschweig ihm den Auftrag gegeben hatte. Dessen Makkabäerübersetzung nennt er (V. 6288) und kennt sie genau. Er lehnt sich an sie in manchen sprachlichen Erscheinungen an, sucht wie sie bildliche Umschreibungen, geschraubte Wendungen, auffallende Vergleiche; auch die Benützung inhaltsloser Flickwörter zur Reimgewinnung teilt er mit ihnen²⁷⁷), wenn seine Sprachbehandlung auch im Ganzen gesehen weit besser ist als die des Makkabäerdichters. Wie die er liebt er Reimhäufung und bindet oft vier, aber auch sechs, acht,

und selbst zehn Verse durch denselben Reim.²⁷⁸) Endlich übernimmt er von den Makkabäern das Prinzip der Silbenzählung, indem er den Vers noch weiter kürzt und ihm nur noch sieben Silben zugesteht. Trotz der damit verbundenen weiteren technischen Erschwerung kommt er mit dem Vers besser aus als sein Vorbild.

Von sonstigen deutschen Dichtungen kennt er das *Passional*²⁷⁹), an das manches stilistische anklingt und dem er auch einige Verse ziemlich wörtlich entnimmt, sodann Heslers *Apokalypse*, die offenbar mit der Erwähnung einer deutschen *Apokalypse* (V. 7263 ff. und 2146 f.) gemeint ist und auf die zweifellos sprachliche Anklänge in den *Antichristvisionen* des Daniel hinweisen.²⁸⁰) Auch die *Martina* des Hugo v. Langenstein hat er gekannt: er entnimmt ihr vier Verse (1305—8 = *Martina* 70, 7—10) wörtlich und hat wohl auch Anklänge, so in der *Pflanzenallegorie* und einigen anderen Stellen.²⁸¹)

Schwieriger ist sein Verhältnis zu Tilo von Kulm²⁸²) zu beurteilen, da Bekanntschaft des Daniel mit Tilos Werk und umgekehrt von Tilo mit dem Daniel festzustellen ist. Man wird dies am leichtesten verstehen, wenn man bedenkt, daß beide Werke dem gleichen Kreis und ungefähr der gleichen Zeit angehören. Die Verfasser mögen ihre schriftstellerischen Pläne miteinander besprochen, zum Teil auch nebeneinander bearbeitet haben.

So wird auch die absolute Datierung des Daniel am einfachsten zu gewinnen sein. Die Anregung durch Luder wird in die Zeit zurückreichen, da Luder noch Komtur in Christburg war. Noch nennt ihn der Dichter im Prolog nicht mit Namen, sondern spricht ganz allgemein nur davon, daß das Werk geschrieben sei, denen zur Ehre (V. 34 ff.),

die da mit strit vertriben
haben uz Pruzen lande

abgote mancherhande
mit ritterlichem swerte.

Als die Arbeit zu Ende ging, stand Luder aber an höchster Stelle im Orden, nach dem Wortlaut von V. 8320 ff. offenbar noch nicht lange:

gekreirt der von Brunswic
bruder Luder, dem orden
homeister hie geworden.

Und das veranlaßt den Dichter, seinen Auftraggeber (v. 8304) nun mit vollem Namen zu nennen unter Hervorhebung seiner kaiserlichen Abkunft²⁸³) (V. 8307 in *kaiserlicher bluete*) und seiner Verwandtschaft mit der Heiligen Elisabeth (V. 8308):

von sines stammis gute
entsproz der tugende vaz
Elyzabeth, die hie was

zu Ungern des kunges kint.
Heilig ist sie worden sint
bi gote in ewikeit.

Elisabeths Andenken wurde im Orden mit gutem Grund hochgehalten. Ihr Gemahl, Ludwig der Heilige, hatte dem Orden Stiftungen und Schenkungen gemacht und ihn und seine Leute für alle Zeiten von allen Abgaben und Zöllen befreit. Auf Elisabeth selbst ging der Besitz des Ordens in Marburg zurück, aus welchem die Komturei Marburg erwuchs, und in der Familie ihrer Tochter Sofie erbte sich die freundliche Gesinnung gegen den Orden fort, der ihr zu großem Dank verpflichtet war.

Der Orden hat nicht nur die Fürsorge für das Grab der Elisabeth übernommen, sondern sich, wie W e n c k ²⁸⁴) ausführlich darlegte, schon früh der „Aufgabe unterzogen, literarisch das Andenken Elisabeths zu pflegen.“ Das geschah bereits in der Zeit des Kanonikationsprozesses 1235/6 einmal durch die Redigierung der Aussage der Dienerinnen Elisabeths in jenem Prozeß und deren Veröffentlichung im *Libellus de dictis quattuor ancillarum sanctae Elisabethae*,²⁸⁵) sodann durch den an Caesarius von Heisterbach gegebenen Auftrag, auf Grund des Libellus die Geschichte Elisabeths zu schreiben. Nach Wenck ist „eines der hervorragenden Mitglieder des Ordens jener Zeit“, der Marburger Prior Ulrich von Dürne als Redactor des Libellus zu betrachten, zugleich als Verfasser des Prologs und der *Conclusio*, in welcher ja auch die Aufforderung enthalten ist, „in eigener Sache des Ordens Propaganda für die Verehrung der Elisabeth zu machen“ — in eigener Sache, denn sie „soll am jüngsten Tage Fürsprecherin sein bei Maria, der Patronin des Ordens.“ *Cum igitur*, heißt es dort, *tuba clamet evangelica: beati qui esuriunt et sitiunt iustitiam, ad nostram patronam, nostram dominam nostrarum culparum transferamus advocatam illam gloriosam Elyzabeth*. Demselben Prior hat dann Caesarius seine im Juni 1237 vollendete Vita²⁸⁶) gewidmet. Die Mahnung, Propaganda für die Verehrung der Elisabeth zu machen, haben Chronisten und Dichter des Ordens getreu be-

folgt. Peter von Dusburg und ihm folgend Nicolaus von Jeroschin gedenken der Elisabeth rühmend und verzeichnen ihre wichtigsten Lebensdaten. Der Daniieldichter hat sie V. 2167 ff. als Vorbild der Barmherzigkeit gepriesen; er wird auch gewußt haben, daß damals hundert Jahre seit ihrem Tode (19. XI. 1231) verflossen waren. Es ist ohne weiteres klar, daß eine besondere Ehrung Luders beabsichtigt ist, wenn ein Ordenspriester sagt, er sei dem Stamm der heiligen Elisabeth entsprossen. Seine Worte aber bezeugen überdies, daß der Daniel bald nach Luders Wahl (am 17. II. 1331) vollendet ist.

*

19. Ebenfalls in den nächsten Kreis um Luder von Braunschweig gehört die Dichtung *Von siben ingesigelen*²⁸⁷) des T i l o v o n K u l m , der höchstwahrscheinlich 1324 und 1328 als Tylo von Ermland, sicher 1352 als Tylo von dem Colmen, Domherr des Bistums Samland und 1352,3 als frater Tylo de Colmine, *canonicus ecclesiae Sambiensis* bezeugt ist. Die Nachschrift der einzigen Handschrift (Königsberg 906) nennt ihn *magister Tilo de Colmine*. Er schrieb sein Werk nach dem Eingangsgebet an Maria zu Ehren des Deutschen Ordens und vor allem des Hochmeisters Luder, den auch er als Verwandten der Heiligen Elisabeth preist; V. 69:

ich wil iz, vrowe gut	80 von dem alden edlem stam:
70 schenken dinem orden vrut,	wen her ist wol geschide
ich mein den rittern, dinen kint,	in dem virden gelide
die von dem dutschen huse sint	Sente Elzebet vorwar,
genennet und gemezzen,	und treit daz vrone cruce bar
in Pruzzenland gesezzen	85 uzen an dem mantel wiz,
75 oder wo sie indert wonen	inniclich mit grozem vliz,
und in der werlde donen;	und treit iz in dem herzen
zu vorderst doch dem vursten	binnen an allen smerzen,
von Brunswic, der sich dursten	den der orden hat gekorn
let nach ern, daz im ie zam	90 zu homeister ane zorn.

Darnach ist der Beginn der Arbeit nach dem 17. II. 1331 anzusetzen. Die Vollendung wird in der lateinischen Nachschrift auf den 8. Mai desselben Jahres gesetzt. Tilo war also ein sehr rascher Arbeiter, was sich auch in der hastigen und ungeduligen Behandlung der Quellen zeigt. Von keinem anderen größeren Gedicht des Mittelalters können wir die Entstehungszeit so genau umgrenzen.

Die Handschrift des Werkes ist nicht uninteressant. Sie gehörte bis 1541 zur Ordensbibliothek Tapiau und kam damals auf die Schloßbibliothek zu Königsberg. Sie ist einem Schreiber diktiert und dann vom Autor durchgesehen und korrigiert worden. Auf der Vorder- wie der Rückseite der Handschrift befindet sich je ein kunstvoll gebautes lateinisches Gedicht²⁸⁸) auf Luder, die beide wohl auch von Tilo verfaßt sind. Das erste besteht aus sechs Hexametern zu je sechs Worten, die von links nach rechts und von oben nach unten gelesen den gleichen Text bilden. Die lateinische Nachschrift gibt wie der Prolog Auskunft über die Widmung des Gedichtes:

*Explicit libellus septem sigillorum finitus anno Domini
MCCC | XXXI in vigilia ascensionis ad | laudem dei et matris
eius gloriose | virginis Marie et ad honorem | fratrum de domo
Theutunica et precipue | magistri generalis eiusdem ordinis |
videlicet domini principis de Brunswig per magistrum Tylo-
nem de Culmine | compilatus.*

Seinen Namen (V. 93 f.) *Von siben ingesigeln so wie sich di entrigein*, trägt das Werk nach der ihm zu Grunde liegenden lateinischen Quelle, dem *Libellus septem sigillorum* unbekanntem Verfassers, uns erhalten in einer aus dem Kloster Pelplin stammenden, vielleicht der von Tilo benutzten, Papierhandschrift, später Universitätsbibliothek Königsberg Nr. 1767.

Die sieben Siegel sind die wichtigsten Punkte der Heilsgeschichte (aufgezählt V. 95—111): die Menschwerdung Christi, die Taufe, Marter, Auferstehung, Himmelfahrt, Ausgießung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht. Doch greift der Dichter weiter aus und weiter zurück. Nach dem Prolog folgt erst der Fall Luzifers, die Erschaffung des Menschen und der Sündenfall, daran anschließend und zur Heilsgeschichte überleitend V. 365 ff. die bekannte Parabel vom Streit der — hier nur zwei (Milde und Gerechtigkeit) in andern Fassungen vier — Töchter²⁸⁹) Gottes um das Schicksal des Menschen. Gott entscheidet ihn in seinem „tiefen Rat“, indem er beschließt, seinen Sohn zu senden, der durch seinen Opfertod den sündigen Menschen retten wird. Quelle für diesen Abschnitt scheint der sogenannte Scheirer Rhythmus von der Erlösung²⁹⁰) oder eine diesem nahestehende Fassung (eine Predigt?) gewesen zu sein.

Daran schließt sich das eigentliche Thema, die Heilsgeschichte in zum Teil engem Anschluß an die Quelle, so daß oft wörtliche Übersetzung vorliegt.

Der Inhalt der Heilsgeschichte wird durch zahlreiche theologisch-moralische Betrachtungen ausgeschmückt. Den *Libellus* behandelt Tilo dabei in einer Weise, daß er keine fortlaufende Übersetzung gibt, sondern eine Auswahl bietet. In der Wiedergabe des Ausgewählten stark vom Original abhängig, bewegt er sich in der Auswahl selbst frei, so daß wir über seine Absichten und Interessen gut unterrichtet werden. Wie der Daniieldichter eifert er, durch die Quelle angeregt, gegen die pflichtvergesessenen Mönche, Nonnen und Priester (V. 4099):

<p>Di paffen, munche, nunnen 4100 ouch itelicher wunnen seldin mugen werdin sat; ire kappen, ire wat die han wol hundert valden; der tuvel muze walden 5 der hochvart di si triben! wer kann si ganz beschriben? Alsust von dem hosten nider und uf von dem minsten wider alle si sich gyrekeit 10 vlizen, die daz wucher treit. Ettelicher bischof louf nicht glich sinte Petir, ouch nu nemen daz swert czu handen, verherthen not si anden 15 daz si wol billich lizen; unschuldic blut si gizen, czu roube si sich ledgen</p>	<p>und vil seldin predgen; si verterben Gotes hus 20 wo si varn in sulcher grus. Czu buwen kirchen sint si laz und czu messen; wo von daz? si swelgen unde trinken, daz si des morgens stinken; 25 si slan vespere an daz gras und lesn metten durch ein glas; di prime si vorslafen: o we den armen schafen, wo ein wolf ir herte ist 30 di vol sint der vuchse list! set, daz were allez nicht, hetten czu en ander phlicht die czwei swert²⁹¹) getruwelich; set so bluten vridelich 35 beide kirchen und di schof, also stunde wol ir hof!</p>
---	--

Ganz selbständig ist nur wenig, so die Verse, die der Jungfrau Maria gewidmet sind, in denen Tilo sich von der Quelle am weitesten entfernt.

Überraschend ist die Erwähnung Dietrichs von Bern als Beispiel dafür daß — außer Christus — niemand gern für einen andern stürbe.

<p>3466 Ey wer ist also gemut daz er wolte sterben gern? Nymant! czwar das wil ich wern. wen ungerne sulchen kouf</p>	<p>70 libet der naturen louf; die nature ist so wert, daz si jo des besten gert. Do von stirbt nymand gerne. Czwaz Diterich von Berne</p>
---	---

57 wer durch keiner hande not vor siner vrunde keinen tot, wi menlich und wi kun er was. wer er sy, ich ny gelas,	der williclich verturbe 80 vor sine vrunt und sturbe, an czwar got Crist alleine.
--	---

Den Gral nennt Tilo mehrfach (1644, 1653, 3994, 5338) als Symbol des Heiles²⁹²).

Charakteristisch für seine Arbeitsweise und das Arbeits-tempo ist, daß jeweils die e r s t e n Kapitel eines Abschnittes ausführlicher behandelt werden als die späteren, ebenso daß gegen Ende des Gesamtwerkes die Kürzungen immer stärker werden.

Wir erhalten so den Eindruck, daß er während der Arbeit seine Auswahl traf und keinem im voraus festgelegten Plan folgte, daß er dann schließlich voll Ungeduld zum Abschluß des Werkes eilte, wie er denn auch in der kurzen Zeit von einem Vierteljahr die ganze große Dichtung von 6284 Versen schrieb.

Tilos literarische Beziehungen sind recht umfangreich und zeigen sich deutlich in seiner stilistischen Kunst. Auf Rudolf von Ems, dessen Barlaam in mehreren Ordensbibliotheken vorhanden war und dessen Weltchronik gleichfalls bekannt gewesen sein muß, geht sein Stil in erster Linie zurück, sodann auf Konrad von Würzburg, dessen Goldene Schmiede er gewiß gekannt hat. Auch Frauenlob war ihm sicher bekannt.²⁹³)

Aber er hat die Stileigenheiten, die er bei diesen vorfand, oft gesteigert und arbeitet bewußt auf den florierten, geblühten Stil hin.²⁹⁴) Er hat eine Freude an seltsamen, überraschenden Wendungen, liebt negative Versicherungen (*ane smerzen, an underlaz, ane creisch, an alle cluternis, an allez wanken, sunder wint, sunder schranz, sunder allen fimel* u. a. m.) und verwendet häufig Umschreibungen (*paradises stul, himels zimmer, der sunden schimel*). Wie Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems liebt er es, mit den Wortstämmen zu spielen, um Klangwirkungen zu erzielen: *daz vliz daz von himel vloz, — den ny menschen sin durchsan — den morder mortlich irmorten* (3598) — *selger selen mange schar*. In Bildern und Vergleichen, die überaus reichlich angewendet sind, findet sich viel traditionelles Gut, besonders bei biblischen Personen und Motiven. Maria ist das süße Himmelskleid, die Rose von Jericho, der zarte

Rosengarten, die reine Lilie, der Balsamschrein, Christus der sunnenschin, der reine stein, mandelkern, daz lebende brot, daz guldine rouchvaz, daz vederspil, der osterkern, die edle palme, der eren gral. Der Dichter hat eine Vorliebe für gewisse Lieblingswörter: *süeze, rein, clar, zart*. Trotz der Schulung an den höfischen Epigonen ist der Abstand von der höfischen Redeform nicht zu verkennen.²⁹⁵⁾

Von der Deutschordensdichtung kennt der Dichter jedenfalls gut das Passional, Heslers Apokalypse, die Makkabäer, Daniel, Nicolaus von Jeroschin,²⁹⁶⁾ wahrscheinlich auch die Martina.

Zum Daniieldichter hat er, wie schon gesagt, vielleicht persönliche Beziehungen gehabt. Das Prinzip der Silbenzählung, die bei Hesler zuerst gefordert war und das Tilo dann in den Makkabäern und im Daniel vorfand, hat er in der strengen Form des Daniel angenommen und wie dieser die Kürzung des Verses auf sieben Silben durchgeführt. Er ist dabei zweifellos weit geschickter als Luder und der Verfasser des Daniel; während sich jene an die äußere starre Gesetzmäßigkeit anklammern, ist es Tilo meist geglückt, den Vers von innen heraus zu normalisieren.

Weitere Werke Tilos sind nicht bekannt. Man hat ihm die poetische Paraphrase des Buches Hiob zuschreiben wollen,²⁹⁷⁾ doch ist das durch W. H o l z ²⁹⁸⁾ als unmöglich erwiesen. (s. u.)

*

20. Luder von Braunschweig starb nach nur vierjähriger Hochmeisterschaft am 18. IV. 1335. Zu seinem Nachfolger im Amt wurde am 3. V. D i e t r i c h v o n A l t e n b u r g gewählt. Er war der Sohn des Burggrafen Dietrich II. von Altenburg, war 1307 Ordensbruder in Ragnit, wurde 1321 dort Komtur, 1326 Komtur in Balga am Frischen Haff, 1331 oberster Maschall und Komtur von Königsberg. Auf bedeutsamen Posten an den Ostgrenzen des Ordensstaates hat er sich besonders in den Kriegen gegen die Litauer ausgezeichnet. Ihm schreiben die Chronisten die Anlegung der großen Heerstraßen zu, die nach Süden und Osten durch die breite Waldwildnis führten.²⁹⁹⁾ Er muß ein kraftvoller und angesehener Mann gewesen sein, der wie seine Vorgänger für die Ehre des Ordens wirkte. Fastnacht 1336

kamen mehrere Fürsten aus Deutschland, Österreich und Flandern, unter ihnen auch der Markgraf Ludwig von Brandenburg, nach Preußen, um sich an einer Heidenfahrt zu beteiligen, die sich gegen eine Burg an der Memel richtete. Im folgenden Frühjahr erschienen König Johann von Böhmen, sein Sohn Karl von Mähren (der spätere Kaiser Karl IV.) und sein Schwiegersohn Heinrich (II.) von Bayern zu einer Litauerfahrt, bei welcher an der Memel die Burgen Marienburg und Bayernburg gegründet wurden. Der Orden hatte für die nächste Zeit Ruhe vor seinem östlichen Nachbar. Hochmeister Dietrich starb schon am 6. X. 1341 in Thorn und wurde in der Annenkapelle der Marienburg beigesetzt.

Er war nicht selbst ein Dichter wie Luder, aber er setzte die von seinem Vorgänger begonnene Pflege deutscher Dichtung fort; sie galt zunächst dem weiteren Ausbau der Bibeldichtung, dann der Ordensgeschichte.

Sieben Jahre nach Tilo, 1338, vollendete ein dem Namen nach unbekannter Dichter eine mehr als 15000 Verse umfassende Paraphrase des Buches Hiob,³⁰⁰⁾ an der er gewiß mehrere Jahre gearbeitet hat: wieder ein biblisches Buch mit Auslegung wie die übrigen Werke der Deutschordensbibel.

Er übertrug den Text der Vulgata und fügte Auslegungen hinzu nach der Glossa ordinaria, der Postille des Nikolaus von Lyra und anderen; so benützte er für die Anfangskapitel die *Moralia*³⁰¹⁾ Gregors des Großen mit ihrer vierfachen Auslegung des Hiob *historico, allegorico, morali, spirituali sensu*. Auch Hieronymus wird als Gewährsmann genannt. Eine eingehende Quellenuntersuchung fehlt noch.

Die Anordnung der Auslegungen bedeutet wieder einen Rückschritt gegen den Daniel und Tilo von Kulm: wieder wird dauernd der erzählende Text durch die Auslegung unterbrochen. Die Auswahl aus den Kommentaren ist recht frei, namentlich die aus der Postille. Der leitende Gedanke der Betrachtungen ist natürlich die Forderung, gleich Hiob Glück und Unglück in Geduld und Ergebung zu tragen. Gelegenheit zu kleinen persönlich-sachlichen Bemerkungen wird vom Dichter ab und zu benutzt und diese zeigen ihn als einen guten psychologischen Beobachter. Er weiß, daß es für den betrübten Menschen besser ist, wenn er seinen Kummer nicht in sich hineinfrißt, sondern

ihn sich von der Seele spricht (V. 5037—44):

Wanne der mensch betrubet ist	wan ab er schir uf entsluzze
und syn betrubnis lange vrist	sin herze und uz hin guzze
in ym swigende verhelet,	sin betrubnis und sin leyt
5040 vil me bynnen er sich quelet,	redende mit bescheidenheit.

Auch Naturvorgänge beobachtet er genau und verwertet sie. So spricht er im Anschluß an Hiob 27, 17 davon, daß der Sünder aus seinem Haus getrieben wird, wie man die Motten durch die Sonne aus den Kleidern treibt (V. 10466—77):

Der glyssenere syn gezelt	dor uz sy wirt geslayn zuhant
hat gebuwet und sin hus,	wan man sunnet diz gewant.
sam die myle buwet ir clus.	alsus wird ouch, lat uch gesagn,
Dy myle in gewande fin	der riche sunder uz geslagn
10470 nagende macht ir huselin,	75 uz synem huse...

Im Epilog V. 15511 ff. dankt der Dichter Gott, Maria und Christus für ihre Hilfe bei seinem Werk und gibt als Zeit von dessen Vollendung selbst das Jahr 1338 an,

by der zyt, der tugende kurk	regnirte und homeister was
Er Diterich von Aldenburk	des ordens, eyn liecht lampen glas.

Er nennt diesen zwar nicht als Auftraggeber, preist ihn aber begeistert nicht nur als eine Leuchte des Ordens, sondern als tapfern Streiter:

Er was manheit und wisheit vol	Gar seldom czwar lac er gerut,
und verstunt den orden wol.	er hatte eynes lewen mut (15533—36).

Und er fügt gleichsam als Beleg zwei kurze Angaben über Kreuzzüge gegen die Litauer hinzu, den ersten (V. 15538—43), der 1336 mit der Eroberung von Pelen (Pillenen *in terra Tropen*) endete,³⁰²) und einen zweiten, der 1337 zur Gründung einer Burg auf dem linken Memelufer führte, die zu Ehren Herzog Heinrichs von Bayern Beiersburg genannt wurde (V. 15544—49). Durch diese Züge habe Dietrich die unruhigen Litauer gehindert, wie früher zu ‚reisen‘, d. h. Kriegszüge zu unternehmen:

15550 Der selbe meister mit witzen	daz sy nicht mugen reysen me,
den Littown menlichen hat	als sy dicke phlogen e.
ab gezogen daz virde rat,	15555 sy sint gedrunge uf eyn ort.

Die Lebensstellung des Dichters kennen wir nicht. Nach der Benützung der Quellen vermutet man einen Geistlichen; seine Freude an ritterlicher Tat scheint dem zwar zu widersprechen, aber die von ihm gerühmten Taten Dietrichs sind gottgefällige Taten eines Heidenbekehrers.

Hipler³⁰³⁾ vertrat die These, der Verfasser des Hiob sei mit Tilo von Kulm identisch, Reißmann betrachtet sie als ganz sicher,³⁰⁴⁾ während Karsten (S. XLV) die Verfasserfrage noch für offen erklärt. Beide Werke haben tatsächlich starke Berührungen miteinander, Verwandtschaft im Wortschatz und Stil. Sie haben selbst wörtliche Übereinstimmungen: von den Eingangsversen beider Werke sind V. 2—6 völlig, V. 1 fast gleichlautend. Man kann freilich fragen, ob so weitgehender Gleichlaut nicht eher auf einen Nachahmer deutet als auf Selbstwiederholung, obwohl auch solche, wie das Beispiel Hartmanns von Aue zeigt³⁰⁵⁾ nicht unerhört ist. Anderes, was gegen die Autorschaft Tilos spricht, hebt Holz³⁰⁶⁾ hervor.

Es bestehen eben doch wesentliche Unterschiede in der Sprachform: Tilo gebraucht die Formen *sal, gen, sten, brengen, hat*, Hiob *sol, gan, stan, bringen, hat*. Ebenso bestehen Unterschiede in Wortbildung und Wortschatz, auch ganze Wortgruppen betreffend, die für die Persönlichkeit und den Ideenkreis der Verfasser nicht unwichtig sind.

Verschieden ist auch der Versbau: Tilo hatte die strenge Siebensilbigkeit durchgeführt; im Hiob haben 60 % der Verse 8, der Rest 6—9 Silben. Man könnte denken, ein Verfasser habe die anfangs geübte strenge Begrenzung der Silbenzahl später als zu eng empfunden und — unter Jeroschins Einfluß? — wieder aufgegeben — aber Tilo war mit dem Siebensilbler so gut fertig geworden, daß nicht recht zu erklären ist, warum gerade er ihn später aufgegeben haben sollte.

Verschieden sind endlich beide Verfasser auch in ihrer Lebensauffassung: Tilo ist asketisch, ernst; weltfremd, der Hiobdichter hat Freude an ritterlichem Leben, wenn man auch nicht so weit gehen darf, deshalb dem Geistlichen Tilo den Hiobdichter als Ritter gegenüber zu stellen.

Es bleibt nach dieser Untersuchung jedenfalls trotz allen Berührungen zu viel an Verschiedenheit, als daß man für beide Werke denselben Verfasser annehmen dürfte. Zur Erklärung der Berührungen genügt durchaus die Annahme, daß der Hiobdichter Tilos Werk gekannt und formale Beeinflussung durch dasselbe erfahren hat.

•

21. Zwischen dem Daniel und der Judith enthält die große Mergentheim-Stuttgarter Handschrift eine Übersetzung des Esra und Nehemia³⁰⁷⁾ von einem gleichfalls unbekanntem Verfasser unbekanntem Standes. Er stammte vielleicht aus Hessen, nach sprachlichen Kriterien aus Nord- oder Oberhessen, schrieb aber im Ordensland. Der Wortschatz macht das auch in diesem Fall vollständig sicher. Reimhäufungen, Dreireime 133 5, 166 8, 445 7, Viererreime 1024—27, wie sie manche Ordensdichtungen seit dem Passional lieben, passen gut dazu. Im Stil zeigt sich Abhängigkeit von den Makkabäern und in geringerem Grad von Tilo. Als Abfassungszeit können darnach die Jahre nach 1331, wohl bis 1340, angesetzt werden.

Das Werk enthält drei³⁰⁸⁾ Bücher der Vulgata, die den Namen Esdra 1 und 2 und Nehemia tragen, nach Hieronymus so getreu übersetzt, daß sogar dessen Vorrede mit der Entschuldigung wegen schlechter Übertragung aus dem Hebräischen übernommen ist.

Der künstlerische Wert des Gedichtes ist nicht erheblich; als nüchtern und trocken kann es bezeichnet werden, doch zeigen einzelne Stellen ein gewisses Maß guter Einfühlung in die Quelle, die der deutschen Diktion zugute kommt. So ist die Wiedergabe alttestamentlicher Gebete Esras stilistisch gut gelungen, z. B. V. 1170 ff. mit dem eindrucksvollen Schluß:

1192 Von sunden manicveldikeit	Nicht zurne uf uns ewiclich,
ist uber uns kumen manic leit,	1200 wir sind schuldic, erbarme dich.
da von du uns herre hast irllost,	Du bist gerecht, got israhel,
95 du gabst uns groz heil und trost.	wir sint verlan, gib uns din heil,
Doch dine vor gesprochenene wort	wand nieman dinen zorn getragen
nie habe wir gehalden dort.	mac, als ich sal vorware sagen.

Ebenso ist (V. 2580—2833) die Geschichte von den Pagen des Darius geschickt erzählt, die um den Vorrang in der Gunst des Königs einen Wettstreit in ‚wiser rede‘ veranstalten, bei der der erste die These verfißt, der Wein sei am stärksten unter allen Dingen, der zweite aber dem König die größte Gewalt zuspricht, der dritte dem Weib; über allem aber sei die Wahrheit mächtig.³⁰⁹⁾

Nicht unwichtig sind einige polemische Stellen in den Vorreden: die Verteidigung des Hieronymus gegen Neider und Tadler ist vom Verfasser in einer Weise erweitert (24 ff. 43 ff. 89 ff.),

erlangen (V. 2909), und in der Erzählung von den drei Pagen läßt der dritte seine Verherrlichung der Wahrheit in ein Lob Christi ausklingen, der auch sonst in geistlichen Dichtungen als die ewige Wahrheit erscheint. Die Form zeigt dabei, daß der Verfasser wohl das Passional gekannt hat.³¹¹⁾

2745 des si gelobet ihesus crist,
wand er die rechte warheit ist.

Man darf annehmen, daß der Dichter bei den Versen vom Mauerbau³¹²⁾ Nehemias auch an die doppelte Aufgabe des Ordens als Kämpfer und Kulturträger denkt (V. 1622):

Wir kerten alle wider hin	mit spere schilde und halsperc.
ieclicher zu dem werke sin,	Die eine hant treib uf daz werc
ein teil der iungen zu arbeit,	die andre steteclich daz swert
1625 die andern waren zu strite bereit	zu strite hielt gar unervert.

So versöhnt doch manches mit der sonst in dem Gedicht hervortretenden Nüchternheit.

Eine Merkwürdigkeit in der Überlieferung des Gedichtes ist nicht belanglos. Vers 1—739 sind von einem anderen Schreiber geschrieben als das übrige. Das zeigt sich nicht nur an der Tinte und der Einrichtung des Textes, sondern auch in der Verwendung bestimmter Sprachformen und Abkürzungen. Besonders wichtig ist aber dabei auch, daß bis 739 die Achtsilbigkeit der Verse herrscht, dann aber freiere Bewegung eintritt und wie bei Jeroschin sieben bis elf Silben geduldet werden. Der Grund des Wechsels ist nicht erkennbar. Vielleicht liegt nur ein Anlauf des Schreibers vor, nach dem unmittelbar vorhergehenden Daniel nun auch dieses Werk in den ihm nicht zukommenden Achtsilblern umzuschreiben und ein späterer Verzicht auf diesen Versuch.

Die von Euling, PBB. 14, 122 ff. abgedruckten Bruchstücke einer mitteldeutschen Bearbeitung des Esdras aus Hildesheim haben mit diesem Esdras nichts zu tun. Interessant ist an ihnen, daß einmal auf *Machabaeus boken* hingewiesen ist. Dieselbe Handschrift enthält auch eine Jesaiasübersetzung, in der auf einen Hiob verwiesen wird. Ob damit, wie Euling glaubt, deutsche Bearbeitungen gemeint sind, bleibt allerdings unsicher. Wenn es wirklich der Fall ist, würden die Stellen auch auf eine umfangreiche Bibelbearbeitung deuten.

*

22. Ein schlechthin unerfreuliches Werk steht am Ende der Bibeldichtungen des Ordens: die *Historien*³¹³⁾ *der alden ê*. Während sonst mittelhochdeutsche Dichter, auch die Dichter des Ordenslandes, wortreich sind, ihren Stoff gern breit darlegen und mit allerhand Zutaten und Ausdeutungen nicht geizen, haben wir hier das Gegenteil. Der Dichter will viel bringen, aber mög-

lichst zusammengedrückt. Die heilige Schrift ist nach seiner Meinung (V. 38 ff.) zu schwer und zu lang. Deshalb greift er zu den Historien, um sie nach seinem Sinn zu kürzen und so in 173 Abschnitten von zusammen nicht ganz 6000 Versen den gesamten Inhalt der historischen Bücher des alten Testaments zu erzählen, vermehrt um allerhand gelehrte Zutaten geschichtlicher Art: also die Erschaffung des Menschen, die Geschichte der Patriarchen, Israel in Ägypten, Moses, die Richter, Könige, die Reichsteilung, babylonische Gefangenschaft und Rückkehr, die Geschichte Alexanders, die Einschließung von Gog und Magog, die Makkabäer, die Römer in Palästina bis Herodes Agrippa. Vieles stammt aus der *Historia scholastica*, die wohl auch meist gemeint ist, wenn die *Glose* genannt wird; manches geht auch auf sie zurück, wo der Verfasser eine andere Quelle nennt, und einiges wenige findet sich, was nicht aus der *Historia* aber auch nicht aus der Bibel stammt³¹⁴) und wo auch die *Glossa ordinaria* im Stich läßt. So hat Pfister³¹⁵) nachgewiesen, daß die Alexandergeschichte (V. 4833—5060) auf einer lateinischen Quelle fußt, die einer in Liegnitz erhaltenen *Historia* zum mindesten sehr nahe steht. Auch diese Quelle bezeichnet der Verfasser als *Glose*; sie scheint auch für andere Abschnitte in Betracht zu kommen.

Alles ist recht ungleich. Einiges wird mit etwas Verweilen erzählt, so die Geschichte von Kain, von Hagar, Moses' Feldzug gegen die Mohren im Dienst der Ägypter und seine Verheiratung mit Tarbis, der Königstochter von Mohrenland (V. 1129 ff.), dann Salomo, die Zinsforderung des Darius an Alexander, dessen Antwort (V. 4833 ff.) und Kriegszug, — das meiste aber wird gekürzt, oft bis zur Unverständlichkeit und sachlichen Unrichtigkeit. So wird die spätere Mosesgeschichte (außer 1129 ff.) ganz knapp abgetan, die Gesetzgebung in zwei Versen:

1313 daselbest wart en vil eben
ir e van erst gegeben.

Die Verse 2075—2128 umfassen fünfzehn Kapitel der Bücher der Könige!

Ganz schlecht ist die Anordnung: doppelt erzählt ist die Geschichte von Esau V. 727 ff. und 1031. Die zeitliche Reihenfolge ist falsch: V. 1234 ff. wird erst der Einzug ins gelobte Land erzählt, dann die 42jährige Wüstenreise, dann erst der Auszug

aus Ägypten. Die israelitische Geschichte der Bücher der Könige und die griechisch-römische Herrschaft im Judenlande gehn wild durcheinander. Wesentliches und Unwesentliches ist nicht unterschieden: den zwei Versen der Gesetzgebung stehen 58 Verse der Hagargeschichte gegenüber. Alles Erbauliche und Religiöse wird übergangen. Anschließend an die Historien folgt noch die Aufzählung der 33 Wunder Christi und der Grabstätten der Apostel (V. 5956—6092 und 6121 ff.), ebenso nüchtern wie alles andere.

Diesem schlecht geordneten Inhalt entspricht der äußerst ungepflegte Stil. Zu künstlerischer Ausgestaltung sind keine oder ganz verfehlte Ansätze³¹⁶⁾ gemacht in der Anwendung von Flickformeln wie *mit gevug, in der schicht, mit keinerhande schicht, mit (an, uf, nach) der vart*, von Umschreibungen (*der wisheit hort, des todes dunst*), von Parenthesen, (*als ich sage, ob ich rechte tolke*), Häufung der negativen Versicherungen (*sunder list, sunder dro, sunder wan, an allen wan* 54mal). Das Adjektiv wird zur Gewinnung bequemer Reime in rund dreihundert Fällen unflektiert dem Substantiv nachgestellt, so nach Gerhards Zählung besonders häufig *zart* (18mal), *gut* (15mal), *fin* (24mal), *groz, clar, reine, vrut*.

Das ganze stilistische Unvermögen mag wenigstens eine kurze Probe zeigen, V. 2907:

<p>Kung Joram, als ich vort scribe, nam Achaliam zu wibe, Achabs tochter, ab ich nicht vel, des kunges von Israhel. In dem andern buche davon in Paralipomenon in dem einundzwenzgsten io man scribet capitulo, 15 in dem virden der kunge sa in daz achte capitel ga. Under Joram vorgenant</p>	<p>Edom und ouch al sin lant nicht wolde genzlich, daz verste, 20 Jude nicht zinshaft wesen me. Merke daz van dem selben Joram, wan er hatte Achaliam genumen im zu wibe und wol zu sinem libe. 25 Von den schulden Matheus underwegen let alsus sin geslechte gar binam unz hin zu kunge Oziam.</p>
--	--

Der Verfasser dieses Machwerks ist unbekannt. Hipler wollte (S. 25) das Werk Tilo von Kulm zuschreiben, mit dem ebenso wie mit Hiob manche wörtliche Berührungen bestehen,³¹⁷⁾ so in der Einleitung (*die lerer gris* 6 = Hiob 194) und im Schlußwort (*und ein engelschez weben* 6151 = Tilo 2732). Trotzdem ist die Verfasserschaft Tilos oder des Hiobdichters

ganz unmöglich. Hier schreibt ein Mann ganz anderer Art als jene beiden: ein Mann ohne genügende Lateinkenntnis, ohne viel Bildung, ohne Geschmack, nachlässig, oberflächlich, unkünstlerisch, verworren.

So können Berührungen der genannten Art nur auf eine recht äußerliche Bekanntschaft deuten und erlauben uns nur, die Entstehung der Historien in die Jahre nach 1338 (bis etwa 1350) zu setzen. Daß der Dichter im Ordensland geschrieben hat, zeigt auch hier der Wortschatz, der andererseits indessen auch einige zweifellos nur oberdeutsche Wörter enthält. Sie sind als Reminiscenzen an die bairische Heimat des Verfassers zu erklären.³¹⁸⁾

*

23. Überblickt man das bis zu diesem Zeitpunkt in der Deutschordensdichtung geistlichen Inhalts Geleistete, so ist die Einseitigkeit überraschend. Das ganze Interesse des Ordens an geistlichen Stoffen sammelt sich und gipfelt in der halb-historischen Legendendichtung, dann in der Bibeldichtung. Es wird dabei schließlich auf ein ganz bestimmtes Ziel hingearbeitet, eine gereimte Ordensbibel mit dem Gedanken, daß den Ordensbrüdern diese biblischen Stoffe durch Vorlesung bei den Mahlzeiten nahe gebracht werden sollten. Dabei hatten die Bücher des alten Testaments den Vorrang, unter ihnen die historischen. So entstehen die Übersetzungen von Judith, Hester, Esra und Neemia, Daniel, Hiob, Makkabäer und die Historien.³¹⁹⁾ Wie ein Schlußwort zum Alten Testament schreibt der Verfasser der Makkabäer V. 14231 ff.:

Hie wirt dise rede volant,	so wirt es vuclich singen.
daz die alde e ist irkant;	40 Want swes die alde e irmant,
swer iht me von den dingen	daz sal man vorn an allentsamt
kan vinden oder ie gevant,	ioch verre dort zu spingen
14235 der sal ez setzen alzuhant	vor Machabeorum genant,
an sine stat, in bringen	die sullen sin die letzten bant
dort, daz ez werde nicht ge-	45 nach allen buchen swingen,
schant	unz daz uns da her wart gesant
unde ze rehte in gewant,	Crist unser here der heilant.

Aber die Bevorzugung des alten Testaments war keine prinzipielle Beschränkung. Das Evangelium Nicodemi und die Apokalypse, endlich das Buch von den *siben ingesigelen* bezeugen

das Interesse am Neuen Testament. Und nachdem lange das Erbauliche nur in den zugefügten Exkursen zur Geltung gekommen war, sehen wir, daß im Hiob doch auch ein rein erbauliches Werk, allerdings spät, bearbeitet wird.

*

24. Andere geistliche Dichtung fehlt so gut wie ganz. Trotz dem mystischen Einschlag im Orden und in manchen der genannten Werke fehlt es im 14. Jahrhundert noch vollständig an einer geistlichen Lyrik.³²⁰⁾ Erst aus später Zeit, zwar noch vor-reformatorisch aber doch bereits aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (1493) ist ein in Ordenskreisen entstandenes Lied bekannt:³²¹⁾ Fürbitte Marias für einen bekehrten Sünder, dessen Dank und Eingang zur ewigen Seligkeit. Als Verfasser ist genannt der dem Orden angehörende Leutpriester Conradus Burer in Beilstein bei Heilsbronn.³²²⁾

Daß das geistliche Drama im 14. Jahrhundert in Ordenskreisen ganz fehlt, ist nicht wunderbar. Auch in den Städten des Ordenslandes hat es in dieser Zeit offenbar noch wenig Boden gehabt, und entstanden sind damals hier noch keine solche Spiele. Das Katharinenpiel, das in den Jahren 1326 und 1328 in Königsberg aufgeführt wurde,³²³⁾ mag aus Thüringen eingeführt worden sein.³²⁴⁾ Erst im 15. Jahrhundert werden die Nachrichten häufiger und zeigen nun auch den Orden in Verbindung mit solchen, dann auch mit weltlichen Spielen.

Die Schüler der Stadt Kulm führten, wie aus einer Ausgabe-notiz im Deutschordensbriefarchiv vom 28. Nov. 1436 hervorgeht, ein Dorotheenspiel auf und erhielten dafür vom Ordenskomtur ein kleines Geldgeschenk.

Henneberger³²⁵⁾ berichtet Ende des 16. Jahrhunderts, daß Anno 1440 auf die Fastnacht der Teufel an vielen Enden viel Unlust angerichtet habe. In Thorn hätten junge Gesellen mit vorgebundenen Larven auf der Straße mit alten Weibern ihren Spott getrieben, indem sie sie zum Jungbrunnen führen wollten. In Elbing hätten drei Ordensritter dem Pfaffen die Reime von Pfaffen, Affen, ungeweihten Bachanten vorgesungen, worauf es zu einer blutigen Schlägerei gekommen sei. Auch in den späteren Jahrzehnten hatte namentlich die Geistlichkeit wiederholt in Fastnacht- und Maskenspielen den Spott des Volkes zu

leiden gehabt. In den aufgeregten Jahren der kirchlichen Reformationsbewegung wurden in Danzig und Königsberg Spiele von Luther und Papst aufgeführt.³²⁶⁾ Entstanden sind die Spiele und Reime gewiß nicht im Orden — auch von den Elbinger Versen ist es kaum anzunehmen, wenn auch Ordensritter sich ihrer zur Verspottung der Geistlichkeit bedienten. Ob sie im Ordensland entstanden sind, wissen wir nicht. Beim Dorotheenspiel könnte man fragen, ob es eine Dramatisierung der alten Dorotheenlegende war oder ob seine Heldin die neue preußische Selige Dorothea von Montau (s. u. S. 130 ff.) war; doch ist letzteres kaum wahrscheinlich.

*

25. Gegen das Ende des besprochenen Zeitraums, um die Mitte des Jahrhunderts, tritt eine Wandlung in der schriftstellerischen Tätigkeit im Orden ein. Es ist gerade, als habe das zuletzt entstandene Machwerk, die Historien, zum Bewußtsein gebracht, wie abwegig der Gedanke war, die heilige Schrift in deutsche Reimpaare zu pressen — sei es, daß man nun sah, daß die Kräfte dazu nicht ausreichten, sei es, daß man sich sagte, daß dem Text der Schrift doch etwas Gewalt angetan wurde.

Jedenfalls ging man nun zur Prosa über, und so entstanden um die Mitte oder kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts drei biblische Prosawerke: die Übersetzung der großen und kleinen Propheten, die Apostelgeschichte und die Prosaapokalypse.

*

26. Die Prachthandschrift des Königsbergers Staatsarchivs, in der die Hiobdichtung überliefert ist, enthält auch die Übersetzung der Propheten³²⁷⁾ des Claus Cranc und der Apostelgeschichte. Die drei Stücke sind von verschiedenen Schreibern geschrieben, aber schon frühe, wahrscheinlich noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, zu einem Bande vereinigt worden, wie sich aus den gemalten Schnittverzierungen ergibt. Die Handschrift ist von Karsten in seiner Hiobausgabe ausführlich beschrieben worden, wo auch zwei Lichtbildtafeln beigegeben sind. Vor den großen Propheten steht eine gereimte Vorrede³²⁸⁾, die mit geringen Abweichungen vor dem

Text der kleinen Propheten (S. 343 ff. der Handschrift) wiederholt wird.

Es sind 180 kunstvoll gebaute Verse, die in rhythmischer Hinsicht eine Steigerung über Tilo von Kulm hinaus bedeuten.

In den Versen des Prologs ist keiner, in dem der natürliche Wortton mit dem regelmäßigen wechselnden Versakzent in Konflikt gerät. Freilich ist der Text nicht ganz fehlerfrei überliefert. Die Verse 1—4, 6—9 jeder Strophe sind siebensilbig und stumpf reimend, je ein Reimtyp (V. 5, 10) sechszeilig klingend. Dabei ist allerdings ein kleiner Kunstgriff nötig, da der Name Maria nach Bedarf dreisilbig (177 *Marien*) oder zweisilbig (141 *Marjen*) verwendet wird.³²⁹⁾ Nicht ganz frei sind diese Verse von geblümter Ausdrucksweise.

Die Anfänge der Verse und in V. 117 die Anfänge der Wörter und das ganze Präfix *en-* bilden ein Akrostichon, das den Namen des Verfassers und den des Auftraggebers nennt. »*Gote czw lobe diner geer ritter gut bruder Siwrid won Taenvelt hoyste marscalc des dwtschen ordens ich minner bruder Claws Cranc cvstos zw Prussen habe di grossin und minnern propheeten mit Marien hulfe hy zu dwzche bracht.*« Siegfried bekleidete das Marschallamt von 1347—1359, vorher ist er als Komtur zu Ragnit bezeugt; er war ein Württemberger.

Die Heimat des Claus Cranc kennen wir nicht. Doch entstammte er wohl dem Ordensland; jedenfalls hat er, als er die Propheten übersetzte, gewiß längst schon dort gelebt. In Kulm und Thorn wird in den Jahren 1319 bis 1339 mehrfach ein Guardian des Franziskanerordens mit Namen Nicolaus erwähnt, der vielleicht mit dem späteren Kustos Claus identisch ist. Die für die Kustodie Preussen des Franziskanerordens zentrale Bildungsstätte war das Studium generale in Erfurt. Dort offenbar hat Claus Cranc auch seine geistige und geistliche Ausbildung erfahren. Erfurt, wie Thüringen überhaupt, ist der Mittelpunkt und Ausstrahlungsort für die sprachliche Schulung, die die Grundlage für die neue ostmitteldeutsche Schriftsprache geworden ist.

Die Vollendung des großen Werkes fällt nach dem Akrostichon vor das Jahr 1359. Der Übersetzer schloß sich an die *Vulgata* an. Nur zu Ezechiel fügt er im Anschluß an Nicolaus von

Lyra einen großen Exkurs über den Tempelbau³³⁰) bei, mit mehreren auf Nicolaus zurückgehenden sorgfältigen Zeichnungen und ausführlicher Auslegung der einzelnen Teile des Tempels. Getreue Übertragung ist Crancs Ziel. Die Aufgabe war nicht leicht: der Vulgatatext ist oft dunkel und in Wortschatz und Satzbau schwierig. Das zeigt sich auch bei Cranc immer wieder. Eine direkte Hilfe etwa durch Benutzung der Daniel-dichtung ist bei der Übersetzung dieses Propheten nicht nachzuweisen³³¹). Cranc sucht selbst aller Schwierigkeiten Herr zu werden, die fremden Satzkonstruktionen zu vermeiden und deutschen Satzbau anzuwenden. Es gelingt ihm nicht immer. Zuweilen aber erreicht er eine überraschende Form und klangvollen feierlichen Rhythmus.

Sein Verhältnis zu den andern Bibelübersetzungen ist hochinteressant und an vielen Stellen überraschend. Will man seine Leistung voll würdigen, so kommt für einen Vergleich vor allem die bei Mentel in Straßburg 1461 gedruckte, sogenannte erste deutsche Bibel,³³²) in Betracht, deren Vorlage noch aus dem 14. Jahrhundert stammt, sodann der Zainersche Druck, Augsburg 1475, und endlich Luthers Bibel. Beispiele zeigen den Unterschied gegenüber dem Mentelschen Druck deutlichst.

Mentel:	Cranc:
Hos. 2, 18: Und ich schlach furbas mit in das gelubd an dem tag.	Unde an deme tage wil ich in stiften eine sune.
Hos. 12, 14: Vnd sein herr widerschickt im seinen itwiss.	Und sin lastir wirt im sin herre vorgelden.
Am. 6, 5: Sy wonten sich zehaben die vass des gesangs als David.	Sie waneten, das sie seytenspil hetten als David.
Jes. 9, 6: Wan ein lutzler ist uns geboren.	Ja ist uns geborn ein kindelin.
Jes. 11, 4: Mit dem geist seiner lespen derschlecht er den vngengen.	Mit dem adem sinir lippen wirt er toten den bosen.
Jes. 54, 7: Ich liess dich zu der gehe in eim kurtzen, vnd ich samen dich in micheln derbermden.	In einem ougenblicke ein cleinis stundelin habe ich dich gelasen, und wil dich samen in groser irbarmunge.
Jes. 58, 7: So du sichst den nackenden fass ihn.	Wen du sihest einen nacten, den cleide.
Jer. 3, 1: Es wird gesagt von dem pofel.	Man spricht gemeynlichen.

In der gedruckten Bibel sind freilich die neuen Diphthonge überall durchgeführt, im Wortschatz, Wortstellung, Syntax und

Satzrhythmus steht sie aber auf einer Stufe, die in der Übersetzung von Claus Cranc im wesentlichen überwunden ist, so daß diese einen weit moderneren Eindruck macht. Das ist zum Teil daraus zu erklären, daß Crancs Übersetzung dem ostdeutschen Sprachraum angehört, in welchem die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache erwuchs.³³³) Besonders gilt dies für den Wortschatz³³⁴), dann für Satzbau und Wortstellung, wobei ältere Konstruktionen bei Seite bleiben. Auch das ist zum Teil geographisch zu erklären; aber es erklärt ganz wesentlich doch nicht. Als besonders wichtiger Umstand tritt hinzu, daß eben Cranc der bessere Stilist, ja ein wirklicher Künstler war. Sind die Verse des Prologs oft nicht frei von unnatürlicher, geblümter Ausdrucksweise so ist die Prosa der Übersetzung davon ganz frei. Natürlich fließt sie dahin in ungezwungenem, oft überraschend treffendem Ausdruck und erhebt sich gar nicht selten zur Höhe wahrer Kunst in feierlich klangvollem Rhythmus. Weitere Vergleiche auch mit dem Zainerschen Druck und mit Luthers Übersetzung sind geeignet, dies noch stärker hervortreten zu lassen.

Zainer hat 1475 in seiner Revision der Mentelschen Bibel Änderungen im Wortschatz und Stil vorgenommen.

Hos. 13, 3 übersetzt Mentel: als das gestupp der turmelung gezuckt von der erd (*sicut pulvis turbine raptus ex area*), Cranc dagegen: als ein vliegende stoub, den ein sturmwind zuvuret von dem tenne; Zainer verwendet Ausdrücke, die dem Ostdeutschen entsprechen: der staub, der do wirt gezucket von dem windspreul aus dem tennen.

Daniel 11, 18 wird *capiet multas* bei Mentel übersetzt mit ‚vecht manig ding‘, bei Cranc dagegen mit ‚wirt der vil gewinnen‘, und genau so ‚wirt der vil gewinnen‘ sagt Zainer.

Daniel 11, 20: *non in furore nec in proelio* heißt bei Mentel: nit in der tobheit noch in dem urleg, bei Cranc: nicht in grimme noch in strite, und ähnlich bei Zainer: dem grimmigen zorn noch in dem streyt.

Die veralteten Wörter *lützel* und *michel* werden bei Zainer durch *klein* und *gros* ersetzt, was auch Cranc hat.

Veraltetes *itwiz* (*opprobrium*) Mentels wird bei Cranc und Zainer durch *laster* wiedergegeben, *gefridsam* (*patiens*) durch

geduldig, *unschedlich* (*innocens*) durch unschuldig usw. Diese Änderungen Zainers erklären sich nicht etwa dadurch, daß er Crancs Übersetzung gekannt hätte; vielmehr aus dem Einfluß der ostmitteldeutschen Schriftsprache auf den Süden und Westen.

Zugleich finden sich auffallende Berührungen mit der Sprache Luthers. Hosea 9, 17 sagt Cranc: sie werden irre gende unter den luten, und Luther: müssen unter den Heiden in die Irre geht, dagegen Mentels: sy werden ellendig under den geburten.

Ähnlich Jes. 42, 1 Cranc: daz recht wird er den heyden sprechen — Luther: er wird das Recht unter die Heiden bringen (Mentel: er furbringet daz vrteil den leuten).

Jes. 42, 5, Cranc: der do odym gybet deme volke, daz daruffe ist — Luther: der dem Volke, so darauf ist, den Odem gibt (Mentel: er gab die etnung dem volck, daz do ist auf ir).

Jer. 2, 35, Cranc: so wende sich din zorn von mir — Luther: er wende seinen Zorn von mir (Mentel: wirt abgekert dein tobheit von mir).

Daniel 2, 35, Cranc: Und der stein, der das bilde slug, wart ein grozer berg — Luther: Der Stein aber, der das Bilde schlug, wart ein grosser Berg (Mentel: Wann der stein der do schlug die seul ist gemacht ein michler berg).

Hosea 4, 7, Cranc: ire ere wil ich wandeln in eine schande — Luther: Ihre Ehre will ich zu Schanden machen (Mentel: ich verwandel ir wunniglich in ein laster).

Sprachliche Berührungen zwischen Cranc und Luther sind unverkennbar, trotz der Zeitspanne von ca. 175 Jahren. Luther hat Crancs Übersetzung nicht gekannt, wohl aber wird ihm Zainers Bibel vertraut gewesen sein. Die Berührungen Crancs mit Luther erklären sich vielmehr aus dem gleichen ostdeutschen Sprachraum, in dem sie zu Hause sind und der ihren Wortschatz und Satzbau geprägt hat.

Der Gesamteindruck ist unstreitig der, daß dieser Minoritenkustos einer der großen Sprachkünstler deutscher Zunge war,³³⁵) überraschend auftretend in einer Zeit, in der nur in den Schriften der großen Mystiker gleichwertige Prosa in Erscheinung tritt.

27. Das zweite Werk der Prosabibel, *Der Apostele tat*,³³⁶⁾ ist in der gleichen Prachthandschrift überliefert. Auch für diese Übersetzung ist die Herkunft aus dem Kreis des Ordens gesichert, schon durch den Wortschatz,³³⁷⁾ der wichtige Einzelheiten mit der sonstigen Ordensliteratur gemeinsam hat: Wörter wie *leitsman*, *tigir*, *swalc des meris*, das Feminin *havene*, das Neutrum *werder* und andere sind wenigstens, ohne für die Ordensliteratur kennzeichnend zu sein, durchaus ostdeutsch.

In Satzbau und Stil zeigt das Werk manche Verwandtschaft mit der Prophetenübersetzung und steht auf aner kennenswerter Höhe, so daß für eine Vergleichung mit dem Mentelschen Druck das bei der Prophetenübersetzung gesagte auch hier gilt. Auch hier finden sich Wendungen, die ganz lutherisch anmuten, ja selbst solche, die lutherischer klingen, als die entsprechende Übertragung Luthers.³³⁸⁾

Man hatte als Verfasser dieser Übersetzung ebenfalls Claus Cranc angenommen. Aber zweifellos vorhandene Berührungen können sich aus der gemeinsamen ostdeutschen Grundlage beider Werke und aus Bekanntschaft des Verfassers mit der Prophetenübersetzung wohl ausreichend erklären. Überdies fehlt es nicht an Verschiedenheiten, Ungeschicklichkeiten und Übersetzungsfehlern, wie sie für Cranc nicht gerade wahrscheinlich sind³³⁹⁾, sodaß ein anderer Verfasser anzunehmen ist.

W. Stammler konnte die ausgezeichnete Kenntnis des Übersetzers auf dem Gebiet der Seefahrt nachweisen,³⁴⁰⁾ was allerdings keine weiteren Schlüsse auf die Herkunft des Verfassers oder des Werkes ermöglicht.

*

27. In dieselbe Richtung und in dieselbe Zeit gehört nun auch die *Prosa apokalypse*,³⁴¹⁾ die sich in der Königsberger Handschrift 891 unmittelbar hinter Heslers Apokalypse findet. Den Verfasser kennen wir nicht. Seine Leistung steht ebenbürtig neben den beiden anderen Prosawerken.

Heslers Apokalypse und diese Prosa zeigen übereinstimmende Bezeichnung derselben Abschnitte (Behaghel a. a. O. S. 136 f.). Das kann auf den Schreiber der Handschrift zurückgehn. Außerdem zeigt sich aber in der Wortwahl eine starke Berührung beider Werke, die zu dem Schlusse führt, daß der

nach der Vulgata arbeitende Übersetzer Heslers Werk gekannt und sich bewußt an dasselbe angelehnt hat. Man vergleiche etwa die folgenden Stellen:³⁴²⁾

Apok. 1, 11: *mitte septem ecclesiis, quae sunt in Asia, Epheso et Smyrna.*

Hesler V. 1605 f.: *daz sende dan in Asiam, in Ephesum und in Smirnam.*

Prosa: *sende es den siben kirchen in Asia dem lande Ephesum, Smirnam* (der Accusativ stammt aus Hesler).

Apok. 2, 2: *Scio opera tua et laborem et patientiam tuam.*

Hesler, V. 2332: *Ich weiz alle dine werc wol.*

Prosa: *ich weiz alle dine werc wol.*

Apok. 2, 24: *qui non habent doctrinam hanc.*

Hesler, V. 3971 f.: *und die lutter sin bliben vor yezabelischer lere.*

Prosa: *die nicht envolgen iezabelischer lere.*

Apok. 2, 26: *qui custodierit usque in finem opera mea.*

Hesler, V. 4163 ff.: *swer so gereiniget den mut,
daz er nach diesen worten tut
und an sin ende des gepfliget.*

Prosa: *beheldet mine wort bis an sin ende.*

Gerade dadurch wird der Gedanke nahe gelegt, daß die Absicht vorlag, das Gedicht mit seiner schwerfälligen Art durch die Prosa zu ersetzen, was zu der seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch auf dem ganzen Gebiet der erzählenden Literatur hervortretenden Neigung zu Prosaauflösungen gut paßt und besonders gut die damals im Orden zur Herrschaft kommende Tendenz beleuchtet, an Stelle einer gereimten eine ungereimte Ordensbibel zu schaffen.

Aber auch diese Betätigung hört damit auf: mit einem Schlage erlischt die literarische Produktion an Bibelwerken; der große Plan wird aufgegeben. Die Gründe dafür müssen in der Zeitlage gesucht werden.

Dagegen hat die Bibelprosa gegen Ende des 14. Jahrhunderts und im Anfang des 15. Jahrhunderts Nachfolge gefunden in anderen Prosawerken geistlichen Inhalts.

28. Mystischen Einschlag hatten auch schon mehrere der genannten Dichtungen, vor allem Marienmystik, dann einiges in Auslegungen und Deutungen. Es ist aber nicht allzuviel und meist wenig mehr oder selbst weniger als die Quellen schon enthalten: Allegorien, wie im Daniel, sind an sich noch nicht mystisch, auch nicht jeder bildliche Wortgebrauch, selbst nicht bei Verwendung von Wörtern, die in anderen Werken mystischen Sinn haben. All derartiges ist vorhanden — eine eigene spekulative Mystik fehlt.³⁴³⁾

Erst gegen Ende des Jahrhunderts treten Werke rein mystischer Richtung auf, wie die Bibelübertragungen nun in ungebundener Sprache.

So entstand im Ordenskreis, freilich nicht im Ordensland selbst, sondern weit im Westen ein berühmtes Werk, in der einzigen uns erhaltenen, aus dem 15. Jahrhundert stammenden, Handschrift nach dem Verfasser ‚der Frankfurter‘ genannt,³⁴⁴⁾ bekannter unter dem Titel ‚Ein deutsch Theologia‘ oder ‚Theologia deutsch‘.

Der Verfasser war ein Geistlicher des Ordenshauses zu Frankfurt am Main und stand dem Kreise der Gottesfreunde nahe, jener mystischen Gruppe von Geistlichen und Laien, zu der auch Nikolaus von Basel, Tauler, Rulman Merswin, Seuse, Heinrich von Nördlingen, Margarete Ebner und andere gehörten.³⁴⁵⁾

Der Sinn der Gottesfreundbewegung war Selbstverleugnung, Aufgeben des eigenen Willens und Aufgehen in Gott und Vollbringen seines Willens. Diese Gedanken zu verfechten, hat auch das Traktat des Frankfurters in seinen 54 Kapiteln zum Ziel.³⁴⁶⁾ Über seine Absichten sagt die freilich jüngere Vorrede: *Dis puchlin hat der almechtig got usz gesprochen und durch ein wisen, vorstanden, warhaftigen gerechten menschen sinen frunt, der da vor ziten gewest ist ein dutscher herre, ein priester und custos in der dutschen herren hus zu Frankfurt, und leret gar manchen lieblichen underscheit gotlicher warheit, und besunder, wie und wamit man erkennen muge die warhaftigen gerechten gotesfrunde und ouch die ungerechten valschen frien geiste, die der heiligen kirchen gar schedlich sint.*

Geschrieben wurde der Traktat vielleicht zunächst für die im Frankfurter Katharinenkloster lebenden Deutschordensschwwestern,³⁴⁷⁾ wenn auch der Verfasser der zitierten Vorrede davon nichts mehr weiß.

Als Abfassungszeit galt seit Pfeiffers Ausgabe meist die Mitte der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; doch scheint dieser Ansatz nach den neuesten Forschungen³⁴⁸⁾ zu früh zu sein, so daß man nun geneigt ist, die Entstehung der Schrift wesentlich, sogar bis ins 15. Jahrhundert herabzudrücken.

Das Büchlein hat ein langes Nachleben gehabt. Das verdankt es dem Umstand, daß Luther es kennen lernte und es so hoch einschätzte, daß er es zweimal herausgab, das erstemal schon 1516 — die frühe Zeit ist bedeutsam — zu Wittenberg unter dem Titel: „Ein deutsch Theologie. Das ist eyn edles Buchlein von rechtem Verstand, was Adam und Christus sey, und wy Adam in uns sterben und Christus erstehn sol“. Der zweite Druck erfolgte 1528.

Unter Luthers Einfluß ist das Werkchen in den protestantischen Kreisen viel beachtet und verbreitet, auch in fremde Sprachen übertragen worden. Es ist das einzige Werk des Ordens, das in späte Zeit hinüber gewirkt hat und dessen Wirkung auch heute noch nicht erloschen ist.

*

29. Ohne solche Nachwirkung, aber für die Zeit ihres Entstehens nicht minder charakteristisch, sind die Schriften des Johann von Marienwerder.³⁴⁹⁾ Johann war ein gründlich gebildeter Theologe,³⁵⁰⁾ geboren 1343 in Pomesanien, vielleicht in Marienwerder selbst, studierte Theologie, wurde Magister und Professor der Theologie in Prag (gegründet 1347), kehrte 1387 als Dekan der pomesanischen Kirche nach Preußen zurück und wirkte als Domherr in Marienwerder, wo er 1417 starb „*eyn selig man synes lebens*“ nach den Worten Johanns von Posilge. Er war Verfasser verschiedener lateinischer Werke,³⁵¹⁾ für uns wichtig aber besonders als Beichtvater und Biograph der seligen Dorothea von Montau.

Dorothea war 1347 in Montau an der Weichsel unterhalb Marienwerder geboren, heiratete einen Schwertfeger in Danzig, nach dessen Tod sie als Klausnerin in Marienwerder ihre letzten

Lebensjahre zubrachte. Schon zu Lebzeiten war sie als Seherin und Wundertäterin bekannt. Sie starb 1394.

Ihr Leben richtete sie nach dem Vorbilde der heiligen Birgitta von Schweden³⁵²) ein, die im Orden nicht unbekannt war, deren Translation Dorothea vielleicht gesehen hatte, und der zu Ehren der Hochmeister Konrad von Jungingen das Birgittenkloster in Danzig gründete.

Wie Heinrich von Nördlingen Beichtvater und Freund der beiden Ebner war, so Johann von Marienwerder geistlicher Freund und Beichtvater der Dorothea³⁵³). Als nun bald nach ihrem Tode eine Bewegung einsetzte, die ihre Seligsprechung bezweckte, und der Papst eine Kommission mit der Beratung der Frage beauftragte, wurde Johann der eifrige Vorkämpfer für diese Idee und legte der Kommission ein großes lateinisches Werk³⁵⁴) zur Begründung der Bewegung vor. Dessen drei durchaus als zu einem Werk zusammengehörende Teile sind das Buch *De vita venerabilis dominae Dorotheae*, das *Septilium* (eine Sammlung von sieben Traktaten) und die *Apparitiones venerabilis dominae Dorotheae*. Die Teile 2 und 3 sind stark mystisch.

Zwischen 1401 und 1417, seinem Todesjahr, schrieb Johann dann auf Grund des lateinischen Werkes das deutsche *Leben der seligen Frawen Dorothee clewsenerynne in der thumkyrchen czu Marienwerder des Landes czu Prewszen*. Erhalten ist es uns nur in einer fragmentarischen Handschrift (zu Petersburg) und als erstes in Preußen gedrucktes Buch³⁵⁵) Marienburg 1492 durch den Goldschmied Jacob Karweysze. Eine Handschrift besaß die Ordensbibliothek Schlochau im Jahre 1437.

Das Werk ist in der Verdeutschung stark geändert: das Biographische überwiegt weitaus; erzählt wird Dorotheas Kindheit und Ehe, die Wallfahrten nach Rom und Aachen, ihr Leben als Klausnerin, ihre Frömmigkeit, ihr Seelenleben, Offenbarungen und Visionen. Anderes wird gekürzt, so die theologischen Betrachtungen, die sich in der lateinischen Vita finden. Vom *Septilium* enthält die deutsche Fassung nur einen Auszug, die *Apparitiones* sind ganz weg gelassen. Der Zweck der Änderungen ist klar: das lateinische Werk sollte der Kommission alles für die Seligsprechung wichtige Material an die Hand geben, die deutsche Bearbeitung ist für Laien, gewiß auch für Ordens-

brüder bestimmt und läßt deshalb theologische Gelehrsamkeit größtenteils weg.

Als schriftstellerische Leistung steht die deutsche Fassung auf ansehnlicher Höhe. Noch fehlt es an einer eingehenden Untersuchung der Sprache und Stilkunst. Eine Vergleichung mit dem Werk von Claus Cranc würde sich wohl lohnen. Auch über etwaige Beziehungen zur sonstigen mystischen Literatur ist im einzelnen noch nichts bekannt. Doch mögen einige Proben des Stils und der Auffassung hier folgen, um zu weiterer Forschung über die Beziehung dieses Werks zu der sonstigen mystischen Literatur anzuregen:

Buch I. Cap. 5: Di lybe gots, di jo wirket grose ding, wo si ist, und wo sie nicht wirket, do ist sie nicht, di twang dy selge Dorothea und treib sie als eyn stichil tag und nacht zcu den vortgangen der volkomenheit.

Buch I. Cap. 6: Wilchem menschin der smak geistlicher wolluste vorlegin wirt, dem wirt di fleischliche lust eyn unsmak, als got an syner liben frundynne Dorothea das wol bewiset hot, di vor suszem smacke geistlicher gutir alle vorgeende ding achte sam eynen fulen mist.

Buch I. Cap. 20: Sie hilt sich zcu gote mit grosirm flyse, und so sy in hitzigir begerunge flysegir was zcu ubin gute werg, so mit grosir anvechtunge stormete der widersacher an dy dirne gots, und die indrucke, di ir der vint inblyz, worin so mechtig und so pynlich, das sie dovor mit willen eyne grose wunde gekorn hette an irme libe, wen sy von ym sulche ungefügliche inblosunge liden solde.

Buch I. Cap. 26: Noch grosem ungewitter wirt is gerne stille, und noch grosim regene wirt ein schonir sunnenschyn: also gibt got noch grosim betrupnis sinen lyben grose vreude und noch grosir arbeit gros lon und rusamkeit.

Buch II. Cap. 1: In diser vornuunge des herzzen gab ir der herre eyne libe, die do beslutit vil andir libe und gutis, die her ir in dem letzten jore irs lebins sundirlich nante und sprach: Das irste gut, daz ich dir gap, do ich dir daz hertze usrocte, das was die obirvlutige libe; sy ist eyne unmesige grose liebe, und ist ouch genant eyne satige libe, eyne suze, lustige libe, wol geordent, wol smeckende, wol rychende, fruchtsam, unabescheydelich, unobirwintlich und untotlich.

Buch II. Cap. 7: Die geystlichin troste phlegin unmeslich grosir zu syn wen dy lyplichin, und dorumme dy menschin, die do smecken dy geistliche suzikeit, dy vorsmechn die liplichin wol-luste, wen dy geistlichen synt yn so lustig, daz sy ir nicht kunnen uzsayn, alleyne is yn vorlegen wirt sy zcu smecken. Als hot dise selige Dorothea noch der enphindunge gar grosis geistlichs trostis und selikeit dicke gesprochin: Ich enkan nicht eygentlich sagen, wi mir was, oder wi wol mir was, also unsir herre ouch zcu ir sprach: du weist nicht, wi ich mit dyr bin, und myne wirkung.

Buch II. Cap. 23: Dy sele hat funff synnen ynnewendig, mit den sy got in libe wirt voreiniget, sy wirt lebinde, czunemende unde junk; gleych als der lip hat funff eustern sinnen in der gebrauchunge, her aldit, her wirt kranck und vorgeet. Der selin synnen sind also vil mer lebendiger und eygentlicher fulen sy ire widerworffe, also vil me lautiret ist dy zele und gefreyet von den sunden.

Buch III. Cap. 25: Wen nymand rysch mag komen zum hochstin grad der volkomenheit, sundir man mus durch mancherley grad der togunt geen und uffsteyen, e man kompt zu dem grad der volkomenheyt, in sotaner weise unsir herre syne ausirwelte braut Dorothea zu der volkomenheit hot gebrocht, als her is hot geoffenbart.

Buch III. Cap. 26: Dy zele Dorothee, das sy des ewigen koniges braut wer, wart czuvor geczirt, dornoch gefreyet und bemolschatzt und dornoch Jhesu, des ewigen koniges sone, vortrawet, von dem sy uff das letzt wart in sin rich und brautgadem gefuret.

Im 4. Buch werden die 37 Grade der Liebe aufgeföhrt in immer wachsender Steigerung von der langen, breiten, stäten Liebe über die gewaldige, ungeduldige, unsinnige, trunkene, unüberwindliche bis zur obirswentlichen und herczbrechenden Liebe.

Schon nach diesen wenigen Proben wird man sagen dürfen, daß auch dieser Mann zu den großen Sprachkünstlern des deutschen Ostens und der deutschen Mystik zu stellen ist.

30. Die Ereignisse der Jahre 1944,45 haben uns leider eines großen theologischen Werkes beraubt, das an Bedeutung die letztgenannte Schrift weit überragen würde.

Die Handschriften³⁵⁶⁾ Königsberg 885—887 enthielten Übersetzungen des großen, unter dem Namen *Catena aurea* bekannten, Evangelienkommentars des Thomas von Aquino.³⁵⁷⁾ Es waren kostbar ausgestattete Foliobände, von denen Bd. 885 Matthäus, 886 Marcus, 887 Lukas enthielt. Dazu treten Bruchstücke aus Johannes, die im 16. Jahrhundert als Umschläge alter Amtsrechnungen aus Osterode gedient haben. Vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus sind sie von Toni Herrmann untersucht worden.

Eine Übersetzung für ein Kloster kommt nicht in Frage, weil man in ihm Latein verstand, für einen gewöhnlichen Privatmann ebensowenig; denn solche umfangreichen und kostbaren Handschriften konnte nur ein vermögender Herr oder eine mächtige Organisation in Auftrag geben. Sie gehört in den seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu beobachtenden Zusammenhang, nach dem biblische Werke den des Latein unkundigen Hörern vertraut gemacht werden sollten. Die Untersuchung des künstlerischen Buchschmucks hat zu der Überzeugung geführt, daß die Handschriften im Ordenslande Preußen entstanden sind. Dorthin weisen gleichfalls Lautstand und Wortschatz. Im Bücherverzeichnis des Haupthauses Marienburg wird zum Jahre 1394 eine glosa obir Lucam, item 1 teyl der duczschcn bybliam aufgeführt, 1398: 2 teyl der duczschcn bybliam.³⁵⁸⁾ In dem Königsberger Bücherverzeichnis zum Jahre 1434 heißt es: Eyns das hebt sich also an: Dis ist die vorrede in die uslegunge und ist Thomas de Aquino.³⁵⁹⁾ Mit den gleichen Worten beginnt der in Hs. 885 überlieferte Matthäuskommentar des Thomas. Unter den deutschen Büchern des Ordenshauses Osterode von 1437 wird aufgeführt: obir Johannem evangelistam eyn groß buch.³⁶⁰⁾ Es kann kein Zweifel sein, daß diese Büchernotizen, die bis 1945 in Königsberg aufbewahrten Handschriften meinen. Die Übersetzungen stammen sicher noch aus dem 14. Jahrhundert.

Der Wert der deutschen *Catena aurea* für die Sprach- und Literaturforschung besteht zunächst darin, daß uns eines der umfangreichsten Denkmäler deutscher Prosa aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geboten wird, das besonders zum Ver-

gleich mit den Bibelübersetzungen des ausgehenden Mittelalters auffordert. Als eine Probe mögen die Seligpreisungen aus Matth. 5 gelten:

Selig sint die armen des geistes, den ire ist das ryche der hymele.

Selig sind die senftmutigen, den sie werden besitzen die erde.

Selig sint die, die da bitterlichen truren, den sie werden gestrostit.

Selig sint die, die da hungirt und durstit umme die gerechtikeit, den sie werden gesetit.

Selig sint die barmherzcigen, den sie sullen barmherzckikeit irkrigen.

Selig sint die, die cynes reynen herczen sint, den sie werden got sehen.

Selig sint die vridesamen, den sie werden gotis sune heizen.

Selig sint die, die da echtunge lyden durch die gerechtikeit, den das riche der hymele ist ire.

Selig siet ir, so uch die lute vormaliedien und uch werden echten und ligende alle arc widder uch werden sprechen durch mich.

Der besondere Wert der deutschen Catena liegt aber noch auf einem anderm Gebiet. Die einzelnen Sinnabschnitte der Evangelien werden wie in einer vielgliedrigen Kette miteinander verbunden, indem auf Grund einer ausgebreiteten Kenntniss der Kirchenväter die betreffenden Stellen aus Kommentaren von Chrysostomus, Augustinus, Cyprianus, Gregorius, Hilarius, Remigius, Beda, Hrabanus aneinandergereiht werden. Der Übersetzer stand vor der Aufgabe, die theologisch-philosophischen Ausdrücke der gelehrten Kommentatoren in deutschen Worten wiederzugeben, deutsche, verständliche Formulierungen zu finden und einen deutschen Satzbau zu gestalten. Es galt, Worte und Begriffe zu schaffen, für die es bisher oft kein Vorbild gegeben hat, ähnlich wie es Notker, die Scholastiker und Mystiker getan haben. Der Übersetzer — oder waren es mehrere? — hat es, soweit wir es beurteilen konnten, mit großem Geschick verstanden, eine Wissenschaftssprache auf theologischem Gebiet anzuwenden.

Das Manuskript einer ausführlichen Untersuchung Ziesemers über die Sprache dieses bedeutsamen Werkes ist mit den Handschriften des Originals in der Katastrophe des Jahres 1945 zugrunde gegangen.

Eine mittelhochdeutsche Übersetzung von Teilen der *Summa theologiae* des heiligen Thomas in der Handschrift H. B. III, 32 der Landesbibliothek Stuttgart ist somit die einzige bis jetzt bekannte erhaltene Übersetzung aus einem Werk der lateinischen Hochscholastik. Die Handschrift³⁶¹⁾ stammt aus dem Benediktinerkloster Weingarten in Südwürttemberg, die Übersetzung selbst sicher aus Süddeutschland, hat aber mit dem Deutschen Orden nichts zu tun

*

B) *Weltliche Literatur.*

31. Neben dieser umfangreichen Literatur geistlichen Inhalts stehen nun — abgesehen von dem unten zu behandelnden historischen Schrifttum — einige an Zahl und Bedeutung weit zurückbleibende weltliche Werke, teils gereimt, teils in Prosa, teils didaktisch, teils Zweckliteratur, einzelne Vertreter verschiedener Gattungen.

Das von Sievers *ZfdA.* 17, S. 162—389 herausgegebene mittelhochdeutsche *Schachbuch* in rund 8000 Versen, dessen Verfasser sich 389, 20 der *Pfarrer zu dem Hechte* nennt, wird ganz allgemein der Ordensdichtung angereiht. Es ist eine der im 13. und 14. Jahrhundert so beliebten Übersetzungen³⁶²⁾ des lateinischen Schachbuches des *Jacobus de Cessolis*,³⁶³⁾ in welchem bekanntlich die Figuren des Schachspiels auf die verschiedenen Stände gedeutet wurden und den Ausgangspunkt für moralische Lehren bildeten. Irgend eine Beziehung zu einem andern deutschen Schachbuch ist nicht festzustellen; vielmehr liegt offenbar eine ganz selbständige Verdeutschung des lateinischen Werkes vor.³⁶⁴⁾ Schon Sievers hat es seiner Sprache nach in die Nähe von Nicolaus von Jeroschin gestellt und ebenso hat es Zwierzina sprachlich in Zusammenhang mit Tilo von Kulm und Jeroschin betrachtet,³⁶⁵⁾ da er die gleichen Vokalschwankungen in

den drei Werken findet. Der Wortschatz ist noch nicht genau untersucht, doch ist er zweifellos mitteldeutsch, vielleicht mit niederdeutschem Einschlag, und enthält auch einige polnische Wörter: *kretzschmar* (164, 6) *jüche* (181, 16) und sogar im Reim *greniczin* (: *wiczzin* 220, 34).³⁶⁶⁾ So ist es in der Tat höchst wahrscheinlich, daß das Ordensland die Heimat des Werkes ist. Der Inhalt bietet allerdings keine sachlichen Beziehungen zum Orden, obwohl die Ausdeutung des Springers auf den Ritterstand (Teil II, Kap. 4, S. 218, 7 — 240, 22) gute Gelegenheit gegeben hätte, vom Orden zu sprechen. Auch Ordensgeistlicher war der Verfasser sicher nicht; das hätte er gewiß angegeben. Aber auf das *L a n d* könnte die Bezeichnung Pfarrrer zu dem Hechte deuten: ähnliche Benennungen sind aus dem Jahr 1336 zweimal für die Gegend von Marienwerder bezeugt.

Es folgt zeitlich ein in diesem Jahrhundert noch allein stehendes Prosawerk. Die Reiseerinnerungen des Venezianers *Marco Polo* aus dem Jahre 1298 waren eines der verbreitetsten Bücher des späteren Mittelalters. Außer dem französischen Original³⁶⁷⁾ besitzen wir noch jetzt in rund 140 zur Zeit bekannten Handschriften italienische, lateinische und deutsche Übersetzungen und Bearbeitungen.³⁶⁸⁾ Die älteste deutsche Bearbeitung,³⁶⁹⁾ zugleich den ältesten deutsch geschriebenen Reisebericht, verdanken wir dem deutschen Orden.

Der Verfasser ist uns unbekannt. Er übersetzte nicht das Original, sondern die lateinische Bearbeitung, die uns nur in jüngeren Handschriften erhalten ist; diese deutsche Fassung steht dem Original der lateinischen Fassung also am nächsten.

Auch die Zeit der Übertragung ist nicht genau festzustellen; doch gehört die Handschrift nach Orthographie und Ductus noch dem „späteren 14. Jahrhundert“ an.

Zur Bestimmung des Ordenslandes als Heimat des Werkes bzw. des Verfassers steht auch hier zunächst die Sprache zur Verfügung. Lautlich stellt sie sich zu der Sprache, die in dieser Zeit in Urkunden, Geschäftsbüchern usw. des Landes gebraucht wird.

In erster Linie ist aber auch hier wieder der Wortschatz³⁷⁰⁾ wichtig. Wörter wie *truge*, *sundir*, *kobel*, *tisim*, *tine*, *gelege*, *gezunge*, *tresel*, *treseler*, *poten*³⁷¹⁾ deuten auf ostmitteldeutsche Herkunft.

Und besonders wichtig im Zusammenhang dieses Wortschatzes ist eine Reihe von Schiffahrtsausdrücken: *strant, leitinc, sigeler, habene (f.), wazzerwer, kescher, schifflouge (uzvluot und invluot?)*.

Sie dürfen als Zeugnisse dafür bewertet werden, daß der Verfasser im preußischen Küstenland beheimatet war.

Auch niederdeutscher Einschlag findet sich.

Sachlich darf wohl auf Verhältnisse bei der Urbevölkerung gedeutet werden, wenn der Verfasser dem Bericht über die Männer des Landes Ergonyl (*der vrowin man dy gebin gelt der vrowin eldirn*) 19, 16 erklärend zufügt: *Noch pruschin sitin koufin si ir wip*. Vielleicht hat auch der Zusatz 50, 17 (*als man zu uns di mutirlosin strichit*) eine Beziehung zu einem preußischen Fischereibrauch.

Barones et milites wird übersetzt durch *bayoren und rittir*. *Bayor*, bei Lexer unbelegt, bezeichnet einen Vornehmen, von litauischem niederen Adel.³⁷²⁾ Auch in den Wirtschaftsbüchern des Ordens wird das Wort nur in Verbindung mit Litauen genannt: *mit den bayoren von Littowen; schult die der konig zu Littowen schuldig ist und ouch ander bayoren*.³⁷³⁾ Wenn der Übersetzer weiter beiläufig seine Kenntnis der Herstellung russischer Münzen erwähnt (S. 32), so darf man wohl daraus schließen, daß ihm auch die östlichen Verhältnisse wohl vertraut waren.

Ob das im zweiten Teil der Handschrift von derselben Hand geschriebene Wahrsagebuch auch dem Ordensland entstammt, ist noch nicht untersucht.

Wieder anderer Art ist ein weiteres, prosaisches und aus rein praktischen Bedürfnissen entstandenes Werk: die *Geometria Culmensis*³⁷⁴⁾ eines uns ebenfalls unbekanntem Verfassers, den der Hochmeister Konrad von Jungingen (1393—1407) zu seiner Arbeit veranlaßt hat. Dieser wollte eine exaktere Methode der Feldmessung im Ordenslande durchführen, und so erhält die Arbeit, fußend auf der *Practica geometrica* des Dominicus Parisiensis, eine Anleitung von Aufgaben der Feldmeßkunst, Berechnung von drei und mehreckigen und kreisförmigen Flächen. In den angeführten Zahlen verwendet

der Verfasser das im Ordenslande gebräuchliche Kulmische Maß. Das Werk ist lateinisch geschrieben, aber ungefähr gleichzeitig wurde eine deutsche Übersetzung angefertigt, die durch ihren Wortschatz und Stil interessant ist.

*

32. Ein interessanter Nachzügler der Ordensprosa des 14. Jahrhunderts geistlichen und weltlichen Charakters begegnet in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in dem Historienbuch des Jörg Stuler vom Jahre 1479, das in der Stuttgarter Handschrift H. B. Poet. germ. 10 erhalten ist. Es ist eine umfangreiche Papierhandschrift von 364 Blättern. Der Verfasser nennt sich mehrmals, ausführlich Blatt 172, wo vielleicht ursprünglich die Sammlung abgeschlossen war.

anno domini 1479 habe ich Jörg Stuler riterpruder dewtsch ordens das puch geschrieben got zu lob und zu ere allem himlischen here und uns armen sündern zu einer peserung unseres lebens, und ich pitt alle die dor innen lesen, das sie got den hern und Maria sein liebe muter und alle gotes heiligen anrufen und piten, das mir got verleih ein fernünftigs enden, das ich und ir von got nimer mer geschaiden werden. Amen.

Das Buch hat einen bunten Inhalt.³⁷⁵⁾ Ohne planmäßige Ordnung hat Stuler offenbar zusammengeschrieben, was ihm gerade in die Hand kam an Stoffen, die ihn interessierten.

Darunter nehmen einen großen Raum biblische Stoffe erzählenden Inhalts ein, nach Art der älteren Ordensliteratur oft eng verbunden mit betrachtenden und deutenden Stücken. So finden wir (Bl. 4 ff.) in der als Evangelienharmonie nach den vier Evangelien dargestellten Passion eine Wiedergabe der Wertung des Leidens Christi durch die großen Lehrer der Kirche. — Viel Erzählendes aus dem alten Testament folgt ohne historische Ordnung und durch anderes unterbrochen: Joseph, Moses, Barlaam, Susanna, Salomos Urteil, Adam und Eva, Gideon, Abimelech, Judith, Ester. — Erbauliches enthält ein *Memento mori* (Bl. 300: *merk hie von dem sterbenden menschen . . .*) und eine Auslegung der Messe (Bl. 315). — Legendarisches ist vertreten

durch die Erzählungen von Patrizius, von der Kreuzauffindung und Silvesters Disputation; vorausgeschickt ist dieser eine Geschichte von der Entstehung des mohammedanischen Glaubens durch den „Betrüger“ Machmed. — Sechs Exempel verschiedenen Inhalts sind auf Blatt 48 ff. zusammengestellt (Priester und Ritter, Germanus, Der reiche Mann, Die große Sünderin, der Wucherer, das schwermütige Ehepaar und der Teufel). — Endlich, wieder auf verschiedene Teile der Handschrift verteilt, Erzählungen aus antiker und mittelalterlicher Geschichte und Sage: Astyages (Bl. 45), Troja (Bl. 96 ff.), Alexander (Bl. 346 ff.), Gesta Romanorum (Bl. 210 ff.), Die sieben weisen meister (Bl. 173 ff.), Heinrich der Löwe (Bl. 341 ff.), Griseldis (Bl. 320).

So interessant die Sammlung als ganzes und auch vielfach im einzelnen ist, so muß die Würdigung Stulers sich beschränken auf die Betrachtung einiger umfangreicherer Stoffe, die auf ihre Vorlage zurückgeführt werden können. Sie scheiden sich in zwei Gruppen. Die eine umfaßt Texte, die ohne grundsätzliche Änderungen in Inhalt und Form zum Teil als Abschriften zu bewerten sind. Es sind die folgenden fünf:

1, Das Buch Troja (Bl. 96: *von der stat zu droy*), das einem Trojatext nahe steht, wie er in einer Gießener und einer Gothaer Handschrift erhalten ist.³⁷⁶)

2. Die sieben weisen Meister (Bl. 173 ff.) in einer Fassung, die zu der von Schmitz³⁷⁷) als *a* bezeichneten Textgruppe gehört und innerhalb dieser der Berliner Handschrift German. pg. 1001 nächstverwandt ist.

3. Griseldis (Bl. 320 ff), eine Nachschrift der Übersetzung Steinhöwels.³⁷⁸)

4. Etwas anders steht es mit dem Text der G e s t a R o m a n o r u m bei Stuler (Bl. 210 ff). Nach Gräbners Inhaltsangabe³⁷⁹) ist es eine der „vielen selbständigen Kompilationen, die der persönlichen Zusammenstellungslust und Art ihres Verfassers ihre besondere Form verdanken.“

5. Und wieder anderer Art ist Stulers Fassung³⁸⁰) der Sage von Heinrich dem Löwen (Bl. 371 ff: *von dem herr von Praunschweig*). Eine direkte Vorlage ist nicht zu erweisen. Stuler gibt den Kern der alten Sage wieder, wie sie sich durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt hat. Am nächsten scheint

er der verlorenen Quelle des Tschechischen Volkslieds, dem deutschen Gedicht von Stilfrid von Braunschweig zu stehn.

Bedeutsamer sind jene Texte in Stulers Sammelwerk, die nicht Abschriften oder Kompilationen sind, sondern Bearbeitungen älterer Denkmäler. Es sind vier, in denen nun Stulers Eigenart deutlich zu erkennen ist:

1. Sein *Alexander* (Bl. 346 ff.) ist eine Bearbeitung von Joh. Hartliebs *Alexanderbuch*,³⁸¹⁾ in der manches gekürzt oder gar übergangen ist, anderes nach anderen Quellen zugefügt wird. Die leitenden Grundsätze sind klar:³⁸²⁾ das in den Quellen wuchernde Wunderwerk wird nach Kräften zurückgedrängt, zu große Breite wird eingedämmt und so ein historischer Roman geschaffen, in dem das Schicksal des großen Eroberers in dramatischer Kürze zur Darstellung kommt.

Die drei nun noch übrigen Werke in Stulers Sammlung sind Prosaauflösungen älterer Dichtungen, von denen eine einen Stoff enthält, der dem historischen Interesse des Ordens (s. unten S. 144 ff.) besonders nahe liegen mußte, der Fall Akkons im Jahre 1295, die beiden andern der Literatur des Ordens selbst angehörten.

Der Fall von Akkon war in Ottokars österreichischer Reimchronik (V. 44597—52840) ausführlich erzählt.³⁸³⁾ Stuler bearbeitet ihn (Bl. 80 ff.: *von der guten stat Akrs*), indem er ihn stark kürzt und ganz sachlich für seinen Text nur das „auswählt,³⁸⁴⁾ was unbedingt zum Verständnis der Handlung und zur Charakterisierung der Handelnden nötig ist.“ Manches in seiner Darstellung entspricht, wie Gräßner zeigt, mehr dem alten Geist des Ritterordens, dem die „Heiden“ nur Glaubensfeinde sind, als der Toleranz der ritterlichen Epik, und Stuler bringt beides nebeneinander zur Darstellung, ohne aber im einzelnen den sich daraus ergebenden Gegensatz wirklich zu fühlen. Ein „Nacherzähler, nicht Dichter, aber Neugestalter der Form“ urteilt Gräßner.

Die beiden andern Werke sind Prosaauflösungen der beiden oben S. 71 und S. 74 besprochenen Dichtungen der Ordensbibel *Judith* und *Hester* (bei Stuler Bl. 55 bis 80). Die in der Geschichte vom Fall Akkons und von Alexander angewendete Methode wird hier mit derselben Folgerichtigkeit geübt.

Nur weniges wird zugefügt, vieles wird gekürzt; was nicht unbedingt für das Verständnis der Geschichte nötig ist, wird weggelassen, übrig bleibt die reine Erzählung. So macht sich Stuler in langen Partien von seinen Quellen frei; daneben stehn genug Fälle genauesten Anschlusses an deren Wortlaut oder so weitgehender Anlehnung, daß jeder Zweifel an der planmäßigen Benutzung der genannten Quellen gegenstandslos werden muß. Die folgenden Beispiele können leicht vermehrt werden. Zuerst werden Stellen gegeben, wo Stuler ganze Verse wörtlich oder fast wörtlich beibehält. Es folgen dann Versgruppen, die zugleich Zeugnisse sind für die Benützung des Wortlauts durch Stuler wie für das treffliche Stilgefühl, das ihn zu Änderungen veranlaßt.

Jud. 247:

die rede geviel in allen wol = Stuler.

Jud. 427: sie giengen im mit gesange enkein. = Stuler.

Jud. 515: nu hub sich ein groß weinen. St.: nun hub sich ain gross weinen.

Jud. 1949: do sprach zu ir Ozias = Stuler.
der des volkes furste was:

gebenediet sist tochter, du. St.: gepenediet seist du dochter.

Jud. 2004: da wird got uf dich gezrozet dort. St.: und das got von dir gegrosset werd

Hest. 1386: des was im ungelonet bliben. St.: da was im unpelont peliben.

Hest. 1621: alsus gelac des kuniges zorn. St.: also gelag des kunigs zorn.

Jud. 2204 ff:

du bist Jerusalemes ere
die vreude Israhelis bistu.
ouch sprach er alsus me darzu:
dines volkes wirdekeit du bist,
wan du hast in dirre vrist
manheit getan an dir schin,
daz gesterket ist das herze din.

Stuler:

du pist Jerusalems ere
und pist die frewd Israhel.
und pist deines volkes wirdikeit
wan du host in diser zeit
manheit getan
und dein herz ist gesterckt gewest.

Jud. 396 ff.:

wir han zu herren dich genumen.
stete, burge unde lant
sal gewaldic sin din hant.
pfert, vie und kemelin
die suln alle dir undir sin,
und wir selben mit kinden,

Stuler:

daz wir dich haben zu einem
herrn genommen.
du sollt gewaldic sin stet
pürg und der lant;
pfert, vich und kamel
das soll alles dein sein;

mit wiben und mit gesinden
wellen dir sin undertan
und dinen herren zu herren han.

Hest. 840 ff.:

nu tu so wol, sage den val
Hester der kuniginne —
sie ist eine judinne —,
daz sie den kunic rechte
bite fur ir geslechte.

Hest. 1858:

der juden rache wart nu scharf
gegen ir vienden die sie heten:
sie sampten sich in allen steten
und slugen die sie wolden slan;
in torste nieman widerstan.
man half in joch ob des was not,
als den luten do gebot
die vorchte die in wonte bi
des kuniges und Mardochei.

und wir mit wiben und mit kinden
wellen dir undertan sein
und wellen deinen herren zu einem
herren haben.

Stuler:

nu tu so wol un sag
daz der künigin Estor —
sie ist ach ein jüdin —,
daz sie den künig pitt
für ir geschlecht.

Stuler:

do wart der juden rache scharf
gegen ir feinden die sie heten:
sie samten sich und
schlugen alle die tot die sie
schlahen wolden;
des dorst in nieman widersten.
man half in ach wen es not det;
das kom von der forcht
die sie heten
vor dem künig und Mardocheum.

Eine gute Gesamtwürdigung der Leistung Stulers und seiner Art gibt Gräßner S. 105. Sie sei hier gekürzt wiedergegeben. Stuler ist Ordensritter in einer Zeit, in der der Charakter des Ordens sich weitgehend gewandelt hat. Das zeigt sich schon darin, daß er für die Texte seines Buches einen weiteren Rahmen steckt, als der alten Tradition des Ordens entsprach. Es zeigt sich auch in seinem Streben nach einer neuen Form, womit er in dieser Zeit nicht allein steht. Er sucht den Weg zum bürgerlich-realistischen Roman, begründet psychologisch, vereinfacht zu breit angelegte Szenen, verliert sich nicht in Wundererzählung: die Darstellung eines außergewöhnlichen Charakters stützt sich nicht mehr auf Wunderbeschreibung und Bestätigung durch außerordentliche Naturereignisse, sie spricht allein aus den Taten der dargestellten Person. Auch der Aufbau der geistlich-dogmatischen Texte, deren Quelle wir nicht kennen, paßt dazu: sie werden in ihrer Ausgestaltung also Originale Stulers sein. Die bewußt künstlerische Absicht, die Stuler leitet, ist überall in gleicher Weise spürbar. Alles in allem also: in einer neuen Zeitlage mit neuen Ideen und neuem Formgefühl kein unwürdiger Nachfolger der alten Ordenskunst.

33. Wie sich in der Auswahl der im Orden übersetzten biblischen Bücher das Überwiegen des historischen Interesses zeigt, so noch deutlicher in der weltlichen Literatur: diese ist — namentlich in der älteren Zeit — weit überwiegend historischer Natur.³⁸⁵⁾ Feierlich kündet schon der Prolog der Statuten des Ordens³⁸⁶⁾ die Vorgänge, die zu dessen Gründung führten: „so kunden wir allen den, die nu sint unde noch komen sulen, wie sich erhaben hat unde von weme unde wenne unde wie der orden des hospitaless sente Marien des Duschen huses von Jerusalem“; wie Akkon 1190 belagert wird, wie barmherzige Leute von Bremen und Lübeck unter dem Segel einer Kogge sich der Kranken annehmen, wie Herzog Friedrich von Schwaben an seinen Bruder, König Heinrich, Boten sendet „daz er erwurbe von dem pabeste Celestino, daz er daz vorgesagete spital steti-gete und im gebe daz leben an den siechen nach dem spitale sente Johannis unde die ritterschaft nach dem orden des Templis“, wie der Heilige Geist dem Abraham, als er Melchisedek begegnet, eröffnet, „daz der, der die hohesten stat in der ecclesien hat, wie liep er sule haben rittere unde wie er sie emphaken sule mit dem segene in den schirm der ecclesien . . . do hub sich ritterschaft von den geloubegen wider die ungeloubegen.“ So haben zu Zeiten Mosis und Josuas die Juden gehandelt, „die gotes rittere waren, die striten strite, die gote wole gevielen,“ so David und die Makkabäer. In diesem Prolog — ursprünglich in Versen? — erscheint die Gründung des Ordens und der Kampf gegen die Ungläubigen als etwas Gott Wohlgefälliges. Es ist nur natürlich, daß bei dieser Einstellung der Kampf gegen die heidnischen Preußen und Litauer in gleicher Weise aufgefaßt wird. Daher verdienen die Taten der Ordensritter in Preußen in gleicher Weise wie die Gründung des Ordens aufgezeichnet zu werden.

Dementsprechend reicht die Geschichtsschreibung des Ordens in Preußen weit ins 13. Jahrhundert zurück; ihre Anfänge liegen also wesentlich früher als die der geistlichen Literatur. Es gab Annalen, es gab — auch außer den Satzungen — Berichte über die Gründung des Ordens, so die lateinische um 1240 verfaßte »Narratio³⁸⁷⁾ de primordiis ordinis theutonici«, die von späteren Historikern, so von Peter von Dusburg, benützt wurde.

Über die Ereignisse aus den Anfängen der Eroberung des Ordenslandes entstanden zwei gereimte Berichte, beide nicht im Original, aber in späteren Prosaauflösungen erhalten. Der erste ist der sogenannte Bericht³⁸³⁾ *Hartmanns von Heldrungen* über die Vereinigung des Schwertbrüderordens³⁸⁰⁾ mit dem Deutschen Orden, die ins Jahr 1237 fällt und diesem wertvollen Besitz in Livland brachte. Der zweite ist der sogenannte Bericht *Hermanns von Salza* über die ersten Kämpfe in Preußen. Er stellt dar „*wie das lant zu Preussen an uns ist komen, alsz wir haben vornomen von unsern weisen brudern, dy do gewesth sint.*“

Den Hauptteil bildet dann ein Bericht über die Kämpfe mit Herzog Swantopolk von Pomerellen (1242—1246); dabei wird die Auffindung des Hauptes der heiligen Barbara in Sartowitz und seine Überführung nach Kulm erwähnt.

Die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammenden Prosaauflösungen³⁹⁰⁾ der im Original verlorenen Berichte lassen an noch durchklingenden Reimen erkennen, daß ihnen gereimte Fassungen zugrunde liegen. am deutlichsten zeigt es sich noch im Bericht Hermanns, z. B.:

der hyes bruder Cristan, der nam sich des an; — wen sy yn sein landt santen Petraten, Preroch und Thorandt; — sy den heiden widerstuden, do funden sy einen biderman; — geladen und gesandt yn das landt czu Preussen; — und das landt wart so verbranth; — do wart sy herlich entpfangen mit heiligtum und lobgesange; — do woren sy zcu rate, daz der legate usw. Dazu treten rhythmische und poetische Wendungen, die als Überreste von Versen erkennbar sind, wie: do dy heiden das vornomen; — mit wolbedachtem mute; — des morgens do der tag anbrach; — do der meister daz vornam; — do her Swante polk das ersach; — bis dy sonne eyns boumes hoech stund usw. Weniger deutlich zeigt der Bericht Heldrungen solche Merkmale, doch fehlen sie auch hier nicht³⁹¹⁾.

Es ergibt sich daraus, daß die Verfasser der Berichte recht geschickt waren, lebhaft in der Darstellung, in der Fülle direkter Rede fast von dramatischer Wirkung. Die Zeit der Abfassung ist nicht mit voller Sicherheit festzustellen. Die Meinungen sind geteilt³⁹²⁾ zwischen dem Ende der ersten Hälfte des 13.

Jahrhunderts und der Mitte des vierzehnten. Doch ist es wenig wahrscheinlich, daß gerade diese Episoden nach den großen historischen Werken erzählt worden seien, zumal die Lebendigkeit der Darstellung darauf zu deuten scheint, daß Augenzeugen zum Wort kommen. So ist der frühe Ansatz, bald nach 1237, bzw. 1246, vorzuziehen. Geschrieben haben dann die Verfasser noch kaum in dem von Kämpfen und Aufständen durchtobten Preußen, sondern in einer gesicherten, für den Orden interessierten Gegend, am ehesten wohl in Thüringen, wo Hartmann und Hermann beheimatet waren.³⁹³)

Name und Stand der Verfasser sind uns unbekannt; Geistliche waren sie kaum, eher Ritter aus der Umgebung Hartmanns und Hermanns. So mag in ihnen die mitteldeutsche epische Tradition bei der Abfassung der „Berichte“ mitgewirkt haben.

Andere Episoden aus der Ordensgeschichte sind so, auch später noch, erzählt worden. Ins 13. Jahrhundert zurück reicht mit seiner Vorlage ein späteres Gedicht, das eine Bekehrungsgeschichte aus der Zeit der Eroberung erzählt: ein heidnischer Ritter aus Litauen hat eine Vision: er wohnt in Thorn einer Messe bei und sieht, wie der Priester den himmlischen Gott genießt, wie er einen starken Mann in drei Teile bricht und aus jedem Teil ein Riese entsteht — Dreieinigkeit — und wie er diese Männer alle „*in sinen mund schob*“, „*danach die bruder allesamt ieglicher von des einen hant einen man in sinen mund emphie*“, so daß sie sich mit lebendigen Riesen füllten. Erschreckt eilt der Ritter aus der Kirche und erzählt dem König sein Erlebnis. Dieser geht auch zur Kirche, hat das gleiche Gesicht und sagt sich: dann ists kein Wunder, daß sie siegen; denn aus jedem Getöteten schlüpft schnell ein anderer Mann heraus. Er will nun auch so stark werden wie die Ritter und bittet den Priester, ihm so wie den Ordensbrüdern zu tun. Der Priester mahnt ihn zur Umkehr, und nach der Taufe wird der Litauerkönig von den Ordensbrüdern als Christ und Freund begrüßt. Das Original dieser Erzählung, das der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört haben muß, ist verloren; es ist aber im Anfang des 14. Jahrhunderts nach Alemannien gekommen und dort von einem Manne namens *Schondoch* neu erzählt³⁹⁴) worden. Die Handschrift, in der die Martinalgende erhalten ist, hat auch diese kleine Geschichte vom Litauer aufbewahrt.

Eine spätere Episode aus den Litauerkämpfen hat ein verlorenes Gedicht eines gewissen Gerstenberg erzählt. Im Jahr 1324 hatte der damalige Komtur von Ragnit, Dietrich von Altenburg, einen Feldzug gegen den Litauerfürsten Gedimin unternommen, wobei ein Ragniter Bruder namens Otter (*ein brüderlin, ein knotter*, wie Jeroschin sagt, also einer der einen geknoteten Strick trug, d. h. ein Franziskaner) gefangen genommen wurde, aber aus der Gefangenschaft entringen konnte und glücklich heimkehrte, nachdem er zehn Tage in der Wildnis irre gegangen war. Dieses Ereignis, das offenbar Aufsehen erregte, hat nach Jeroschins Wort Gerstenberg „*betichtet und einzeln entrichtet*“, und Nicolaus von Jeroschin erzählt es (V. 2607 f.) gleichfalls unter Hinweis auf das frühere Gedicht und Nennung seines Verfassers. Da es sich dabei inhaltlich mit dem Bericht der lateinischen Chronik Peters von Dusburg völlig deckt, ist zu schließen, daß auch dieser das verlorene Gedicht gekannt und als Quelle benutzt hat.

Zu der nämlichen Gattung, der historischen Kleinerzählung, gehört die schon erwähnte verlorene Dichtung Luders von Braunschweig von der Auffindung des Hauptes der heiligen Barbara in Sartowitz, ebenso Jeroschins Leben des heiligen Adalbert, der als erster, wenn auch lange vor dem Orden, das Christentum im Preußenland predigte und im Jahre 997 dabei den Tod fand. Als Vorläufer des Ordens hatte er für diesen gewiß nicht nur legendarische, sondern auch historische Bedeutung.

*

34. An der Spitze der großen historischen Werke des Ordens steht die noch dem 13. Jahrhundert angehörende *Livländische Reimchronik*.³⁹⁵⁾ Sie berichtet von den Kämpfen um Livland und will die Verbreitung des Christentums durch den Orden der Schwertbrüder, dann durch den Deutschen Orden³⁹⁶⁾ und die damit sich vollziehende deutsche Besiedelung erzählen,

V. 120: Nu wil ich machen uch bekant,
wie der cristentum ist komen
zu Niefland, als ich han vernomen
von allen wisen luten.

Die Ereignisse beleuchtet der Verfasser natürlich vom Standpunkt des Ordens aus, den er in das günstigste Licht zu setzen bemüht ist. Die Ausbreitung des Christentums durch die Lehre tritt dabei völlig hinter der durch das Schwert zurück; die geistlichen und kirchlichen Fragen interessieren den Verfasser wenig, die kriegerischen um so mehr.

Eine Fülle von Ereignissen wird so vorgetragen, bis zum Jahre 1250 jedoch recht summarisch, offenbar nach mündlicher Tradition durch andere, ohne eigenes Erleben. Das ändert sich dann aber sichtlich. Der Verfasser wird nicht nur ausführlicher, sondern auch persönlicher; man hat den Eindruck, daß er nun von Dingen spricht, die er selbst erlebt, an denen er vielleicht sogar selbst aktiv teilgenommen hat. Man vergleiche z. B. V. 10439—10750 die Schilderung eines Zuges gegen die Semegallen und des blutigen wechselnden Kampfes, bei dem Meister Willekin fiel; besonders etwa die Beratung (10553 ff.):

In der zit der tac ufbrach, der meister ze einem boten sprach: 10555 ,ir sullet die bruoder heizen komen.'.	man solde ouch vil wol ver- spehen, ob iemen vunde ein vremdez pfat: der meister daz besehen bat.
Do sin botschaft wart vernomen, sie quamen zuo dem meister gar swaz ir was an der schar; er saz mit in an einen rat.	65 Wartliute wurden uz gesant, die quamen wider al zehant; sie sprachen so: die vinde komen, wir haben sie hie bi vernomen wol geschart mit ir wer:
60 Der meister einen bruoder bat, daz er die warte lieze besehen,	70 sie sint vil na bi unserm her.
oder den Schlußkampf:	sie waren wunt, do man sie vienc.
10654 man sach manigen roten sweiz durch die brünjen dringen. man horte swert da clingen, man sach helme schroten. an beider sit die toten	ein bruoder hieb sich durch die schar.
60 vielen nider uf daz wal. maniger neigte sich ze tal, daz er der sinne gar vergaz und nider uf die erde saz...	75 manig Semegalle wart ez gewar, der daz mit sinen ougen sah, der sint die warheit da von sprach.
10669 dri und drizec bruoder tot blichen uf der selben stat, die andern wurden strites mat. sechsen ez also ergienc:	80 einen man er in abe sluoc, des pfert in hin zu lande truoc. mit wurfen ez geseret was, der wunden er vil wol genas. Meister Willekin wart do ge- slagen.

So wird das Werk für diese spätere Zeit eine brauchbare, z. T. wertvolle historische Quelle. Die Abfassungszeit liegt zwischen den Jahren 1291 und 1298, doch sind die letzten Jahre vielleicht von einem Fortsetzer erzählt.

Verfasser war sicher ein Ordensangehöriger, kein Geistlicher, sondern ein tatenfroher Ritter, der wohl Bescheid weiß in der Darstellung kriegerischen Lebens, wie etwa eines Ausmarsches der Truppe und der Marschsicherung. Er wird aus Mitteldeutschland stammen, wie die Verfasser der genannten kleineren Gedichte des 13. Jahrhunderts. Dafür spricht auch, daß er literarisch nicht ungebildet ist, die ältere Dichtung kennt, namentlich das Volksepos und Wolfram, deren Einfluß unverkennbar ist. Selbst ist er freilich kein großer Künstler gewesen, mehr Chronist als Dichter, aber im ganzen ein sympathischer Erzähler. Einfluß auf die spätere historische Dichtung des Ordens hat die Chronik nicht ausgeübt. Vermerkt hat man für Gerstenberg, daß er die Chronik gekannt habe; da dessen Werk verloren ist, läßt sich die Annahme ebensowenig wie das Gegenteil nachweisen.

*

35. Für das Hauptgebiet des Ordens, Preußen selbst, begann die Geschichtschreibung großen Stils erst ein Menschenalter später mit dem lateinischen *Chronicon terrae Prussiae* des Peter von Dusburg.³⁹⁷) Peter, wahrscheinlich zu Duisburg am Rhein geboren, schrieb als Ordenspriester wohl zu Königsberg, vollendete sein Werk 1326 und widmete es seinem Hochmeister Werner von Orseln (1324—1330), dem Vorgänger Luders von Braunschweig. Er schildert die Gründung des Ordens, die Übersiedlung nach Preußen und seine Kämpfe um das Land bis 1326. Die nur in der Thorner Handschrift weiter folgenden zwanzig Kapitel, die Jahre 1326 bis 1330 bis zur Ermordung Werners umfassend, sind wohl von Peter selbst später zugefügt worden.

Der historische Wert des Werkes ist in den einzelnen Teilen verschieden, wie die Kontrolle an der Hand anderer Quellen ergibt, am größten in den Kapiteln 221—362, in welchen Peter als Zeitgenosse die von ihm miterlebten Kämpfe gegen die Litauer der letzten dreißig Jahre erzählt. Seine Angaben sind für diese Zeit durch die Forschung über die von ihm genannten Orts- und Personennamen als zuverlässig erwiesen. Im übrigen

kommt es ihm weniger auf eine Geschichte als auf eine Verherrlichung des Ordens an; es schweben ihm bei Abfassung seines Werkes als Vorbild die historischen Schriften des alten Testaments vor, namentlich die Erzählungen von David und den Makkabäern, mit denen auch er die Ordensritter vergleicht. Wie die Helden des alten Bundes haben diese Wunder vollbracht, so daß nun die Heiden kommen, um dem Christengott Lob und Ehre darzubringen. In weit ausgeführten Allegorien spricht er, anknüpfend an das Alte und Neue Testament, von den Waffen des Fleisches und des Geistes der Ordensbrüder bei ihrer Kriegsausrüstung gegen die Heiden, von der Stiftung des Ordens, der Schenkung des Kulmerlandes und dann in dem Hauptteile von den Kämpfen gegen die heidnischen Preußen und Litauer. Die wenigen Vorarbeiten konnten ihm nur geringe Hilfe bieten, um so höher ist sein Verdienst anzuschlagen, daß er in seinem Werk eine solche Fülle von Tatsachen zur Ordensgeschichte auszubreiten vermocht hat. Sein Ziel ist unverrückt erkennbar. Der Kampf der Ritter ist ihm ein heiliger Krieg, und was er schreibt ist Geschichte dieses Krieges. Sie wird in geistlichem Sinn stilisiert und zu einem Erbauungsbuch für die Ordensherrn. Er unterbricht die Erzählungen durch Betrachtungen über Gottes Weisheit, durch Gebet und Ermahnung, durch Berichte von Wundertaten Gottes in Preußen. Mit Recht hat man den religiösen Gehalt des Werkes hervorgehoben: diese enge Verbindung mittelalterlicher Mönchsaskese mit edelstem Mannes- und Rittertum.³⁹⁸) Diese Visionen und Wunderberichte, oft von mystischem Gefühl getragen, gehören durchaus zum innersten Leben dieser Ordensbrüder und daher auch zur Darstellung des in ihnen lebenden Geistes. „Es ist eine Welt von Wundern, in der himmlische Kräfte unter den irdischen walten und kämpfen. Große Zeit, von hohem Geist erfüllt und getrieben, schafft so ihr Epos und ihre Legenden. Die Idee des Ordens und das ursprüngliche Ziel seiner Kämpfe tritt hier rein und groß zutage: *militia Christi* im Geist des gesamten mittelalterlichen Mönchtums, aber in einer besonderen und buchstäblichen Auffassung.“³⁹⁹) Die Taten des Ordens sind Taten Gottes durch den Orden. Peter ist ein begeisterter Verehrer des Ordens, ein leidenschaftlicher Feind der Preußen. Die Feinde des Ordens sind ihm Feinde Gottes. Für deren Freiheitskampf findet er kein Wort der Anerkennung. Es ist ihm selbstverständ-

lich, daß diese Feinde des Christentums entweder bekehrt oder ausgerottet werden müssen. Es ist die Kreuzzugsstimmung, die hier noch spricht in ihrer extremsten Form. Mit gleicher Leidenschaft wendet er sich gegen die christlichen Fürsten, die sich den Preußen im Kampf gegen den Orden verbündeten, vor allem gegen Herzog Swantopolk von Pommerellen. Daher glaubt Peter den Orden zu ehren, wenn er wiederholt nach einem Siege sagt, die heidnischen Männer seien alle getötet worden, die Frauen und Kinder gefangen fortgeführt. Wir wissen heute, daß es nicht so war, daß die preußische Bevölkerung keineswegs vernichtet wurde. Aber seine leidenschaftliche Parteinahme für den Orden macht ihn einseitig und ungerecht.

Von der Verwaltung und Besiedlung des Landes spricht er kaum ein Wort; Städtebau, kulturelle Entwicklung, selbst geistige Bildung interessieren ihn nicht, obwohl er Geistlicher ist und obwohl er gerade auf diesen Gebieten nicht minder rühmenswertes vom Orden hätte berichten können. Und doch, trotz und gerade in seiner Einseitigkeit, ist sein Werk durch den Reichtum der Nachrichten, die Großartigkeit der religiösen Gedanken, die Geschlossenheit und Klarheit des Aufbaus ein bedeutendes Denkmal der Geschichtsschreibung geworden, unentbehrlich als Grundlage für unsere Kenntnis der Ordensgeschichte, ein Zeichen starker geistiger Kraft im Orden und in seiner Eigenart verständlich als Ausdruck des Geistes, der damals — es ist das erste Viertel des 14. Jahrhunderts — im Orden lebte.

*

36. Dieses Werk ist nun maßgebend geworden für einen guten Teil der späteren Geschichtsschreibung des Ordens, zunächst für die *Kronike von Pruzinlant* des Nicolaus von Jeroschin.

Über dieses Mannes Herkunft ist nichts sicheres bekannt. Orte des Namens Jeroschin gibt es im ganzen deutsch-polnischen Osten, in Schlesien, Posen und Preußen. Am wahrscheinlichsten ist nach seinem späteren Leben immerhin, daß Preußen seine Heimat war, nichts spricht gegen das Kulmerland. Sein Geburtsjahr ist uns gleichfalls unbekannt. Einmal, wo er berichtet, daß einem Ordensbruder Albrecht das Haar, das er in

einer Krankheit verloren hatte, wieder wächst, scherzt er (18918 ff.) über seinen kahlen Kopf:

O wolde sich daz zeichen	so er in vorsturzt den hut
ouch uf mich armin reichin!	vor der werdin vrouwin lut.
ich wold min crullil streichin	A hui! so wer ich hochgemut,
unde in losim smeichin	so ich ir stirne sehe bloz
die andiren kalin leichin,	und min schopfil were groz
die des windis sin gemut	mit cruspelechtin endin.
der in ofte leide tut,	

Man hat daraus — nicht zwingend — geschlossen, daß er damals, die Stelle mag um 1340 geschrieben sein, in höherem Alter stand.

Von vornehmer Abkunft war er gewiß nicht; er sagt selbst, daß er nicht nach höfischer Art gebildet sei und nicht kunstvoll sprechen könne (V. 302 ff.):

.. Want ich tummer sinne bin,	nach hovelichin sittin
meisterlicher kunste wan,	mines mundis lippen sin
darzu lutzil dutchis kan,	und an sprechin nicht so fin,
ot also mich die larte	als in siner schichte
der spune mich e narte,	eischit diz getichte.
davon ouch unbesnittin	

Es war aber übereilt, wenn man aus diesen Versen auf nichtdeutsche Herkunft schließen wollte. Sie sprechen ja ausdrücklich von einer deutschen Mutter und sollen gewiß nur sagen, daß er die Sprache eben nur so lernte, wie man sie von der Mutter lernt, ohne gelehrte oder künstlerische Schulung. Seine Bescheidenheit läßt ihn dabei seine Sprachbeherrschung zu gering bewerten. Nichts zwingt auch zu der Annahme, seine Muttersprache sei niederdeutsch gewesen; er wird sich vielmehr von vornherein der mitteldeutschen Ordenssprache bedient haben. Ob er polnisch verstand, ist ebenfalls unsicher: *propugnaculum* „Verhau“, das er sonst durch ‚hagen‘ wiedergibt, verdeutschte er zwar einmal ohne ersichtlichen Grund durch das polnische *ozzek* (V. 1503); aber dies Wort ist vielleicht früh in die militärische Terminologie des Ordens eingedrungen.⁴⁰⁰⁾

Seit 1311 ist er mit den Verhältnissen im Orden und den Ereignissen der Ordensgeschichte, auch mit verschiedenen Orten des Landes gut bekannt; er wird aber nirgends urkundlich erwähnt. Er war geistlicher Ordensbruder und nennt sich selbst (Adalbert 179) Ordenskaplan. Wenn er V. 27670 von der Schloß-

kirche der Marienburg sagt, daß sie ‚*nu in schoner zirde stat*‘, so wird sich das auf die Renovierung und Neuweiheung am 1. Mai 1344 beziehen, die er darnach also noch erlebt haben muß.

Seine literarische Tätigkeit begann Nicolaus mit einem Leben des heiligen Adalbert. Wie er selbst V. 143 angibt, schrieb er die im Passional fehlende Geschichte dieses Preußenbekehrers und Märtyrers auf Veranlassung des Bruders Gottfried von Heimburg, der 1327—29 Komtur zu Königsberg war, vorher wohl seit 1314 Kompan des Komturs von Elbing und seit 1316 Pfleger des Spitals zu Elbing, und von dem Nicolaus auch das Ordenskleid erhalten hat. Weil in Königsberg, wie im Samland, die Erinnerung an Adalbert besonders lebendig gewesen sei und Adalbert Hauptpatron des Königsberger Domes und des Bistums Samland war, hat man die Entstehung der Dichtung dorthin und in die Königsberger Amtszeit Gottfrieds gesetzt. Dies ist gewiß falsch: die einfache Benennung ‚Bruder‘ ist in der Zeit, in der Gottfried das nicht unwichtige Amt eines Komturs hatte, nicht mehr möglich. Wir werden also im Gegenteil dieses Werk früher und wohl wesentlich früher — vor 1314 — ansetzen müssen.

Wir besitzen von diesem Werk nur ein Fragment von 277 Versen⁴⁰¹⁾ in einer aus dem 14. Jahrhundert stammenden Pergamenthandschrift. Es umfaßt zwei Vorreden, von denen die erste (V. 1—110) eine Anrufung des heiligen Geistes enthält unter starker Benutzung lateinischer Hymnen (*Veni sancte spiritus, Veni creator spiritus*) die zweite (V. 111—182) die Angaben über die Veranlassung zu der Dichtung. Vom Leben Adalberts selbst sind nicht ganz hundert Verse erhalten, in denen von Adalberts Vater gesprochen, daran anschließend das Thema entwickelt wird und dann von der Schönheit und der Krankheit des jungen Adalbert die Rede ist. Damit bricht das Fragment ab. Quelle der Dichtung ist die lateinische *Vita*⁴⁰²⁾ *sancti Adalberti* des Johannes Canaparius. Den Wert der Übersetzung zu beurteilen, ist bei dem geringen Umfang der Reste nicht möglich. Man hat den Eindruck, daß der Dichter verhältnismäßig frei mit der lateinischen Vorlage verfährt. Er läßt bei der Vorgeschichte Adalberts manche Züge seiner Quelle fort, nicht bloß aus stilistischen Gründen, sondern auch sachliche Angaben; vielleicht war es sein Bestreben, über die Vorgeschichte schnell-

ler hinweg zu gehen, um dann die in Preußen spielenden Ereignisse desto ausführlicher zu behandeln.

Das zweite Werk Jeroschins ist die große *Kronike von Pruzinlant*.⁴⁰³⁾ Luder von Braunschweig hat — ob als Hochmeister oder schon vorher, wissen wir nicht — das Verdienst, den Dichter der Adalbertvita zur Übersetzung des *Chronicon* Peters von Dusburg in deutsche Verse aufgefordert zu haben, und während Luders Hochmeistertum hat Nicolaus nach eigener Angabe schon mehr als vier Quinternen geschrieben, d. h. mehr als vierzig Blätter mit rund 6000 Versen, die aber von dem *argen tiere daz Josephis roc zureiz* (V. 190 ff.), also von neidischen Brüdern vertilgt wurden. Wir erfahren wieder ein Stück persönlicher Fehde im Bereich der literarischen Kreise des Ordens, wie sie schon bei Hesler und beim Passional bekannt geworden sind.⁴⁰⁴⁾ Erst Luders Nachfolger, Dietrich von Altenburg, veranlaßte und ermutigte den Dichter später, das Werk wieder aufzunehmen, auf daß (V. 162)

allen dutschen luten	die nach gute sins gebots
die wundir unde zeichin gots,	165 in Pruzinlande sin geschen,

bekannt würden. Wie lange Nicolaus daran arbeitete, wissen wir nicht. Der unvermittelte Schluß läßt die Vermutung zu, daß er darüber, ohne zu einem richtigen Abschluß zu kommen, gestorben ist.

Dem ihm gewordenen Auftrag gemäß legte Jeroschin seinem Werk die Chronik Dusburgs in ihrem ganzen Umfang zu Grunde, einschließlich der Fortsetzung bis zum Jahre 1330; darüber hinaus machte er noch einige kurze Angaben für das Jahr 1331.

Die Aufgabe, die er übernommen hatte, war nicht leicht. Schon die Anordnung machte Schwierigkeiten und verlangte selbständige Entscheidung. Peter von Dusburg hatte den drei Büchern seiner Chronik ein viertes Buch Randbemerkungen, oder wie er sagt „Inzidenzen“ beigegeben, in welchen er aus Ptolomäus von Lucca und Martin von Troppau trockene chronologische Angaben aus der Papst- und Kaisergeschichte sowie andere Weltbegebenheiten — ein Verbindungsglied zwischen der außerpreußischen und der provinziellen Geschichtsschreibung — anhäuft. Jeroschin scheute sich mit Recht, diese bunte Fülle von kleinen Nachrichten im Zusammenhang zu übersetzen; er löste

deshalb dieses Buch in einzelne Teile auf und schaltete diese in die Darstellung der Ordensgeschichte ein, wo es ihm chronologisch und inhaltlich passend erschien. Man kann wohl sagen, daß er seine Aufgabe mit großem Geschick durchgeführt hat. Er hat sorgfältig und doch nicht sklavisch übersetzt, er hat berichtet, ausgelassen und hinzugefügt, wo er es für angebracht hielt, zum Teil kleines gelehrtes Beiwerk, aber auch wichtigeres, was er anderen Quellen entnimmt. Den feierlichen Prolog Dusburgs hat er durch einen minder feierlichen ersetzt, religiöse Reflexionen Dusburgs, die mitten in die Erzählung eingestreut waren, hat er vielfach beseitigt. Freilich nicht immer, denn auch er ist überzeugt, daß Gottes Hand die Schicksale des Ordens leitet. Aber er fürchtet, daß der religiöse Überschwang Dusburgs den Gang der schlichten Erzählung behindern könnte. Seine Zusätze zu Dusburgs Darstellung wurzeln in seinen besseren Kenntnissen bestimmter Ereignisse. Aus der Bibel fügt er nur wenig hinzu. Außer Luders Barbara und Gerstenbergs Otter benutzte er die deutsche Fassung des Prologs der Ordensstatuten für die Geschichte der Ordensgründung. Die livländische Reimchronik hat er nicht benutzt. Die meisten seiner zahlreichen Zusätze beruhen aber auf der Ordenstradition, seinen persönlichen und geographischen Kenntnissen in Preußen; sie stehen zumeist in den späteren Partien seines Werkes. Aus der Tradition des Ordens bringt er die ausführlichen Nachrichten über den Hochmeister Burkhard von Schwanden (V. 18192—18292), den Dusburg nur obenhin erwähnt, sicher weil er in dessen Abfall einen Makel in der Ordensgeschichte sah: Mit vierzig Brüdern war Burkhardt (1290) nach dem vom Sultan belagerten Akkon gefahren, die Freude über seine Ankunft war groß gewesen. Aber nach drei Tagen entsagte er in einer Kapitelversammlung der Meisterwürde; vergebens baten ihn die Brüder und der Patriarch: er trat in den Johanniterorden ein. Die Gründe für diesen auffallenden Schritt Burkhardts erfahren wir freilich auch von Jeroschin nicht.

Über die Verwandten Luders von Braunschweig, die heilige Elisabeth und deren Gemahl und über Otto von Braunschweig spricht Jeroschin (V. 142 ff., 1456 ff.) mit besonderer Wärme. Otto kam im Jahre 1240 zur See der von den Preußen schwerbedrängten Burg Balga am Haff zu Hilfe und brachte Jäger,

Jagdgeräte und Hunde mit, was Jeroschin mit geradezu weltlicher Freude begrüßt (5354—5522). Mit Hilfe dieser Ausrüstung konnte die Burg sich lange halten, und Jeroschin hebt ausdrücklich hervor, daß man seit damals im Orden Hunde zog und die Jagd pflegte, die den anderen Orden verboten war.

5509 Mit disem jaitgeverte	in Pruzinlande manchirwein
vil manic jar man nerte	und daz die dutschin brudre
die nidirstin husir al,	pfein
went man wildis ane zal	sulchir jagit bisundirn,
da mite sluc und darzu ouch	20 des darf nimande wundirn,
man von den hundin hunde zouch.	went in irloubit ist die jait,
15 Alsus man von des Ottin zit	die andrin ordin ist versait.
unz hute grozir jait pflit	

Für die Zeit nach 1311 bringt Jeroschin ausführlichere Einzelheiten von Kämpfen, Zahlenangaben, genaue Namen und mancherlei Dinge, deren Kenntnis nur auf persönlicher Erfahrung beruhen kann. Meist sind es Kriegereignisse, überwiegend in den östlichen Gebieten, und es ist sehr wohl möglich, daß er in seiner Eigenschaft als Ordensgeistlicher selbst an einem Zuge teilgenommen hat. Ausführlich erzählt er so — über Dusburg hinaus — V. 23470 ff. von Witens Niederlage bei Woplauken (bei Rastenburg) im Jahre 1311 und von dem Tode des Marschalls Heinrich von Plotzk (1320) V. 25050—71, von dem Zug des Polenkönigs Loket nach der Mark Brandenburg 1326 (V. 26420—515), von dem Streit des Erzbischofs von Riga mit dem Orden 1330 (V. 27325), von der Eroberung Wischegrads (V. 27105—215), von der Ermordung (1330) und der Grabstätte Werners von Orseln (V. 27509 ff.). Dusburgs Fortsetzung schloß mit dem Tode Werners; Jeroschin führt nun ohne schriftliche Quelle das Werk weiter und erzählt Kriegszüge und Naturereignisse wie bisher. Mit besonderer Liebe spricht er von der Wahl Luders zum Hochmeister und von dessen Wirken für den Gottesdienst und die Erweiterung des Kirchenbaus der Marienburg. Leider bricht er schon 1331 ab. Der historische Wert dieser selbständigen Partien ist nicht zu unterschätzen, der dichterische ebensowenig: gerade hier, wo er von den Fesseln der Vorlage nicht gehemmt ist, bewegt er sich mit erfrischender Freiheit.

Ordensgeschichte und Heilsgeschichte sind die Haupttendenzen der literarischen Betätigung im Deutschen Orden. Wie die

Ordenshäuser selbst Burgen und gleichzeitig Klöster waren, so ist die Verschmelzung von Weltlichem und Geistlichem der geistigen Haltung des Ordens naturgemäß. Daraus erklärt es sich z. B., daß es nicht als fremdartiger Zusatz, sondern als organischer Abschluß empfunden wird, wenn an das Ende der Hiobdichtung die siegreichen Feldzüge des Hochmeisters Dietrich von Altenburg angeführt werden. Dem entspricht es, wenn auch in dem künstlerischen Schmuck der Ordenshäuser beide Tendenzen zum Ausdruck kommen. Ja, man darf innere Beziehungen zu Jeroschin und Passional, diesen bedeutendsten Vertretern der Ordensdichtung, darin erblicken, daß beide ihre bildliche Darstellung um die Mitte des 14. Jahrhunderts in sinnvoller Abwandlung im Haupthaus Marienburg gefunden haben. Im Kapitelsaal der Marienburg sucht man durch die Bilder der einzelnen Hochmeister, die, einer neben dem andern, von den Wänden herabblicken, eine geschlossene Geschichte des Ordens zu bieten, ähnlich der Geschichtsschreibung Jeroschins, der die Taten seines Ordens von der Gründung an behandelt. Und in der nebenan liegenden Kirche stehen an den Wänden die einzelnen Gestalten von den Propheten über Maria, Christus und die Apostel bis zu den Märtyrern und heiligen Männern und Jungfrauen, ähnlich wie im Passional die Gottesmutter, die Apostel und Heiligen von Nicolaus bis zu Katharina zu uns sprechen.

Daß Jeroschin die gleichen Anschauungen und Tendenzen hat wie Dusburg, ist schon gesagt worden. Auch er schreibt wie jener sein Werk zum Lob der Maria und des Ordens. Wie jener, wenn auch mehr Historiker als Dusburg, verleugnet er nie den Priester.⁴⁰⁵⁾ Auch er träumt sich zuweilen in warmherziger Frömmigkeit in den Himmel hinein, der ihm „*der vroiden lant*“ ist, da „*alliz truren ist vorbant und alliz leit vorswunden*“ (V. 21340) und mit Innigkeit denkt er an das „*andir bezzir leben daz da hat aldir ane stab, wernde sterke ane lab*“ (V. 20720).

Wie schön weiß er die Prozession der Kulmer Bevölkerung dem Barbarahaupt entgegen auszumalen (V. 6566—6670). In dieser Innigkeit des religiösen Gefühls ist er seinem Gewährsmann überlegen. Dabei meidet er jeden religiösen Überschwang, wahrt sich das Recht der Kritik auch an Mißständen innerhalb der Kirche und hat sich das Treiben der Welt mit offenen Augen angesehen.

Gegen die Heiden hat er die Härte seiner Zeit und seines Standes; sie sind ihm des Teufels Gesinde, des Teufels Rotte, die Unholden und Hunde. Besonders leidenschaftlich wird sein Zorn gegen Swantopolk, der sich mit den Heiden gegen den Orden verbunden hatte; er nennt ihn „*des tuvils lastirbale, der unvlate kolc, argen hunt*“ usw. Andererseits hat der Geistliche Freude an ritterlicher Lebensart und verwendet gelegentlich Ausdrücke ritterlich-höfischer Sphäre.

Mit dem Schicksal gefangener Frauen hat er Mitleid und führt Dusburgs kurze Worte *MCC captos christianos homines secum duxit* (III, 310) weiter aus (23562 ff.):

<p>23575 so hatte er gevangen juncvrouwin, kindir, wibe wol drizenhundirt libe . .</p> <p>23580 O waz da jamirs sich irbrach, do daz kint di mutir sach in so harten bandin! O wi leitlich andin der mutir lac zu herzin,</p>	<p>85 do si den selbin smerzin sach an irme kinde! O der not so swinde, do di mutir muste sen die tochtir lestirlichin smen, 90 die tochtir ouch di mutir! O starkir got, vil gutir, richa, libir herre, rich di dinen armen und ouch dich!</p>
---	---

Freilich diese Gefühlswärme gilt nur den Christenfrauen, von dem Schicksal der Heidenfrauen schweigt er wie Dusburg.

Sein Temperament durchbricht einmal den Gang der Erzählungen, und er schaltet, wie er es beim Passional gesehen hatte, ein lyrisches Kampf- und Verfolgungslied gegen die Litauer in der Schlacht bei Woplauken ein (V. 23722.):

<p>Andit gemein des lastirs mein, den e bot uwirm gote</p> <p>23725 die rote so gar unrein di jamirvlut, daz reine blut der uwern vil armen.</p> <p>30 Irbarmen lat uwern mut die kirchin vron, ir zirheit schon, die vorbrunnen ligen</p> <p>35 geswigen des lobis don. Rechit um des himels lon des jamirs stric,</p>	<p>des lastirs blic</p> <p>40 an den reinen vrouwen, juncvrouwen, si uch ein schric zu der rache widdirbic! O ir werdin rittir</p> <p>45 lat bittir uch sin di not, die sich von den leiden, den heiden, den uwern bot!</p> <p>50 O we der not, si ligen tot besulwit in ir blute rot! dawiddir slat mit vrechir tat, 55 und ir dikeine schone hat!</p>
---	---

Zuweilen hat Nicolaus den feierlichen Ton Dusburgs gesteigert, häufiger aber herabgestimmt, indem er humoristische oder ironische Bemerkungen anfügt. So bei der oben wiedergegebenen Erzählung von dem Bruder, dessen Haar ausgefallen war und dem daran geknüpften persönlichen Wunsch.

Er verfügt, im Gegensatz zu Dusburg und etwa zur livländischen Reimchronik, über einen großen Reichtum von Bildern, die wirklich gesehen sind. Die bildlichen Wendungen und Redensarten entstammen der Sphäre von Haus und Hof, Handwerk und Gerätschaften, Essen und Trinken und besonders der Natur. Auch vor Schimpfwörtern, die meist dem Tierreich entnommen sind, schreckt er nicht zurück. Die Bürger von Riga nennt er einmal (V. 21049) reiche Stadtochsen, und selbst die Jungfrau Maria läßt er einmal (V. 4703) einem Ritter gegenüber die in ihrem Munde ungewöhnliche Anrede *tummir affe* gebrauchen. Anschaulichkeit ist ihm naturgemäß. Dusburg berichtet, Jeroschin erzählt. Er sieht die Dinge vor sich, und namentlich die von ihm selbst erlebten Ereignisse malt er liebevoll mit einer Fülle von kleinen Einzelzügen aus.

Bei alle dem bleibt der Kunstwert seines Werkes ungleich. Die ‚lyrischen‘ Partien sind gut gemeint, aber nicht besonders geglückt, und stellenweise, vor allem wo er sich eng an den lateinischen Text oder die deutsche Fassung des Statutenprologs anschließt,⁴⁰⁶⁾ nähert er sich bedenklich dem Prosastil. Im allgemeinen aber beherrscht er die Sprache mit hervorragender Sicherheit. Zwar fand er früh bei dem Danziger Gelehrten Hanow⁴⁰⁷⁾ 1748 eine scharfe Verurteilung wegen der vielen „pöbelhaften Wörter und Ausdrücke, darin kein gesunder Verstand zu finden.“ Aber dieses Urteil ist ungerecht und längst richtig gestellt, seit Jeroschins erster Herausgeber (Frz. Pfeiffer) die Bedeutung der mitteldeutschen Denkmäler des 14. Jahrhunderts für unsere Kenntnis der spätmittelhochdeutschen Sprachgeschichte erkannt hat. Er urteilte⁴⁰⁸⁾: „Der Vorrat an seltenen und neuen Wörtern, der durch unsere Chronik dem deutschen Sprachschatz zugeführt wird, ist ein sehr beträchtlicher. Sie bildet darin den entscheidenden Gegensatz zu anderen Dichtungen des Mittelalters, die an eigentümlichen Ausdrücken die auffallendste Armut zeigen, und ich weiß sie in dieser Beziehung nur mit den Werken Wolframs von Eschenbach zu ver-

gleichen, mit dem Nicolaus auch in gelegentlichen Ausbrüchen heiterer Laune und Selbstverspottung Ähnlichkeit hat. Wie dieser weiß er mit den unerhörtesten Wörtern zu spielen, und selbst für die entlegensten Begriffe fehlen ihm nie die bezeichnenden Ausdrücke; ja in Fülle strömen sie ihm zu, und mit übermütiger Lust bewegt er sich nicht ein-, sondern unzähligemal in der Häufung z. T. der schwierigsten Reime. Daß diese Reimhäufung und der Gebrauch absonderlicher Wörter von besonders gutem und ausgebildetem Geschmack zeugen, kann man nicht behaupten; jedenfalls verraten sie keine höfische Bildung. Wer aber solche Schwierigkeiten aufsucht und sie auf so leichte, ja spielende Weise überwindet wie Nicolaus, der ist in unzweifelhaftem Besitze einer ungewöhnlichen Herrschaft über die Sprache, und dem Selbstbekenntnis, daß er *lutzil dutchis* könne, mag ihm nun Bescheidenheit oder eine andere Ursache zu Grunde liegen, brauchen wir keinen Glauben zu schenken.'

Mag auch dieses Urteil zu günstig erscheinen, er war doch mehr als ein Übersetzer und Chronist; besonders in den Abschnitten, wo er aus eigenen Erlebnissen sprechen darf oder die einer Verherrlichung des Ordens gelten, zeigt er sich als Dichter und sein Werk bleibt so trotz manchem schwächeren Abschnitt nächst dem *Passional* das wertvollste Erzeugnis der gesamten Ordensdichtung.

Der ganze Umfang von Jeroschins literarischen Kenntnissen ist nicht festzustellen. Öfter hervortretende höfische Ausdrucksweise im Wortschatz z. B. Wörter wie *rittirspil*, *just*, *hurdirén*, *turniren*, *vorlankenieren* (V. 10379) zeigen, daß ihm die höfische Erzählliteratur nicht fremd geblieben sein kann. Es werden wie bei anderen Dichtern des Ordens, vor allem die Dichtungen Konrads von Würzburg und Rudolfs von Ems gewesen sein, ohne daß aber ein deutlicher Einfluß auf Jeroschins Stilgebung zu erkennen wäre. Die Ordensliteratur wird er in größerem Umfang gekannt haben. Zwar sind Beziehungen zu den Makka-bäern, Daniel, Hiob nicht festzustellen oder gar abzulehnen, und auch auf Bekanntschaft mit der livländischen Reimchronik weist keine Spur. Dagegen ist bestimmt nachgewiesen, daß er außer den schon genannten Werken Luders und Gerstenbergs die *Judith*, *Passional* und *Hesler* gekannt hat. Dem *Passional* folgt er, wie andere, in gelegentlicher Reimhäufung, näher steht er in

manchem zu Heslers Apokalypse. An sie lehnt er sich mit manchen Wendungen an; von Stofflichem entnimmt er ihr in seinem Adalbert (V. 80 ff.) die sechste und siebente Gabe des heiligen Geistes, und wie Hesler in der Apokalypse gibt auch Jeroschin seinen Lesern Aufschluß über seine metrischen Regeln: Silbenzahl, Gleichheit derselben im Reimpaar, Reinheit der Reime.

Man mag es ihm als Zeichen guten Geschmacks anrechnen, daß er sich dieser freieren metrischen Richtung und nicht den radikalen Silbenzählern (Makkabäer und seine Nachfolger) angeschlossen hat.

Von sonstigen Dichtungen Jeroschins ist nichts bekannt. Vielleicht gehen aber auf ihn, der ja der eigentliche Dichter der Ordensgeschichte ist, einige Versinschriften⁴⁰⁹⁾ zurück, die sich in der Schloßkirche und der Annenkapelle der Marienburg finden. In der Schloßkirche zieht sich über den Einzeldarstellungen der Heilsgeschichte eine in schönen alten Majuskeln ausgeführte Inschrift mit einer gereimten Spruchleiste hin, die über den Tag der Einweihung Auskunft gibt (1. Mai 1344):

Unsirs heren jare louf	also der zwelfbotin tag
tusunt drihundirt was czu houf;	Filipi und Jacobi gelag
daruf vir und virzik jar	zu lobe got an.
ich gotis hus volbracht wart gar	

Und nach einer Lücke:

O mildir got gehilf uns dar,	an underbruch beschouwen dich
da wir in diner clarheit clar	und dir lobsingen immer me:
mit dir voreinit minneclich	Amen und benedicite. ⁴¹⁰⁾

Die unter dem Spruchband befindlichen Bilder stammen zwar erst aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das Band selbst aber, das den Tag der Einweihung genau angibt, könnte gut aus früherer Zeit herrühren und bald nach der Einweihung angebracht worden sein, worauf auch die Form der Majuskeln hindeuten kann.

Auch bei der Inschrift auf dem Grabstein Dietrichs von Altenburg in der Annenkapelle der Marienburg ist es möglich, daß sie von Jeroschin, dem Hofkaplan des Meisters, den er überlebte, herrührt:

Do unsers heren Cristi jar	Hie legin die meistere begraben
was M dri C XLI gar,	Der von Aldenburc hat angehaben.
do starb der meister sinerich	Amen.
von Aldenburc bruder Diterich.	

Auffallend ist dabei die Art, wie die Jahreszahl ausgedrückt ist: man muß um des Verstaktes willen die Buchstaben, nicht den Zahlwert herlesen: *was em dri ce ix el i gar*. Diese Technik ist nachgeahmt auf dem Grabstein des Meisters Heinrich Dusemer vom Jahr 1353:

1353 Do unsers hern jar was louf	begraben wart alhie die lich
M dri C L dri I czu houf,	des homeisters Heinrich.

Auch im Kapitelsaal der Marienburg befanden sich unter den früher erwähnten Hochmeistergestalten Inschriften, die in je zwei Reimpaaren die Beziehung zu der dargestellten Persönlichkeit aufnehmen; z. B. für Hochmeister Anno von Sangerhausen:

Bitten wir got uns beschern	Des ist nu viel groslich not;
vrunde die sich turren wern.	ir ligen vil dirslagen tot.

Ältere Inschriften verschiedenen Inhalts finden sich auf den bunt glasierten Ziegeln aus Lochstedt, in mitteldeutscher Sprache, sie stammen noch aus dem 13. Jahrhundert⁴¹¹), so in der Kirche: *Maria gute, habe uns in diner hute*, im Kreuzgang vor der Kirche: *Benedigit si der name Jhesu Cristi*, im Remter: *mase ist zu allen dingen gut*, wozu Freidank, 3, 1 zu vergleichen ist (*Got hat allen dingen gegeben die mase, wie si sulen leben*).

In späterer Zeit (um 1390) finden sich auf einem Thorner Silbergefäß die Verse 5, 1 f. und 108, 22 f. aus Freidank:

(5, 1) gote dynen ane wanc	(108, 22) wer sich vlisit an guten seten,
das ist allir wisheynt anvanc.	deme volget gerne gelucke mete.

Aus etwa derselben Zeit stammt die älteste niederdeutsche Inschrift: auf der Kirchentür in Arnau, östlich Königsberg.

Sunte Katrine sta uns by	make uns van allen sunden vry,
und lat uns nicht vorderven,	wen wi beginnen to sterven.

*

37. Die Geschichtsschreibung des Ordens ist mit Jeroschins Chronik keineswegs erschöpft; sie hat vielmehr noch eine ganze Reihe von Werken verschiedenen Umfanges und Wertes und auch verschiedener Art hervorgebracht.

Zeitlich, und soweit wir nach den geringen Resten zu urteilen vermögen auch stofflich, steht Jeroschin am nächsten die *Kurze Reimchronik von Preußen*,⁴¹²) von der uns leider

nur zwei Bruchstücke von im ganzen 256 Versen erhalten sind. Das eine behandelt Ereignisse aus den Jahren 1252—1260, das andere aus 1330—1337. In dem ersten finden sich enge Berührungen mit Peter von Dusburg, neben dem der Verfasser aber noch eine andere Quelle benutzt haben muß. Im zweiten klingen einige Verse über Luder von Braunschweig an, namentlich über dessen Sorge für den Gesang im Gottesdienst. Erwähnt wird der Zug gegen Polen vom Jahr 1331 und die Tapferkeit des damaligen Marschalls Dietrich von Altenburg (V. 171 ff.): *der marschalk vaste werte sich, / bis daz er wart gar sere wunt / durch den backen bis in den munt*. Genannt wird die Grabstätte Luders (V. 200 f.): *Zu Kungisberg lit er begraben, / Got der muze die sele haben* in einer Form, die an die Inschrift⁴¹³) auf dem Grabstein Gunthers von Hoenstein in Brandenburg *,her ist hy begraben, / Got muse dy sele haben'* erinnert. Seine Technik, die Jahreszahlen zu nennen, erinnert an die genannten Grabsteine Dietrichs von Altenburg und Heinrich Dusemers, z. B. V. 102: *Von Christs geburte tusent jar / zwei C und IX XI gar* / vgl. auch V. 65, 129, 209. Die Ereignisse sind nur knapp und kurz erzählt; man hat, soweit es die beiden Bruchstücke zulassen, den Eindruck, daß es dem Verfasser nur auf eine kurze Aneinanderreihung der Tatsachen der Ordensgeschichte angekommen ist. Der dichterische Wert ist gering. Der Verfasser war ein Mitglied des Ordens, ob Geistlicher oder Ritterbruder, bleibt ungewiß.

Zeitlich anzureihen, obwohl nur locker zur Ordensliteratur gehörend, ist die sogenannte *Oberrheinische Chronik*⁴¹⁴), die uns wieder weit in den Süden ins alemannische Gebiet führt, eine Prosachronik, deren Hauptteil 1337 geschrieben sein wird, dazu Fortsetzungen aus den Zeiten 1338/9, 1340/8, 1349.

Das kleine Werk ist keine Ordenschronik, sondern eine knappe Weltgeschichte. Gegeben wird eine Papstliste bis Benedikt XIII., eine Liste der Kaiser bis zu Ludwig dem Bayern, alles sehr knapp mit mehr Sinn für Anekdotisches und Curiosa als für wichtige historische Ereignisse.⁴¹⁵) Interessant ist die Erwähnung einiger Sagen von Pilatus, vom Herzog von Zähringen, von Roland, von Kaiser Karl, Schwanritter, Julians Tod, Silvester und vom Braunschweiger Löwen. Davon stammt eini-

ges gewiß aus mündlicher Tradition (Pilatus, Herzog von Zähringen), anderes aus literarischen Quellen: die hier vorliegende Fassung der Schwanrittersage stimmt zu der Fassung Konrads von Würzburg; die Willehalmgeschichte geht auf Wolfram zurück, denn sie erwähnt die von Wolfram geschaffene Gestalt des *Mile* und führt ihn ganz mit Wolframs Worten ein: *Mile sinre swestre kint*.

Der Verfasser des Hauptteiles lebte in der Schweiz, oberhalb von Zürich und Luzern; Beziehungen zum Orden sind für ihn nicht festzustellen, wohl aber ist das beim zweiten Fortsetzer der Fall. Er schildert den Feldzug nach Litauen vom Jahre 1348 als Augenzeuge, geht dabei plötzlich in die erste Person über und gebraucht die Wendung ‚unsere Brüder‘, gehörte also dem Orden selbst an und war nicht nur einer von den vielen, die aus Abenteuerlust nach dem Ordensland fuhren. Und so mag doch wohl zu schließen sein, daß er die von ihm fortgesetzte Chronik aus Ordenskreisen erhalten hat.

Etwa gleichzeitig mit der letzten Fortsetzung der Oberrheinischen Chronik oder wenig später ist die *J ü n g e r e l i v l ä n d i s c h e R e i m c h r o n i k* entstanden, verfaßt von einem Niederdeutschen, dem Priesterbruder Bartholomäus *H o e n e k e*⁴¹⁶⁾ aus Osnabrück, Kaplan des livländischen Ordensmeisters. Sein Werk umfaßt die Jahre 1315 bis 1348. In seiner ursprünglichen Gestalt ist es nicht erhalten; doch besitzen wir eine Prosabearbeitung, in der die Reime noch durchschimmern,⁴¹⁷⁾ durch den Bremer Notar Johann Renner aus dem Ende des Jahrhunderts.

An der Entstehung hatte der Deutsche Orden keinen Anteil. Das Werk hat aber auf spätere gewirkt: auf das bald nach 1378 verfaßte *Chronicon Livoniae* des Hermann von Wartberge, auf die livländische Geschichte des Balthasar Russow, endlich, was für uns das wichtigste ist, auf die Reimchronik Wigands von Marburg (s. unten S. 165 ff).

*

38. Spätere Werke der Ordensgeschichte setzen zu ihrer Beurteilung die inzwischen geänderte Zeitlage voraus. Die politische Blütezeit der Ordensherrschaft begann um die Mitte des Jahrhunderts und umfaßte die Jahrzehnte der Regierungszeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1382) und seiner

Nachfolger, namentlich des hochgebildeten Konrad von Jungingen (1393—1407).

Aber es waren kriegerische Zeiten, ausgefüllt durch Kämpfe gegen Litauen und Polen, in denen der Orden zunächst meist Sieger blieb. Er konnte sein Staatsgebiet erheblich erweitern: zu dem 1309 erworbenen Pommerellen fügte er die Neumark und, freilich nur für wenige Jahre, die Insel Gotland. Die Besiedlung des Landes mit deutschen Bauerndörfern war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit bewundernswerter Organisation durchgeführt worden, jetzt wurde sie weiter nach Osten, Süden und auch nach Pommerellen getragen. Neue Städte wurden angelegt, die bisherigen Städte blühten in Handel und Gewerbe, und ein reiches geselliges Leben, das sich namentlich in den Artushöfen abspielte, bekundete den Wohlstand des selbstbewußten Bürgertums. Mehrere Städte gehörten der Hansa an und spielten in ihr eine Rolle, vor allem das stolz aufgeblühte Danzig. Der Orden selbst trieb einen Eigenhandel, besonders in Getreide, Holz, Pelzwerk und Bernstein, und gelangte zu Reichtum. Die Kornhäuser, Speicher und Ställe der Ordenshäuser sind voll. Neue Wirtschaftshöfe werden gegründet. Die Verwaltung der Burgen wird straff durchgeführt, Ämterbücher, Zins-, Rechnungs- und Wirtschaftsbücher werden sorgfältig angelegt und geben uns einen Einblick in die vortreffliche Organisation der Verwaltung des Landes.

Aber in dieser Zeit der Blüte schweigt die Dichtung. Zwar werden die großen Prachthandschriften geschrieben, in denen die geistliche Poesie gesammelt wird, aber es fehlt neue Produktion geistlicher Literatur. Der Sinn dafür scheint unter dem Einfluß der inneren Wandlung aus dem geistlichen Orden in einen mehr und mehr weltlichen Staat erloschen. Die Geschichtsschreibung verstand sich dagegen den Zeitläuften anzupassen und zeigt nun in ihrer neuen Form zugleich, wie sehr sich die Verhältnisse geändert haben. Zudem begegnet uns erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder ein Dichter, der die Ordensgeschichte der letzten hundert Jahre behandelt: *Wigand von Marburg*, von dessen Reimchronik im Original leider wieder nur dürftige Fragmente⁴¹⁸) von zusammen wenig mehr als 500 Verse erhalten sind. Art und ursprünglichen Umfang kennen wir aus einer im Auftrag des polnischen Geschicht-

schreibers Dr. Johann Dlugosz geschriebenen, nicht immer geschickten Übersetzung⁴¹⁹⁾ ins Lateinische, im Jahre 1464 verfaßt von einem hessischen Geistlichen aus Geismar bei Fritzlar,⁴²⁰⁾ der sich selbst als *negligens peccator* bezeichnet.⁴²¹⁾ Nach einem Vergleich der Übersetzung mit den Fragmenten schätzt Thoma den Mindestumfang der Reimchronik auf 16500—17000, Hirsch sogar auf 25000 Verse.

Wigand schrieb unabhängig von Peter von Dusburg, wie von Jeroschin, nach ganz anderen Quellen. Die wichtigste war ein lateinisches Werk, das er 1393 in Danzig kennen lernte und das die Geschichte des Ordens seit 1311 (oder 1293) enthielt, höchst wahrscheinlich das *Chronicon Olivense*.⁴²²⁾ Daneben benutzte er die jüngere Livländische Chronik des Hermann von Wartberge,⁴²³⁾ die Aufzeichnungen des *Canonicus Sambiensis*⁴²⁴⁾ und andere, uns unbekanntere Werke. Er war kein Geistlicher oder Ritter des Ordens, sondern ein Wappenherold, Angestellter des Hochmeisters Konrad von Wallenrod (1391—1393), wahrscheinlich derselbe Wigand, der im Jahre 1409 nach dem Marienburger Tresslerbuch eine kleine Geldsumme erhielt.⁴²⁵⁾

Die Aufgabe der Wappenherolde, wie sie damals an den meisten Fürstenhöfen lebten, bestand in der Aufsicht über die höfischen Feste und Spiele, über höfisches Benehmen und die Waffenetikette. Sie mußten zu diesem Zweck die turnierfähigen Familien und ihre Wappen genau kennen, mußten gelernt haben, die Ereignisse des Tages, vor allem die ritterlichen Taten der Sieger in wohlgesetzten Reden, Sprüchen und Reimen zu verherrlichen. Solch ein Wappenherold war Wigand; und diesem Amt entspricht sein Werk, ein Werk von Rittertum, Glanz und Pracht, kein Werk, in welchem wie bei Dusburg und Jeroschin die geistlichen Aufgaben in der Vordergrund gerückt sind, auch kein Werk der Parteinahme für den Orden. Die tapferen Taten der Heiden erkennt Wigand in gleicher Weise an wie die der Christen. Was ihn interessiert, ist ausschließlich Kriegsgeschichte: die Kriegsfahrten, die Feldschlachten mit allen Einzelheiten, die Belagerungen und Erstürmungen von Burgen, die Zahl und Farbe der Fahnen und Wappen, Sieg und Beute, Ehrentische und Feste. Wiederholt spürt man, selbst in der lateinischen Übertragung, persönliche Erlebnisse des Herolds heraus. Er hat seine Freude an höfischem Kampf und Spiel; das

Rittertum, wie es sich bei den adligen Gästen aus Deutschland, Frankreich und England in der Marienburg und auf den Kriegsfahrten gegen Litauen abspielte, erblickt er in herrlichem idealem Glanze. Es war ein anderes Rittertum als das der ersten Ordensbrüder und Kreuzfahrer, die Litauerfahrten waren mehr oder weniger zu ritterlichen Sportunternehmungen geworden.

Für Luder von Braunschweig und Konrad von Wallenrod hat Wigand warme Worte der Anerkennung; als Ideal eines Helden erscheint ihm aber Winrich von Kniprode. Am Ende von dessen ruhmreichen Regierungsjahren preist er ihn in den gebotenen Formen (Fragment IX, bei Hirsch II, S. 615):

Nachdem bi siner meisterschaft
der orden gut in grozer kraft
bestanden hat bi guter zit,
als man uns da vore ware git,
die bideger mit grozen wurden
hat er geeret ouch mit zirnen;
des ordens bruder in geistlikeit
hat er gehalten mit wisheit,
ritter und erbere knechte
gehalten in irm rechte;
gebuwer und ouch burger

vur im gewest sint achtber,
und sunderlich den buwersman
hat er gehalten lobesan,
der witwen und weisen vater was
mit grozer erbarmunge, war ist daz.
Also hat er ein erber leben
zu ieder zit gehalten eben,
daz siner zit kein boser funt
dem orden iemer offen stunt.
davon sin name wit erschal
und vaste in alle welt erhal.

Literarisch stehn solche Abschnitte ganz gleich den Ehrenreden, wie wir sie von Spruchdichtern wie Peter Suchenwirt kennen, der im Jahre 1377 ja auch die schon erwähnte Preußenfahrt Albrechts III. besang.

Der künstlerische Wert der Wigandschen Dichtung ist gering, der historische, da er Zeitgenössisches beschreibt, wohl etwas größer, ohne den Wert wirklicher Geschichtsschreibung zu erreichen.

*

39. Die wirkliche spätere Geschichtsschreibung des Ordenslandes ist aber nicht nach diesen nur fragmentarisch erhaltenen Dichtungen, weder nach der kurzen Reimchronik Preußens, noch nach dem schließlich ganz anderen Zwecken dienenden Werk Wigands zu beurteilen. Sie ist auch in der Folgezeit reichhaltig geblieben und hat zahlreiche größere und kleinere Werke hervorgebracht, in denen nun auch die Prosa an Stelle der gebundenen Rede tritt. Aber die Ziele dieser Geschichtswerke

wandeln sich zum Teil erheblich. Die Geschichtsschreibung der Städte erwacht. Man sieht, nicht mehr der Orden allein ist der Repräsentant der Landschaft. Dies Doppelgesicht zeigt auch das noch durchaus als Ordensgeschichte gedachte und empfundene Werk des *Johann von Posilge*,⁴²⁶⁾ das wertvollste unter allen, zugleich eines der besten Erzeugnisse der gesamten mittelalterlichen Geschichtsschreibung.⁴²⁷⁾

Johann war Official des Bischofs von Riesenburg. Der von ihm behandelte Zeitraum umfaßt zunächst die Jahre von 1360—1405; eine Fortsetzung, vielleicht von ihm selbst zugefügt, reicht bis 1420. Er lehnt sich an den Thorner Annalisten und an Detmars Lübecker Chronik⁴²⁸⁾ an, benutzt Aufzeichnungen und Mitteilungen von Zeitgenossen, Streitschriften und Akten, schreibt aber hauptsächlich nach eigenen Erlebnissen; sein Werk ist also als zeitgenössische Urkunde zu bewerten.

Sein Blick reicht über Preußen und den Orden weit hinaus. Über die Geschichte der Kaiser und der Päpste weiß er Bescheid, über die Ereignisse in Böhmen, Ungarn, Polen und Litauen, die zerfleischenden Fehden in Deutschland und den Verfall der königlichen Macht, die Kriege zwischen Engländern und Franzosen, Bulgaren und Türken, über die Reformbestrebungen der Kirche durch ein Konzil; alles ist ihm bekannt. Auf diesem Hintergrunde malt er sein Gemälde von der Blüte und dem beginnenden Verfall des Deutschen Ritterordens. Er bringt nicht nur Kriegsgeschichte wie andere, sondern behandelt die innere Verwaltung und Landesordnung, die Stellung des Ordens zu den Bistümern, zur Landritterschaft und den Städten.

Auch er ist ein begeisterter Verkünder der Großtaten des Ordens und erblickt Gottes Hand in der Führung des Ordens, aber er ist nicht blind gegen dessen nach jeder Richtung geänderte Stellung und Schwächung. Er kennt die Schäden, die innerhalb des Ordens erwachsen waren, die Zwietracht unter den Gebietigern, die verhängnisvolle Leidenschaftlichkeit Ulrichs von Jungingen, die Verweltlichung und Veräußerlichung, die am Mark des Ordens zehrten und seinen Fall vorbereiteten. Zahlreiche Symptome, deren jedes für sich harmlos scheinen könnte, geben zusammen genommen ein gutes Bild der Verhältnisse, die sich herausgebildet hatten.

Im Marienburger Tresslerbuch der Jahre 1399—1409 befinden sich zahllose kleine Notizen über Spielleute, Sänger, Pfeifer, Sprecher, Narren und Possenreißer, die aus der hochmeisterlichen Kasse Geldgeschenke und andere Gaben erhalten. Es kann kein Zweifel sein, daß der häufige Besuch des Haupthauses durch derartige Personen nicht erst 1399, sondern bereits in früheren Jahrzehnten begonnen hatte, wenn auch Belege aus früherer Zeit, in der sie doch wohl noch seltener waren, fehlten.

So lesen wir:

- S. 168 (1402): $\frac{1}{2}$ mark herzog Conrads sprecher von der Olse gegeben.
- S. 357 (1405): 2 scot eyne sprecher gegeben, der hatte eyn ouge.
- S. 360 (1405): $\frac{1}{2}$ mark eyne sprecher gegeben, der do sang als eyn nachtegal.
- S. 363 (1405): 3 mark herzog Wytowts pffiffern gegeben und $\frac{1}{2}$ mark des herren bischofs von Resenburg fedelern und $\frac{1}{2}$ firdung dem sprecher gegeben, als die bischove hie die andern kroneten.
- S. 534 (1409): 1 mark des herzogen sprecher vom Bryge, item 2 mark Coster des herzogen us der Masaw gompelman.
- S. 180 (1402): 4 scot eym lydtsprecher zu Konigisberg gegeben.
- S. 366 (1405): 1 mark dem caplan zu Papow, der so wol sang zam die nachtigal.
- S. 41 (1399): 16 gelrelysche guldyn den spilluthen gegeben zum capitel; Pasternak nam das gelt und der spilluthe waren 32.
- S. 358 (1405): $\frac{1}{2}$ firdung den tanzmeiden, da Henczkow den reyen furte zu Grebin.

In Elbing waren nach den Rechnungen des Kämmereibuches von 1404—1414 drei Stadtmusikanten im Dienste der Stadt.

Gesetze der Spielleute in Mewe sind aus dem Ende des 14. Jahrhunderts bekannt.⁴²⁹⁾

In der gleichen Art folgen im Tresslerbuch, der unerschöpflichen Quelle für die Kulturgeschichte des Ordens, die Angaben über Pfeifer, Trompeter, Posaunenbläser und Narren. Der oben genannte Pasternak war wohl eine Art Obermusikant beim Hochmeister.⁴³⁰⁾ Trommeln und Pfeifen erklingen beim Auszug des Hochmeisters zur Kriegsfahrt. Auch andere Instrumente

werden erwähnt: im Jahre 1408 sendet⁴³¹⁾ der Hochmeister der Gemahlin des Herzogs Witowt ein *clavicordium* und *portativum* (kleine tragbare Orgel). In der aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammenden Wirtschaftsordnung des Elbinger Ordenshauses findet sich folgende Angabe über den Platz der Spielleute im Remter: »*Wen gernde lewthe als pfifer etc. in den rebenther komen, di setz man an das ende der jungentisch ken dem kompthur.*⁴³²⁾

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Ordensbrüder diesen fahrenden Sängern, Gauklern und Tänzern gern zuhörten und zusahen. Sie brachten den strengen Traditionen älterer Zeit und den spröden Bibeldichtungen nicht mehr das Interesse entgegen, das wir für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts voraussetzen dürfen. Es ist eine neue Welt: wir nähern uns dem verhängnisvollen Jahr 1410.

Einem aufmerksamen Beobachter, wie Johann einer war, konnten diese Symptome der Verweltlichung nicht verborgen bleiben. Johann erkannte aber auch die geschwächte Stellung des Ordens gegenüber dem Lande, die Rivalität zwischen dem Orden und den Bistümern, dem Orden und dem kräftig aufstrebenden Städten, dem Orden und dem Landadel: entstand doch damals (1397) unter dem Landadel der Bund der Eidechsen⁴³³⁾ gegen den Orden.

Endlich erkennt er auch, was freilich niemand übersehen konnte, die Verschiebung der äußeren Machtverhältnisse. Gegen die Feinde des Ordens hat er zuweilen ein Wort der Anerkennung, aber er sieht die wachsende Gefahr und macht den Polen heftige Vorwürfe, daß sie sich mit den Heiden gegen den Orden verbündet haben, aber nicht nur gegen den Orden, sondern gegen das ganze Land. Denn das ist nun das neue, das hier zum erstenmal deutlich hervortritt: ein gemeinpreußisches Heimatgefühl, das, wenn es sich auch manchmal gegen den Orden zu wenden beginnt, doch durch dessen Wirken geweckt wurde. Man sieht, sagt Strehlke,⁴³⁴⁾ daß der Deutsche Orden durch seine staatlichen Schöpfungen im steten Gegensatz zu den umwohnenden Völkern die Nachkommen der aus verschiedenen Gauen des deutschen Vaterlands entsprossenen Einwanderer zu einem eigenen Volke umgebildet hatte, welches bereits Träger

eines warmen herzlichen Gefühls für das nunmehr als Vaterland betrachtete Preußen ist. Und in diesem Gefühl durchlebt Johann die Jahre vor der nahenden Katastrophe und diese selbst. Schlicht und ergreifend schildert er die Schlacht bei Tannenberg und den Verrat, der von einigen Rittern verübt worden war, und mit bitterem Schmerz schreibt er davon, wie nach der Niederlage „*groz jamir obir alle daz lant czu Pruszin*“ kam und der Polenkönig die Städte alle „*betwang mit brifen, gelobdin und gobin, der glich ny mer gehort ist in keynen landin von so grossir untruwe und snellich wandelunge, als das lant undertenig wart dem konige bynnen eynem monden.*“

Es ist deutlich: Johann erkennt die Bedeutung dieses Schlages mit voller Klarheit. In der Tat: mit Tannenberg ist die Zeit der Ordensherrschaft vorbei, nicht erst mit Albrecht von Hohenzollern. Johann ahnt aber doch auch das Bleibende, daß die unter Führung des Ordens begonnene Kolonisation all diese Stürme damals überdauerte und stark geworden war, wenn auch unter fremder Herrschaft den größten Teil des Landes als deutsches Land noch über fünfhundert Jahre zu behaupten, und so klingt bei ihm zuerst der neue Ton an: nicht nur die schmerzliche Liebe zum Orden hat ihm die Feder geführt, sondern die Liebe zum Lande, die seitdem das Merkzeichen jedes echten West- oder Ostpreußen geblieben ist.

Diese Haltung macht uns Johann so sympathisch, aber sie entfernt ihn eben doch merklich aus dem Kreis der reinen Ordenshistoriker, wie auch später in diesem Lande entstandene historische Werke — ihre Zahl ist nicht gering — mehr und mehr Landesgeschichte sind. Die Ordensgeschichte mündet ein in die Landesgeschichte oder wird von ihr abgelöst, ebenso wie die Dichtung des Ordens abgelöst wird von den aus dem Volks- und Bürgertum des Landes emporsteigenden Gattungen, jenen verwandt, die auch im übrigen Deutschland diesen Jahrhunderten ihr literarisches Gepräge geben. Die eigentliche Ordensdichtung geht zu Ende, klanglos ohne eine letzte Apotheose. Es ist das Schicksal jeder literarischen Richtung, die an einen bestimmten Stand oder eine Gruppe gebunden ist. Genau so ist die höfische Dichtung des Mittelalters aufgeblüht mit dem weltlichen Rittertum und mit ihm verkümmert und versunken. Das

mag uns mit Wehmut erfüllen, aber es ist das Schicksal aller menschlichen Dinge.

In unseren Tagen aber empfinden wir darüber hinaus noch anders. Wir erleben ja, daß nicht nur — auf ganz natürlichem Wege — die Literatur des Ordens vergangen ist, sondern auch die ganze politische und kulturelle Leistung des einstigen Ordenslandes, und daß der Traum eines lebendigen selbständigen Deutschtums in Preußen wie in den andern Ostländern ausge-träumt scheint. Und wir fragen uns, ob das so kommen mußte und ob all das, was dort auf dem vom Orden bereiteten Boden erwachsen war, unwiderbringlich verloren sein soll. Oder kann sich dort unter fremder politischer Hoheit deutsche Kultur erhalten, nachdem die Bevölkerung, die Träger solcher Kultur, zum größten Teil vertrieben oder vernichtet ist?

Wir wissen nicht und können mit unserer Kraft nichts dazu helfen. Aber die Hoffnung, daß das, was deutsche Arbeit gesät hat, nicht restlos unter Trümmern ersticken kann, die soll man uns nicht verargen oder rauben wollen. Das Leben geht weiter trotz tausendfältigem Tod; grüner Efeu über den Trümmern vergangener Größe predigt täglich neu die Wahrheit des Dichterwortes:

Über den Schutt der Zeiten
geht immergrün die Zeit dahin.

Anmerkungen

¹⁾ Biedenfeld, Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen Ritterorden, 2 Bde, Bielefeld 1841. — B. Schumacher, Die Idee der geistlichen Ritterorden im Mittelalter. Altpreußische Forschungen I, Heft 2 (1924), S. 5 ff.

²⁾ Winterfeld, Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, Berlin 1859. — V. Finck, Übersicht über die Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis, 1890.

³⁾ Ein protestantischer Johanniterorden, der 1812 in Preußen gegründet wurde, diente gleichfalls der Krankenpflege. Herrlich, Die Balley Brandenburg des Johanniterordens. 3. Aufl. Berlin 1896.

⁴⁾ Wilcke, Geschichte des Tempelhermnordens, 2 Bde, Halle 1860. — H. Prutz, Entwicklung und Untergang des Tempelherrenordens, Berlin 1888.

⁵⁾ In Portugal wurde 1319 der Rest des dort noch verbliebenen Templerordens in den heute noch bestehenden Christusorden umgewandelt. In Frankreich erstand 1754 ein gleichfalls noch bestehender neuer Templerorden, der keine Bedeutung gewann; seine Mitglieder vertreten den aufgeklärten Deismus.

⁶⁾ Wulfstans Reisebericht, erhalten im Anhang von Alfred des Großen Orosiusbearbeitung, ist wiederholt gedruckt worden, u. a. Scrrer. Pruss. I, S. 732 ff. Zuletzt behandelt von M. Ebert, Truso, Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswiss. Klasse III, Heft 1, Berlin 1926, S. 3 ff.

⁷⁾ *Scriptores rerum Prussicarum* I. S. 1 ff.

⁸⁾ Preußisches Urkundenbuch, polit. Abt. I, hrsg. von Philippi (Königsberg 1882), S. 158 ff.

⁹⁾ S. Krollmann bei Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen. 3. Aufl. (Gotha 1908), S. 40 f. — Eine anschauliche Schilderung bei Agnes Miegel, Die Fahrt der sieben Ordensbrüder.

¹⁰⁾ Vielleicht lebt in der Bezeichnung *Tulisonen* die dem Englischen, Dänischen und Westnordischen gemeinsame Benennung des Kultredners weiter. Vgl. W. H. Vogt, Stilgeschichte der eddischen Wissensdichtung I. Der Kultredner (*pulr*). Breslau 1927. S. 27—29.

¹¹⁾ Das Religionswesen der alten Preußen mit litauisch-lettischen Parallelen, Sitzungsberichte der Altertumsges. Prussia, Heft 25 (Königsberg 1924), S. 100 f. — Vgl. Krollmann, Das Religionswesen der alten Preußen, Altpreuß. Forsch. IV, Heft 2 (1927), S. 1 ff.

¹²⁾ Livländische Reimchronik, V. 3870—88:

San ir wisten in gebot,	ir toten, die sie haten,
daz sie die toten branten	die brantes mit ir ziuge
und von hinnen santen	(vürwar ich nicht enliuge):
mit ir wapen ungespart;	spere, schilde, brünje, pfert,
sie solden dort ouch hervart	helme, keyen* unde swert
unde reise riten.	brante man durch ir willen,
des geloubtens bi den ziten.	da mit solden sie stillen
der rede volgeten sie mite,	den tiuvel in jener werlde dort.
wan ez was der liute site.	so groz torheit wart nie gehort.
uf hoher zehant sie traten,	

* keye sonst unbelegt; Fremdwort? Bedeutung unbekannt.

¹³⁾ Vgl. E. Voss, The cradle of the modern High German literary language. The Germanic Review (1934), S. 266—271. — Vgl. auch unten S. 35. 125 ff.

¹⁴⁾ E. Caspar, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen. Tübingen 1924. — E. Caspar, Vom Wesen des Deutschordensstaates. Königsberger Universitätsreden II. Königsberg 1928.

¹⁵⁾ Die Literatur zur Geschichte des Ordens und des Ordensstaates ist sehr umfangreich. Das wichtigste zusammenfassende ist das Folgende: M. Perlbach, Die Statuten des Deutschen Ordens. Halle, 1890. — *Scriptores rerum Prussicarum*. Die Geschichtsquellen der Preussischen Vorzeit bis zum Untergang der Ordensherrschaft, hrsg. von Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke. 5 Bde. Lpzg. 1861—74. (Scr. rer. Pruss.). — J. Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des Deutschen Ordens. Bd. 1—9. Königsberg 1827—39. — Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland. 2 Bde. Berlin 1852—59. — H. v. Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen 1862; nun: Historische und politische Aufsätze, Bd. 2 (1913), S. 1—76 (auch Inselbücherei Nr. 182). — Ewald, Die Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden. 4 Bde. 1872—86. — Andersen, Der deutsche Orden in Hessen bis 1300. Königsberg 1891. — Johnsen, *Domus hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum*. Jubiläums-Schrift zur siebenten Säcularfeier des Deutschen Ritterordens. Berlin 1901. — K. Lohmeyer-Krollmann, Geschichte von Ost- und Westpreußen (1908), S. 40 f. — E. Caspar, s. Anm. 14. — E. Maschke, Der Deutsche Orden und die Preußen (Historische Studien 17). 1928. — E. Maschke, Quellen und Darstellungen in der Geschichtsschreibung des Preußenlandes (Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande) 1931. — E. Wermke, Bibliographie zur Geschichte von West- und Ostpreußen. 1931. — Chr. Krollmann, Politische Geschichte des Deutschen Ordens. 1931. — E. Maschke, Der deutsche Ordensstaat. 1935. — B. Schumacher (s. Anm. 1). — Derselbe, Geschichte Ost- und Westpreußens, Königsberg 1937. — Die seit 1932 ff. erschienene Literatur ist in den Altpreussischen Forschungen verzeichnet.

¹⁶⁾ Hrsg. von Seemüller, Mon. German., Deutsche Chroniken Bd. 5 (1890 ff.): Nu gestuont unlanc darnach / daz der kunic von Beheim erdaht / in einer niuwen andaht, / daz er vor gote wurd geprist. / Des habent in gewist / die brüeder von dem tiutschen huse. / Den heiden wold er ze gruse / gegen Priuzen varn; / mit grozen, kreftigen scharn / die vart er uf die heiden swuor.

¹⁷⁾ Hrsg. von Jänicke, Deutsches Heldenbuch, Bd. I (Berlin 1866), S. 1—197.

¹⁸⁾ Nach dem unten (Anm. 20) genannten Gedicht Suchenwirts. V. 26.

¹⁹⁾ In der Ausgabe von J. Schatz, Nr. 64, V. 1. 17.

²⁰⁾ In der Ausgabe von Primisser, Nr. 4; mit andern Gedichten Suchenwirts, die sich auf den Orden und Preußen beziehen, auch abgedruckt von E. Strehlke, Scr. rer. Pruss. II, S. 155—169.

²¹⁾ Einschlägige Stellen bei Strehlke, Scr. rer. Pruss. II, S. 170—173.

²²⁾ Ein anschauliches Bild der Verhältnisse im Orden zu Heinrichs Zeit gibt E. Wicherts Roman Heinrich von Plauen.

²³⁾ Dietr. Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten. Leipzig 1915.

²⁴⁾ Treitschke, S. 2.

²⁵⁾ Vgl. Sattler, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens. Leipzig 1887. — A. Klein, Die zentrale Finanzverwaltung im Deutschordensstaate Preußen am Anfang des 15. Jahrhunderts. Diss. Gießen 1904.

²⁶⁾ Vgl. Maschke und Kasiske, Der deutsche Ritterorden (1942), S. 121: „der best verwaltete Staat Europas.“

²⁷⁾ Zu Grunde liegt hier das Werk von C. Steinbrecht, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen. Bd. I: Thorn im Mittelalter, 1885; II: Preußen zur Zeit der Landmeister, 1888; III: Schloß Lochstedt und seine Malereien, 1910; IV: Die Ordensburgen der Hochmeisterzeit, 1920, Berlin. — Vgl. auch C. Steinbrecht, Die Burgen des Deutschen Ordens in Preußen, in: Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild. 2. Aufl. (Danzig 1914), S. 433 ff. — B. Schmid, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg (besonders die Einleitung), Danzig 1919. — B. Schmid, Schloß Marienburg in Preußen, Berlin 1925. — K. H. Clasen, Der Hochmeisterpalast der Marienburg, Königsberg 1924. — K. H. Clasen, Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen, Bd. I: Die Bургbauten. Königsberg o. J. (1927). — B. Schmid, Die Befestigungsanlagen der Marienburg. Altpr. Forsch. V, Heft 1 (1928), S. 51 ff. — Gute Abbildungen bei Dethlefsen, Das schöne Ostpreußen. München 1916.

²⁸⁾ T. Herrmann, Der Bildschmuck der Deutsch-Ordens-Apokalypse Heinrichs v. Hesler. Diss. Königsberg 1934 (= Veröffentlichungen aus der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg, Nr. 3); Dazu ZERMLGV. 25, S. 542—46; Altpr. Forsch. 12, S. 138—140. — T. Herrmann, Buchmalerei im Deutsch-Ordensland. Altpr. Forsch. 12 (1935), S. 232—55.

²⁹⁾ Vgl. B. Schmid, Die bildende Kunst in Preußen zur Zeit des Deutschen Ritterordens, in: Die Provinz Westpreußen, 2. Aufl. (1914), S. 442 ff. — H. Ehrenberg, Deutsche Malerei und Plastik von 1350—1450. Bonn 1920. B. Schmid, Maler und Bildhauer in Preußen zur Ordenszeit, Altpr. Forsch. II, Heft 1 (1925), S. 39 ff.

³⁰⁾ Steinbrecht, Schloß Lochstedt und seine Malereien (Berlin 1910), S. 22 und Tafel VIII, IV.

³¹⁾ H. Prutz, Der Anteil der geistlichen Ritterorden an dem geistigen Leben ihrer Zeit. München 1908. — W. Ziesemer, Geistiges Leben im Deutschen Orden, Nd. Jahrb. 37 (1911), S. 129—139.

³²⁾ Vgl. H. Grundmann, Altpr. Forsch. 18, S. 36 ff.

³³⁾ F. Hipler, Christliche Lehre und Erziehung im Ermland und im preußischen Ordensstaate während des Mittelalters, ZErmlGV. Bd. VI, (1878), S. 84 ff. — E. Hollack und F. Tromnau, Geschichte des Schulwesens der kgl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr. mit besonderer Berücksichtigung der niederen Schulen. Königsberg 1899. — E. Waschinski, Erziehung und Unterricht im Deutschen Ordenslande bis 1525. Danzig 1908. — E. Waschinski, Das kirchliche Bildungswesen in Ermland, Westpreußen und Posen (= Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinschen Universitätsgesellschaft 16) 2 Bde, 1928.

³⁴⁾ Scr. rer. Pruss. I, S. 241.

³⁵⁾ Vgl. J. Voigt, Cod. dipl. Pruss. Bd. IV, S. 9 (Königsberg 1853). — Arnoldt, Historie der Universität Königsberg, Bd. I, Beilage 3 (Königsberg 1746). — Vgl. J. Voigt, Geschichte Preußens, Bd. V, S. 493 ff. — W. Heine, *Academia Culmensis*, ein Abriß der Geschichte, ZWGV., Heft 41 (1900), S. 149 ff.

³⁶⁾ Perlbach, *Prussia scholastica*. Die Ost- und Westpreußen auf den mittelalterlichen Universitäten. Braunsberg 1895. — Vgl. H. Freytag, Die Beziehungen der Universität Leipzig zu Preußen von ihrer Begründung bis zur Reformation. ZWGV. Heft 44 (1902).

³⁷⁾ Statuten 41, 28.

³⁸⁾ Belege bei Grundmann, a. a. O., S. 38, Anm. 89.

³⁹⁾ Zum Teil bei Grundmann, a. a. O. zusammengestellt.

⁴⁰⁾ Statuten 135, 6 ff.

⁴¹⁾ Tresslerbuch, S. 96 f.

⁴²⁾ Weißgegerbtes Leder.

⁴³⁾ Lage von 10 Stück.

⁴⁴⁾ Vgl. J. Voigt, Geschichte Marienburgs (Königsberg 1823), S. 381 ff.

⁴⁵⁾ Ein Verzeichnis der im Großen Ämterbuch genannten Bücher findet sich im Wort- und Sachregister der Ausgabe, S. 845—848; dazu sind noch die unter *bucher* angeführten weiteren Stichwörter zu vergleichen.

⁴⁰⁾ Vgl. E. Steffenhagen, Regesten zur Geschichte der Bibliotheken im Deutschordenslande Preußen, Petzolds Anzeiger 1863, S. 284—289. — Derselbe, Die altdeutschen Handschriften zu Königsberg, ZfdA. 13 (1867), S. 501—574. — M. Toeppen, Altdeutsche Handschriften in Preußen., Altpreuß. Monatsschr., Bd. VI (1869), S. 97 ff. — F. Hipler, Analecta Warmiensa, ZErml. GV., Bd. V, S. 316—488. — M. Perlbach, Zur Geschichte des Bücherwesens im Ordenslande Preußen, Zentralblatt f. Bibliothekswesen, Bd. XI (1894), S. 153—163. — Deegen, Die Stadt Saalfeld in Ostpreußen, Elbing (1905), S. 212. — E. Kuhnert, Geschichte der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg. Leipzig 1926. — E. Steffenhagen, Catalogus codicum manuscriptorum Bibliothecae Regiae et Universitatis Regiomontanae, I. II. Königsberg 1861, 1872. — A. Bertling und O. Günther, Katalog der Handschriften der Danziger Stadtbibliothek, Bd. I—VI, Danzig 1892—1921. — K. Christ, Geschichte der Bibliotheken im Mittelalter (Sonderdruck aus Milkau-Léyh, Handbuch der Bibliothekswissenschaft III, 90—285) Leipzig 1940. Darin S. 244 f. das Ordensland Preußen.

⁴⁷⁾ Großes Ämterbuch, S. 39.

⁴⁸⁾ a. a. O. S. 93.

⁴⁹⁾ Marienburger Ämterbuch, S. 124.

⁵⁰⁾ Großes Ämterbuch, S. 417, 403.

⁵¹⁾ a. a. O., S. 600.

⁵²⁾ Marienburger Ämterbuch, S. 124.

⁵³⁾ a. a. O., S. 125.

⁵⁴⁾ Großes Ämterbuch, S. 39.

⁵⁵⁾ Großes Ämterbuch, S. 93.

⁵⁶⁾ Wohl die *summa confessorum* des Lesemeisters Johann von Freiburg (Vgl. Steffenhagen, ZfdA. 13, S. 506).

⁵⁷⁾ Großes Ämterbuch, S. 332; ZfdA. 13, S. 570.

⁵⁸⁾ Wohl ein Teil der *Catena aurea*.

^{58a)} Wohl das Handbuch für Beichtiger des Berthold von Ulm (ZfdA. 13, S. 506), vielleicht mit der *summa Johannis* identisch.

⁵⁹⁾ Großes Ämterbuch, S. 436.

⁶⁰⁾ Großes Ämterbuch, S. 667; ZfdA. 13, S. 570.

⁶¹⁾ Wo die Apokalypse genannt ist, bleibt unsicher, ob Heslers Werk oder die Prosa gemeint ist; das in Elbing vorhandene Buch, das anfängt: *herre got schepper* ist die Apokalypse Heslers. Die Bücher *de sanctis* sind gewiß Passional, Buch 2 und 3; das ‚kleine Passional‘ (Marienburg) wird Passional 1 sein.

⁶²⁾ S. ZfdA. 13, S. 571.

⁶³) So Sigeher, Heinrich der Erlauchte von Meissen, Otto von Brandenburg mit dem Pfeil, Werner von Homburg, Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, die alle an Preußenfahrten teilnahmen.

⁶⁴) Die römische Cronica (Elbing) könnte vielleicht die Kaiserchronik sein, nach Vers 15 ff.: *Ein buoch ist ze diute getihtet, daz uns Romisches riches wol berichtet, gehaizzen ist iz Cronica.*

⁶⁵) E. Schröder, ZfdA. 70, S. 129—135.

⁶⁶) Belege aus der Livländischen Reimchronik (351. 3942. 9709) und dem Passional (H. 220, 10) a. a. O. Oswald von Wolkenstein, der Binnenländer, lernte es wohl auf seiner Preußenfahrt als Bezeichnung der Kurischen Nehrung kennen.

⁶⁷) Im Jahr 1543 wurden so 330 Handschriften, die in der Ordensburg Tapiau angesammelt waren, in die herzogliche Bibliothek zu Königsberg übergeführt (s. Kuhnert a. a. O., S. 8 f.).

⁶⁸) Beschrieben in Helms Makkabäerausgabe, Einleitung S. V ff., in Hübners Danielausgabe, Einleitung S. V ff.

⁶⁹) Helm, Apokalypseausgabe, Einleitung, S. XI f. — T. Herrmann (s. Anm. 28).

⁷⁰) Sie enthält: Gebet, Stücke aus dem Passional, Kaiserchronik, Iwein, Heidin, Ortnit, wieder Stücke aus dem Passional, Stricker, Marienlegenden, Dietrichs Flucht und Rabenschlacht, die Krone Heinrichs v. d. Türlin.

⁷¹) Studien zur Krone Heinrichs von dem Türlin, PBB. 33, S. 344, 347.

⁷²) L. Arbusow, Die im Deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter. Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik (1899), S. 27—136.

⁷³) Chr. Krollmann, Die Herkunft der deutschen Ansiedler in Preußen. ZWGV. 54 (1912), S. 1 ff. — Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes ZEGV. Bd. 12 ff. (1899 ff.). — H. Tümpel, Die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes. Nd. Jahrb. 27 (1910), S. 43—57. — H. und G. Mortensen, Die Besiedelung des nordöstlichen Ostpreußen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts (Deutschland im Osten, Bd. 7) 1937.

⁷⁴) W. Ziesemer, Die ostpreußischen Mundarten, Breslau 1924. — Stuhmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen. Programme des Gymnasiums zu Deutsch-Krone 1895—97 (mit einer Karte im ersten Teil). — W. Mitzka, Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte, 1937.

⁷⁵) Herb. Grundmann, Deutsches Schrifttum im Deutschen Orden. Altpr. Forsch. 18 (1941), S. 21—49.

⁷⁶) A. Weller, Die Sprache in den ältesten deutschen Urkunden des Deutschen Ordens. Breslau 1911.

⁷⁷) K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. V: Schlesisch-böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrhunderts (Berlin 1914), Seite 14.

⁷⁸) S. unten, S. 127.

⁷⁹⁾ Die entsprechenden Stellen in der ersten bei Mentel in Straßburg 1461 gedruckten Bibelübersetzung lauten: *was gezimpt mir zetun, das ich werd behalten? — das er iesch das almusen von den genden in den tempel. — er hett nit wirdig ding des todes oder laster in den banden. — und do er macht den weg. — bei Simon dem ledrer.*

⁸⁰⁾ W. Stephan, Hoch- und Niederdeutsch als Amts- und Schriftsprache in Ordens- und Danziger Urkunden. Mitt. WGV 14 (1915), S. 27 ff.; Hans Barth, Zur Danziger mitteldeutschen Kanzleisprache (m. e. Karte). Diss. Danzig 1938.

^{80a)} Elbinger Jahrbuch 1937; Ruth Sahm, Zur Danziger niederdeutschen Kanzleisprache. Diss. (Masch.) Marburg 1935.

⁸¹⁾ Vgl. E. Schröder, AfdA. 32, S. 50; Helm, ZfdPh. 41, S. 75.

⁸²⁾ Die Historien der alden ê, Diss. Frkft. 1921. Ungedruckt, Maschinenexemplar, S. 74—107 und derselbe in der Einleitung zur Ausgabe S. XLIV ff.

⁸³⁾ Vokalschwankungen in der Sprache der mhd. Ordensdichtung. Germanica (Ed. Sievers zum 75. Geburtstag 1925), S. 402—444.

⁸⁴⁾ Esra und Nehemia. Diss. Marburg 1923. Ungedruckt. Maschinenexemplar, S. 93 ff. (Tabelle S. 100 f.).

⁸⁵⁾ Georg Christoph Pisanski, Entwurf der preußischen Literaturgeschichte, hrsg. von Borowski, Königsberg 1791, neu hrsg. von R. Philippi, Königsberg 1886. — Ernst Hennig, Historisch-kritische Würdigung einer hochdeutschen Übersetzung eines ansehnlichen Teiles der Bibel aus dem 14. Jahrhundert, Königsberg 1812. — Franz Hipler, Literaturgeschichte des Bistums Ermland, 1873. — Ph. Strauch, Die Deutschordensliteratur des Mittelalters, Rede zur Feier des Geburtstages des Kaisers. Halle 1910. — W. Ziesemer, Geistiges Leben im Deutschen Orden. Nd. Jahrb. 37 (1911), S. 129—139. — K. Helm, Die Literatur des Deutschen Ordens im Mittelalter. Zeitschr. für den deutschen Unterricht 30 (1916), S. 289—305, 363—370, 430—437. — W. Ziesemer, Deutschordensdichtung. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte I (1925), S. 184—189. — W. Ziesemer, Die Literatur des Deutschen Ordens in Preußen. Breslau 1928.

⁸⁶⁾ Den „ostdeutschen Artusroman“, von dem Thiele ZfdA. 69, S. 61 bis 63 spricht (gemeint sind die sonst als Segremors bezeichneten Fragmente) setzt auch er, obwohl er öfters die geographische Bezeichnung ‚Nordosten‘ gebraucht, in den Raum Magdeburg—Leipzig. Mit dem Deutschen Orden hat das Gedicht nichts zu tun.

⁸⁷⁾ Strehlke, *Tabulae Ordinis theutonicici*, (Berlin 1869), Nr. 295.

⁸⁸⁾ Hrsg. von M. Perlbach, Halle 1890, S. 25.

⁸⁹⁾ Joh. Voigt, Geschichte Marienburgs, Königsberg 1824. — Pompecki, Die Marienburg in der deutschen Dichtung, Danzig 1913. — Pompecki, Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen (Danzig 1915), S. 12—28.

⁹⁰⁾ Hrsg. v. Heinr. Rückert (Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, Bd. 34), Quedlinburg und Leipzig 1853. — Dazu: Jos. Haupt, Bruder

Philipps Marienleben. Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Klasse 68 (1871), S. 157—218; — Alfr. Juvet, Über den Reimgebrauch in Bruder Philipps Marienleben, PBB. 29, S. 127—174. — Eine Neuausgabe durch Ägidius mit 20 Kupfertiefdrucken nach den Holzschnitten von Albr. Dürer (München 1924) ist hier nicht zugänglich.

⁸¹⁾ Daß er von dort möglicherweise im Jahre 1316 in das damals von Seiz aus gegründete Tochterkloster Mauerbach bei Wien übersiedelte und dort 1345 oder 1346 als angesehenener betagter Mann starb, ergibt sich vielleicht aus einem Eintrag in der *Charta capituli generalis anni 1346* von Mauerbach, worüber Reissenberger PBB. 41, 184 ff. zu vergleichen ist.

⁸²⁾ Vgl. R. Reinsch, Die Pseudoevangelien von Jesu und Maria Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur (1879). — Schade, *Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris*, Königsberg 1869.

⁸³⁾ Hrsg. von Ad. Vöggtlin, Bibliothek des Literar. Vereins Bd. 180. Stuttgart 1888. — Die These W. Meyers (Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik I 254 ff.), daß Philipp selbst diese lat. Vita verfaßt habe, ist durch Schröders Ausführungen ZfdA. 68, 244 ff. als unhaltbar erwiesen.

⁸⁴⁾ Hrsg. von M. Pöpke, Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 27. Berlin 1920. — Dazu M. Pöpke, Das Marienleben des Schweizers Wernher, Palaestra 81. Berlin 1913.

⁸⁵⁾ Hrsg. von Adalb. v. Keller, Tübinger Fest- und Dekanatsprogramme 1849. 52. 53. 55; Edit Perjus, Abo 1949 (Acta Acad. Aboensis humaniora XVII, 1).

⁸⁶⁾ Vgl. E. Schröder, Allgem. Deutsche Biographie 28, S. 279. — Hauffen, ZfdA. 32, S. 337 ff. und besonders 356 ff., 375 ff.

⁸⁷⁾ Pöpke (Palästra), S. 141, 152.

⁸⁸⁾ Beispiele bei Rückert, S. 324 ff.

⁸⁹⁾ Ein vollständiges Verzeichnis ist nicht vorhanden; man muß die Angaben bei Rückert und Haupt nach dem Jahresbericht der Germanischen Philologie ergänzen. L. Denecke zählt (1939) 78 Handschriften (s. AfdA. 58, S. 84).

⁹⁰⁾ Eine Überarbeitung mit Tendenz zur Prosaauflösung zeigt ein Weibenkircher Fragment; s. ZfdA. 69, S. 125 f.

⁹¹⁾ Haupt a. a. O., S. 177 f.

⁹²⁾ S. Haupt a. a. O., S. 198 f.; Helm, PBB. 24, 96 f.

⁹³⁾ Lydia Gailit, Philipps Marienleben nach den Wiener Handschriften 2709 und 2735 sowie nach der Klosterneuburger Handschrift 1242. Diss. München 1935.

⁹⁴⁾ Er übernahm genau die Hälfte des Marienlebens, nämlich 5070 Verse in 560 Stücken von 1—105 Versen; s. Gichtel, Die Weltchronik Heinrichs von München in der Handschrift des Heinrich Sendlinger (Schriftenreihe zur bayrischen Landesgeschichte, Bd. 28, 1937), S. 136 ff.

¹⁰⁵⁾ Rückert, S. 287.

¹⁰⁶⁾ a. a. O., S. 288.

¹⁰⁷⁾ Die Handschrift des von D. Hinderer untersuchten und herausgegebenen Marienlebens der Königsberger Handschrift 905 (Diss. Berlin 1941 und ZfdA. 77, 108 ff.) ist zwar alter Besitz des Ordenshauses Tapiau; das Gedicht stammt aber nicht aus dem Kreis des Deutschen Ordens, sondern ist rheinischer Herkunft. Über die Beziehungen von Nordwestmitteldeutschland zum Orden vgl. F. Norman, MLR. 23 (nicht 13!), S. 465.

¹⁰⁸⁾ Hrsg. von Ad. v. Keller, Bibliothek des Literarischen Vereins, Bd. 38 (Stuttgart 1856). — Vgl. P. Dold, Untersuchungen zur Martina des Hugo von Langenstein. Diss. Straßburg 1912. — Wiegmann, Beiträge zu Hugo von Langenstein. Diss. Halle 1919 (Über die Quelle, die didaktische Tendenz; viel Berichtigungen zu früheren Annahmen). — Helm, Die Abfassungszeit der Legenda aurea. PBB. 43, 341—345.

¹⁰⁹⁾ Zuletzt als *sacerdos* im Haus zu Freiburg 1298 genannt, gestorben wohl 1300. Andere Angaben, die seit Lassbergs Vorwort zum Litauer (s. u. S. 146 f.) galten, sind falsch und durch Wiegmann berichtigt. So ist die früher verbreitete Annahme, Hugo sei 1319 Komtur auf der Mainau gewesen, nicht haltbar; ein solcher existierte nicht. Der Hugo von Langenstein, der 1287 Komtur in Summiswald bei Bern war, kann nicht — wie Haupt, ZfdA. 7, S. 169 meinte — der Dichter sein, da dieser sich 1293 nur Bruder nennt.

¹¹⁰⁾ Ausgabe von Joh. Bollandus, Venedig 1734.

¹¹¹⁾ Handschrift: *nemmen*.

¹¹²⁾ Hs.: *verliuhten*.

¹¹³⁾ S. R. Köhler, Quellennachweise zu Hugo von Langensteins Martina, Germania 8 (1863), S. 15—55.

¹¹⁴⁾ *De contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis*. Hrsg. von J. H. Achterfeldt, Bonn 1855.

¹¹⁵⁾ Unbekannter Verfasser; nach Köhler von Hugo von Straßburg? Oft gedruckt.

¹¹⁶⁾ Vgl. Reuschel, Untersuchungen zu den Weltgerichtsdichtungen des 11.—15. Jahrhunderts (1895), S. 20. — K. Hohmann, Beiträge zum Väterbuch, S. 57. — Helm PBB. 43, S. 343 ff. — Über einige Anklänge an deutschen Rechtsgebrauch s. Klíban'ski (s. Anm. 198), S. 31 ff.

¹¹⁷⁾ Der heilige Georg, hrsg. von C. v. Kraus, Heidelberg 1907.

¹¹⁸⁾ John Meier, Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden, 1889.

¹¹⁹⁾ Hrsg. zuletzt von E. Schröder, Göttingen 1926.

¹²⁰⁾ Vgl. Helm, ZfdPh. 46, 479. Über andere weniger beweiskräftige Berührungen s. Hübner, Daniel, S. 151 ff. — [Nicht unwichtig für die Wertschätzung, welche die Martina fand, ist eine andere, außerhalb der

Ordensliteratur liegende Nachwirkung. Johann von Saaz hat in mehreren Abschnitten seines Ackermanns die Legende benutzt, namentlich die *Martina-Abschnitte von des Menschen nature* (114, 65—130, 112) und *von den eliuten* (130, 113—138, 12). — Aber auch für manche andere Stelle ist es zweifelsfrei zu erkennen; vgl. die Ackermann-Ausgabe von Bernt und Burdach (*Vom Mittelalter zur Reformation* III, 1) I, S. 183, 200 f. 213. 240. 273. 289. 292. 296. 299. 309. 374. 376. 395; dazu *Deutsche Literaturzeitung* 1918, Sp. 850].

¹²¹⁾ Hrsg. von W. Wackernagel, Bibliothek des Literarischen Vereins, Bd. 22. Stuttgart 1845. — Dazu Dold, a. a. O., S. 3 f.

¹²²⁾ Man vergleiche etwa die Vorstellungen in den Werken der Meistersinger; s. Siebert, *ZfdA.* 76, S. 222—253.

¹²³⁾ Lauchert, *Alemannia* 17, S. 134—136.

¹²⁴⁾ Hrsg. von P. Heymann (Palästra 75) Berlin 1908. Dazu A. Bernt, *AfdA.* 33, 278—282; E. Schröder, *ZfdA.* 69, S. 124; Zwierzina, *Ehrmann-Festschrift* (1925), S. 56, 60.

¹²⁵⁾ Dies das wichtigste Charakteristikum für Thüringer, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts schreiben, als die höfische Reimtradition der klassischen Zeit im Schwinden war: sie werfen das auslautende *-n* des (nicht flektierten) Infinitiv ab, während sie die auslautenden *-n* anderer Endungen beibehalten. Infinitive mit *-n* sind also als literarische Reime zu betrachten. Vgl. *PBB.* 22, S. 297 ff.; 24, S. 169 ff.

¹²⁶⁾ Das Väterbuch aus der Leipziger, Hildesheimer und Straßburger Handschrift, hrsg. von Karl Reußenberger. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. (*Deutsche Texte des Mittelalters*, Bd. XXII.) Berlin 1914, Weidmann. Nur der Anfang auch bei C. Franke, *Das Veterbuch*. Erste Lieferung, Paderborn 1880. — Eine Gesamtausgabe des Passionalis fehlt. Die beiden ersten Bücher sind mangelhaft und nicht ganz vollständig herausgegeben von K. A. Hahn, *Das alte Passional*, Frankfurt 1845, das dritte von Fr. K. Köpke, *Das Passional*. Eine Legendensammlung des 13. Jahrhunderts. Mit einem Glossar. (Bibliothek der National-Literatur 1852.) Die zum ersten Buch gehörenden Sach- und Worterklärungen hrsg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1846, A. Krabbe, 2. Ausg. Wien 1863, W. Braumüller. Einige ebenso bei Hahn fehlende Jacobuslegenden hrsg. von C. Kläden in von der Hagens *Germania* VII, 252—272, und von v. Zingerle, *ZfdPhil.* 6, 14—29. Die Legende *Von den sibem slätaeren* hrsg. von Th. G. v. Karajan, Heidelberg 1839, C. F. Winter (jetzt bei Reußenberger V. 38119 ff.). — Der Epilog zu Buch II nach der Wiener Handschrift Cod. bibl. palat. 2694 bei Latzke, *Über die Proömien und Epiloge zum mhd. Passional*, Programm von Korneuburg (1903), S. 28—32. — Nach einer Straßburger Handschrift z. T. bei Maßmann, v. d. Hagens *Germania* 7, S. 287—290. — Sonstige wichtigste Literatur: Jos. Haupt, *Über das mitteldeutsche Buch der Väter*, Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Klasse 69 (1871), S. 71—146. — Karl Hohmann, *Beiträge zum Väterbuch* (Hermäa VII) Halle 1909. — Ernst Tiede-

mann, *Passional und Legenda aurea* (Palaestra 87), Berlin 1909. — M. Oessenich, *Die Elisabeth-Legende im gereimten Passional*. ZfdPh. 49, 184—195 (über die Quelle: Konrad von Marburg). — Fr. Wilhelm, *Deutsche Legenden und Legendare* (Leipzig 1907) passim, besonders S. 59—105. — A. Hübner, *Real-Lexikon der deutschen Literaturgeschichte* II, S. 653 f. — Gerh. Thiele, *Der Ursprungsraum des Passional*. Diss. Berlin 1936 (Teildruck. Volldruck war in der Palaestra vorgesehen). — Groß ist die Überlieferung und die Literatur darüber. Eine bis 1888 keineswegs erschöpfende Teilaufzeichnung der Handschriften bei P. Piper, *Die geistliche Dichtung des Mittelalters* II, S. 129 f. Dauernd kommen neue Fragmente zu Tage, meist von Buch II und III, selten von I. Thiele kennt 1936 „fast 70 Handschriften.“ Manche sind Reste großer Handschriften, andere schon als Teilstücke angelegt gewesen, wieder andere zeigen Zutaten verschiedener Art.“ Eine der interessantesten ist die Königsberger Handschrift, über die Ranke in den Königsberger Beiträgen, Festgabe zur 400jährigen Jubelfeier der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg (1929), S. 307—15 berichtet. Sie enthält Stücke aus Buch I und II; an das Ende von I schließt sich das früher schon bekannte Marienlob an, worüber H. Fr. Rosenfeld, PBB. 53, 419—431 zu vergleichen ist. Weiterhin enthält die Handschrift die Goldene Schmiede, dann eine von Steffenhagen ZfdA. 13, 539 ff. gedruckte Katharinenlegende, die Christina aus Passional III und ein bisher nur in flämischer Übersetzung bekanntes Gedicht von den zehn Geboten. Abdruck der neu gefundenen Stücke bei Ranke.

¹²⁷⁾ Darüber besonders Pfeiffer, *Marienlegenden*, Einleitung S. XIV ff. und wesentlich ergänzend Hohmann a. a. O., S. 66—73; Thiele, S. 69. — Tiedemann zweifelt noch, S. 73 ff., ebenso H. Schneider, *Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung* (1925), S. 305 ff., der das Passional als das frühere, das „schlecht geordnete“ Väterbuch als das spätere Werk betrachtet (s. dazu das unten über die Quelle gesagte). Die auffallende Gleichartigkeit kann er natürlich nicht übersehen, aber er meint, sie erkläre sich eher daraus, daß das Väterbuch von einem der „phonographischen Talente stamme, wie sie nur das Mittelalter hervorbrachte.“

¹²⁸⁾ Thiele, a. a. O.

¹²⁹⁾ Latzke (s. Anm. 126).

¹³⁰⁾ Bis 1909 reichende Zusammenstellung bei Hohmann, S. 73 ff. — Viel zu früh liegt Konrad von Heimesfurt, an den v. d. Hagen (*Jenaische Literaturzeitung* 1845, Nr. 124) dachte. Ebenso der Verfasser des sogenannten Laubacher Barlaam, den Jos. Haupt, a. a. O., S. 94 ff. vermutete, indem er ihn mit Bischof Otto von Kulm gleichsetzte: Perdich (*Der Laubacher Barlaam*, Diss. Göttingen 1903) hat überzeugend gezeigt, daß der Verfasser dieses Barlaam weit früher schrieb (etwa 1200—1220) und Bischof Otto von Freising war. — Roth, *Denkmähler des Deutschen Mittelalters* S. 50, riet auf Rudolf von Ems, der nur als Vorbild des Passionaldichters in Betracht kommen kann. Hipler, *Literaturgeschichte des Bistums Ermland*, S. 28, dachte an Bischof Anselm von Ermland 1250—77, dessen Lebenszeit zu früh liegt, ein andermal an Tilo von Kulm (s. u. S. 107 ff.), der weit später lebte.

Daß auch an Hesler als Verfasser des Passional's gedacht wurde, erwähnt F. Pfeiffer, Die Deutschordenschronik von Nicolaus von Jeroschin (1854), S. XXX; aber Hesler hat eine ganz andere Schreibweise (s. S. 80 ff.). — Schröder, Germanistische Studien 2, S. 160 ff. vermutete, daß der Verfasser der Thüringer Christ-Herre-Chronik auch das Väterbuch geschrieben habe, was schon Franke a. a. O. 76 ff. ablehnte. — Bartsch's Nennung des Guardian Pilgrim von Görlitz (Mitteldeutsche Gedichte, S. XII f.) ist reine Willkür: diesen Pilgrim nennt sein Schüler Heinrich Cluzenaere als kenntnisreichen Prediger, und da Cluzenaere wie der Passionaldichter gern den Dreierreim verwendet, führt Bartsch dies auf Pilgrim zurück, von dem wir überhaupt nicht wissen, ob er je etwas gedichtet hat. — Auch später sind noch genügend haltlose Thesen aufgestellt worden: Stöckli (Hartmann von Aue, Basel 1933) will Hartmann von Aue als Verfasser erweisen. Eine Widerlegung lohnt nicht.

¹³¹⁾ Statt Pass. K 215, 13—22 etwa 70 z. T. verlorene Verse einer persönlichen Bemerkung, abgedruckt ZfdA. 40, 303 f.

¹³²⁾ Scheel, Die Berliner Sammelmappe deutscher Fragmente in der Festgabe für Weinhold (Leipzig 1896), S. 42 ff.

¹³³⁾ Zwei Editionen des Passional's, ZfdA. 40, 301—304.

¹³⁴⁾ Thiele, a. a. O., S. 3 ff.

¹³⁵⁾ Tiedemann, S. 73 ff.

¹³⁶⁾ Nach der Stuttgarter Handschrift 116a bei Pfeiffer, Marienlegenden, S. XI, gedruckt.

¹³⁷⁾ Tiedemann, S. 39. 86. — Hohmann a. a. O.

¹³⁸⁾ Hrsg. von Th. Grässe 1850; Editio III, Vratislavia 1890. — Deutsch von R. Benz, Jena 1917—21.

¹³⁹⁾ Vgl. PBB. 43, 431 ff.

¹⁴⁰⁾ Hrsg. von Rosweyde, Antwerpen 1678.

¹⁴¹⁾ Vgl. Haupt, S. 93 f.; Hohmann, S. 82 ff.; Thiele, S. 69.

¹⁴²⁾ AfdA. 23, 280.

¹⁴³⁾ Väterbuch, S. X.

¹⁴⁴⁾ Vgl. z. B. Wolframs Willehalm und Titurel (ZfdPh. 35, S. 196 ff.).

¹⁴⁵⁾ Tiedemann, S. 2.

¹⁴⁶⁾ Reissenberger, S. X f.

¹⁴⁷⁾ Über Anlage und Entstehung s. Hohmann S. 20—24, über die Quellen im Einzelnen S. 25 ff. — Die Legende vom Mönch Felix gehört nicht, wie Pfeiffer annahm, zum Väterbuch, sondern ist ein selbständiges, in Zisterzienserkreisen zu Propagandazwecken geschaffenes Werk; vgl. E. Mai, Das mittelhochdeutsche Gedicht vom M. F. (*Acta Germanica*, N. 4), Berlin 1912, S. 66 f.

¹⁴⁸⁾ Hrsg. Migne, *Patrologiae ser. lat.* 104, S. 1289 ff.

¹⁴⁹⁾ Bei Reissenberger nach der erst aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts stammenden Straßburger Handschrift; die Stelle ist außerdem nur im Meraner Fragment erhalten.

¹⁵⁰⁾ Von diesen bei Hahn nur die ersten fünf, bei Pfeiffer alle fünfundzwanzig, aber ohne Marienlob.

¹⁵¹⁾ Für die Thomaslegende die lateinische *Passio Thomae*; vgl. Wilhelm, S. 61 ff.; für Silvester vielleicht auch die älteren deutschen Versionen. Auch die sogenannte Abdiassammlung hat er offenbar benutzt und sich in der Reihenfolge der Apostel nach ihr gerichtet (Wilhelm, S. 85 ff.). Für die Elisabethlegende ist nach der Untersuchung von M. Oessenich (ZfdPh. 49, 181—195) nicht die *Legenda aurea* die Quelle, sondern Konrads von Marburg *Summa vitae Elisabethae* von 1231 und der *Libellus de dictis quattuor ancillarum* in der längeren Fassung von 1290, worüber unten S. 106 ff.

¹⁵²⁾ Haupt, S. 78 und dazu Hohmann, S. 39.

¹⁵³⁾ Hohmann, S. 39.

¹⁵⁴⁾ Einzelheiten bei Tiedemann passim, Hohmann, S. 44 ff.; Wilhelm, S. 73 ff.; Haupt, S. 106.

¹⁵⁵⁾ Hohmann, S. 44.

¹⁵⁶⁾ ‚in geradezu genialer Weise‘ sagt Wilhelm, S. 67.

¹⁵⁷⁾ Besonders etwa Vb. 40083 ff. in der Darstellung des jüngsten Gerichts.

¹⁵⁸⁾ Tiedemann, S. 95 (K. 391, 71—80).

¹⁵⁹⁾ a. a. O., S. 97.

¹⁶⁰⁾ a. a. O., S. 99.

¹⁶¹⁾ a. a. O., S. 101.

¹⁶²⁾ a. a. O., S. 102.

¹⁶³⁾ a. a. O. S. 114 ff.

¹⁶⁴⁾ a. a. O., S. 24 f., 120.

¹⁶⁵⁾ Weitere Beispiele bei Tiedemann, S. 120 f.

¹⁶⁶⁾ S. auch Bartsch in Kobersteins Literaturgeschichte, S. 120 f.

¹⁶⁷⁾ Ähnlich — vielleicht schon unter Einfluß des Passionals — Livländische Reimchronik 9107 *man lobete dar unter Jesum Christ, / der alles lobes wirdic ist*; 9500 *do wart gelobet Jesu Crist, / der alles lobes wirdic ist*; 11321 *daz lobete dar Jesum Crist, / von rehte er lobes wirdic ist*.

¹⁶⁸⁾ Vgl. G. Ehrismann, PBB. 22, S. 313—333; O. Mordhorst, Egen von Bamberg und die geblünte Rede. 1911.

¹⁶⁹⁾ Etwa K 354, 86: *des gelouben stift* ist nicht einfach ‚Glaube‘ sondern heißt „Stiftung des Glaubens.“

¹⁷⁰⁾ Wenn Tiedemann (S. 122) auch vom Gebrauch ‚drastischer‘ Elemente spricht, der zu dem Feingefühl des Dichters zuweilen in Widerspruch stehe, so ist das historisch nicht ganz richtig gesehen. Wendungen wie *affenheit, eselkeit*, wie sie Tiedemann im Auge hat, sind für den mittelalterlichen Menschen nicht so auffallend. — Pass. 507, 17 f. *sinen stinkenden zan sluc er an den guten man*, enthält das in der mittelalterlichen Natur- und Heilkunde bekannte Bild vom stinkenden Zahn, dessen Biß Krankheit verursacht. Vgl. Hessler, Apokalypse 14152 ff.: *und ist auch nicht als unreines zanruches so des lewen zan, der ruchtet uns das fiber an der totlichen quartanen*.

¹⁷¹⁾ Tiedemann, S. 95 ff.

¹⁷²⁾ Hohmann, S. 48, 100—118.

¹⁷³⁾ Hohmann, S. 72, Anm. 3. Im Passional besonders im Buch II in der Katharinalegende, Pass. K. 671, 27 ff. 672, 65 ff. 673, 62 ff. 675, 78 ff. 676, 40 ff. 677, 47 ff. 678, 79 ff. 679, 73 ff. 682, 78 ff. 687, 21 ff.

¹⁷⁴⁾ So war auch das Urteil über ihn seit dem ersten Bekanntwerden seiner Werke einhellig. Gervinus, der sonst geistlicher Dichtung nicht gerade zugetan ist, urteilt (Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Aufl., Bd. II, S. 108): „Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gesunden, verständigen Mann vor uns, der von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit mächtig, von dem süßlichen Ton der einen wie von dem chronikartigen der andern und dem schwülstigen der dritten gleich frei ist. Seine Erzählung ist überaus leicht fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen elegant und zierlich, dabei anspruchslos und fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt. Auf der Beschreibung der Flucht nach Ägypten liegt ein eigener romantischer Anstrich. Überall ist der Dichter bloß auf die Laien bedacht; die größere Freiheit seines ganzen Vortrags fließt einzig aus dem lebendigen Ton der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit. Wo der Dichter seine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeisterung diese fließen; und an den rechten Stellen ergießt sich des Dichters menschliche Empfindung in einem feurigen lyrischen Schwung.“ Ähnlich, wenn auch weniger überschwänglich, urteilen spätere Literarhistoriker über ihn. — Eine sorgfältige Vergleichung des Werkes mit seiner lateinischen Vorlage, die wir E. Tiedemann verdanken, ermöglicht ein fest gegründetes Urteil über Eigenart, Auffassung und Persönlichkeit des Dichters und die künstlerische Umgestaltung der lateinischen Quelle. Aus Tiedemanns Zusammenfassung (S. 136 f.) mögen noch besonders die folgenden Sätze hervorgehoben werden: „Liebevoll ermahnend wie leidenschaftlich hinreißend wendet er sich, die Bahn des Epos zugunsten der Predigt verlassend, an seine Zuhörer, die er leibhaftig vor sich sieht... Neben der Vorliebe für das Weiche, Innige, Idyllische, der Abneigung gegen das Übertriebene und Krasse steht eine gelegentliche Tendenz zur realistischen Ausmalung, besonders der Marterbeschreibungen... So energisch manchmal die Mahnung zum *contemptus mundi* und *memento mori* erschallt, nicht selten erfreut uns doch eine unbefangene Würdigung

des Diesseits. Der Dichter hat seine Freude an höfischer Sitte, und auch er stellt die adelige Forderung der Zucht und *Máze* auf. Gerade darin, wie er sie vertieft, wie sie ihm zur sittlichen Durchbildung wird, zeigt sich die innere Vornehmheit seiner Natur.“

¹⁷⁵⁾ Ein Fragment des Väterbuchs (Königsberg 900) überliefert ein Stück der Antoniuslegende zusammen mit der Adalbertlegende des Nicolaus von Jeroschin und von der gleichen Hand geschrieben.

¹⁷⁶⁾ Vgl. auch Fr. Wilhelm, S. 134 f. und unten S. 85. 154.

¹⁷⁷⁾ Vgl. die Stellen aus der Nachrede zu Buch II des Passionalis bei Tiedemann, S. 4.

¹⁷⁸⁾ S. Tiedemann, S. 39; Hohmann, S. 74, Anm. 6; Reissenberger, S. IV; Thiele, S. 69 u. ö.

¹⁷⁹⁾ a. a. O., S. 69. Die weiteren Ausführungen darüber sind bis jetzt noch nicht gedruckt.

¹⁸⁰⁾ Steinbrecht, Preußen zur Zeit der Landmeister. 1888. S. 84 ff.

¹⁸¹⁾ E. Schröder, ZfdA. 40, 301.

¹⁸²⁾ Vgl. Fr. Wilhelm, S. 105—135 und den Text S. 10—19.

¹⁸³⁾ Als eine Arbeit des Passionaldichters betrachtete K. Schröder die *Benedictio Jacob quam dedit filiis suis*, von der die Berliner Heslerhandschrift ein Stück enthält, gedruckt bei Horn, Nützliche Sammlungen zu einer historischen Handbibliothek, Leipzig 1728. Als sich herausstellte, daß dies ein Stück aus der Pseudo-Rudolfinischen Weltchronik (Christherre-Chronik) ist, wollte Schröder diese ganze Chronik dem Passionaldichter zuschreiben; auch hier steht neben anderem die Zeitlage im Wege, zwingende Gründe für die Annahme fehlen durchaus.

¹⁸⁴⁾ So vom Dichter V. 3428 selbst genannt, worauf er jedoch gleich fortfährt: *aber sin rechter name sal sin: ‚des liben Cristes buchelin.‘* Der erste Name, der zum Inhalt Beziehung hat, ist der farblosen zweiten Benennung vorzuziehen und mit Recht allgemein beibehalten worden.

¹⁸⁵⁾ Hrsg. von V. Zeidler, Graz 1892; dazu die für unsere Kenntnis der literarischen Stellung des Gedichtes wertvolle Besprechung von Phil. Strauch, AfdA. 23 (1897), S. 272—80. — Vgl. ferner E. Schröder, die Gießener Handschrift 876 und die rheinisch-fränkische „Himmelfahrt Mariae“ Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil. hist. Klasse, 1931.

¹⁸⁶⁾ Hrsg. von R. Palgen (Altdeutsche Textbibliothek, Nr. 18) Halle 1924. Dazu E. Schröder, AfdA. 44 (1925), S. 31 ff.; K. Helm, Zum md. Gedicht von der Judith, PBB. 43, 163 ff. (1918); AfdA. 44 (1925), S. 149. — Vgl. auch M. Hering, Untersuchung über Judith, ein md. Gedicht des 13. Jahrhunderts, Halle 1907.

¹⁸⁷⁾ S. Hering, S. 47 f.

¹⁸⁸⁾ Hrsg. bei Migne, Patrol. Ser. lat. Bet. 23, S. 771—859.

¹⁸⁹⁾ Je eine Handschrift war in den Ordensbibliotheken Marienburg und Königsberg vorhanden; die uns allein bekannte ist der große Mergentheim-Stuttgarter Prachtcodex.

¹⁹⁰⁾ Hering, a. a. O., S. 52—56.

¹⁹¹⁾ In den Handschriften des späteren 13. und des 14. Jahrhunderts werden *s* und *z* vermengt und zwar in jeder Richtung, sodaß man *s* für *z* und *z* für *s* schrieb, (Belege s. PBB. 43, 167f). Zweitens sieht ein *w* oft aus wie *ib* und umgekehrt *ib* wie *w*, wenn nämlich der mittlere Strich des *w* etwas erhöht oder der Hauptstrich des *b* verkürzt erscheint. Wollte ein Schreiber 70 schreiben, wobei er anlautend *z* statt *s* schrieb und das *b* verkürzt: *zibenzic* so konnte das sehr leicht als *zwenzic* verlesen werden. — Ganz derselbe Lesefehler (20 statt 70) findet sich in der Olmützer Handschrift des Wiener Oswald V. 49. Es ist dort, wie auch im Orendel, von den 72 Völkern des Erdkreises die Rede, die der Waller *Trougemunt* kennt; die Zahl entspricht bekannter mittelalterlicher Vorstellung und ist dadurch für das Original voll gesichert. Der Schreiber der Olmützer Handschrift aber las statt 72 fälschlich 22. Was dort, wo die Zahl so gut gestützt ist, möglich war, muß an unserer Stelle erst recht als wahrscheinlich gelten. — Ed. Schröder wollte einen andern Schreibfehler annehmen: in Vers 2768 sei irrtümlich zweihundert statt dreihundert geschrieben (a. a. O. S. 32)), er kommt damit auf das Jahr 1354 für die Abfassung der Judith, was aber zu spät ist. In diesem Jahr ist die Zeit der gereimten Bibelübersetzungen des Ordens bereits vorbei; man ging damals zur Prosa über.

¹⁹²⁾ Hrsg. nach der damals allein bekannten Berliner Handschrift von K. Schröder, Germanistische Studien, Bd. I (1872), S. 277—315. — Vgl. E. Funk, Hester, eine Deutschordensdichtung. Diss. Königsberg 1928. — Steinger, Verfasser Lexikon I, 591 f.

¹⁹³⁾ Vgl. Steinger, Verfasser-Lexikon II, S. 276—282.

¹⁹⁴⁾ Hrsg. nach der unvollständigen Görlitzer Handschrift von P. Piper, Die geistliche Dichtung des Mittelalters II, S. 142—285, und kritisch nach allen Handschriften von K. Helm, Bibliothek des Literarischen Vereins 224, Tübingen 1902. — Dazu die Untersuchungen von Helm, PBB. 24, 58—187.

¹⁹⁵⁾ Vgl. R. F. Wülker, Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Dichtung, Paderborn 1872.

¹⁹⁶⁾ Über diese s. W. Grimm in der Ausgabe von Freidanks Bescheidenheit (erste Auflage), Einleitung S. LVII ff.

¹⁹⁷⁾ In seiner Apokalypse deutet er V. 2114 ff im Anschluß an Apok. 1, 16 das zweischneidige Schwert, das aus Gottes Mund geht, auf das geistliche Schwert mit deutlichem Wortanklang an Ev. Nic. V. 546 f.

¹⁹⁸⁾ Hrsg. von O. Tischendorf, Evangelia apokrypha. 2. Aufl. (Leipzig 1876), S. 333 ff. — Vgl. R. A. Lipsius, Die Pilatusakten kritisch untersucht, Kiel 1851.

¹⁸⁹⁾ E. Klibanski, Gerichtsszene und Prozeßform in erzählenden Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts (German. Studien 40, Berlin 1925), S. 16—23.

²⁰⁰⁾ Über die verschiedenen Recensionen s. A. Schönbachs Besprechung von Tischendorfs Evangelia apokrypha, AfdA. 2, S. 149; und dazu Helm, PBB. 24, S. 126 ff.

²⁰¹⁾ Vgl. Mussafia, Sulla legenda del legno della croce, WSB. 63, S. 165 f.; W. Meyer, Die Geschichte des Kreuzesholzes vor Christus, Abhandlungen der Münchener Akademie 16, II, S. 103 ff.; Helm PBB. 24, 124 f.

²⁰²⁾ Vgl. PBB. 24, S. 138 ff.

²⁰³⁾ Mittelalterlicher ‚Antisemitismus‘ ist durchaus religiösen Ursprungs.

²⁰⁴⁾ Vgl. PBB. 24, S. 143 ff.

²⁰⁵⁾ ²⁰⁶⁾ Zu all diesem vgl. PBB. 24, 136—143.

²⁰⁷⁾ Über die Identität des Verfassers des gereimten Evangeliums Nicodemi mit Heinrich Hesler, Beilagen zum Konstanzer Gymnasiumsprogramm 1882/3, 1883/4.

²⁰⁸⁾ Stilbeobachtungen zu Heinrich von Hesler (Vom Werden des deutschen Geistes, Festgabe Gustav Ehrismann dargebracht (1925), S. 125—149.

²⁰⁹⁾ Über die Quellen der Apokalypse Heinrichs von Hesler. Diss. Gießen 1912.

²¹⁰⁾ Hrsg. von Heinemann und E. Steinmeyer, ZfdA. 32, S. 110—117. 448—449.

²¹¹⁾ Hrsg. nach der Danziger Handschrift von K. Helm. Deutsche Texte des Mittelalters 8 (Berlin 1907).

²¹²⁾ Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß Joh. G. Hamann Heslers Apokalypse kannte. In einem aus Königsberg am 23. Januar 1780 an Herder gerichteten Brief schreibt er: „Ich habe eine poetische Auslegung der Apokalypse durchgelaufen, die sich in duplo auf der hiesigen Schloßbibliothek befindet. In einem Exemplar fehlte ein Blatt und in dem andern sollen auch Defekte sein. Das Manuskript scheint aus dem 14. Saec. Vor jenem war eine alte Übersetzung der Apokalypse, die in diesem fehlen soll. Der Verfasser hält Amen für ein griechisches Wort und streitet gegen Beda, daß Philadelphia nicht Bruderliebe, sondern ich weiß nicht mehr was bedeutet. Er scheint es von φιλία zu herzuleiten, wo ich nicht irre.

Heinrich ist min rechter name,

Hesler ist min hus genant.

Sonst habe ich nichts von historischen Umständen finden können, die den Autor oder seine Zeit betreffen. In Ansehung der alten Sprache hat es mich unterhalten.“ Danach hat Hamann die Handschrift Königsberg 891 selbst durchgesehen. In ihr fehlt wirklich ein Blatt, das mit einer Miniatur herausgerissen wurde, und tatsächlich geht der Apokalypse Heslers hier die Prosa-Apokalypse voraus, die freilich jünger ist als das Gedicht, während Hamann

sie für älter hält. Über die Handschrift 891b hat er richtige Auskunft erhalten: sie hat mehrere Lücken, und die Prosa-Apokalypse fehlt dort.

Die Stellen aus Heslers Werk, auf die er sich bezieht, sind V. 154 (Hesler), 5349 ff. (Beda) und 6397 f. (Amen).

²¹³⁾ Vgl. dazu die Einleitung der Ausgabe S. XI ff. und Baesecke, AfdA. 33, S. 65 ff., der angesichts der Doppelvorlagen für einzelne Handschriften und wahrscheinlich sekundärer Textbenutzung von einer ‚alexandrinischen Tätigkeit‘ der Schreiber spricht, die nur möglich gewesen sei „an einer Centrale oder doch in einem geschlossenen Kreise, wie ihn Ordensritter und Ordensdichtung bilden.“ Dieses „Durcheinanderarbeiten und Abschreiben der Texte, kombiniert mit dem Preußentum der drei Haupthandschriften“ wise „jene philologische Centrale und die Entstehung unserer Texte nach Preußen, wo auch die Dichtung entstand.“

²¹⁴⁾ C. Schumann, Über die Quellen der Apokalypse Heinrichs von Hesler. Diss. Gießen, 1912.

²¹⁵⁾ Vgl. PBB. 24, S. 112 f.

²¹⁶⁾ de Boor, a. a. O.

²¹⁷⁾ Boor, a. a. O., S. 126 ff.

²¹⁸⁾ Dafür zahlreiche gute Beispiele bei de Boor, a. a. O., S. 131 ff., von wo auch die folgenden entnommen sind.

²¹⁹⁾ Als Beispiel nennt de Boor, S. 145 f. die Einleitung zum Väterbuch (Leitwort *minne*), zum dritten Buch des Passionalis, (Leitwort *vliezen*), die Vorrede zu Maria Magdalena (Pass. H., S. 367, Leitwort *sunde*). Andere sind weniger charakteristisch.

²²⁰⁾ EN 128 ff.

an dem rise er irholde	sinem vater gehulde;
schulde von unsen schulden,	mit gedulde er dulde
daz er uns wider zu hulden	den tot..

²²¹⁾ Tiedemann, S. 120.

²²²⁾ Gott hat alle Menschen nach seinem Bilde geschaffen und Christus ist für alle den gleichen Tod gestorben. Daraus ergibt sich die Gleichheit der Menschen vor Gott und vor dem Recht; vgl. dazu Fehr, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germanische Abteilung, Bd. 37, S. 140.

²²³⁾ Schumann, a. a. O., S. 64.

²²⁴⁾ So hat Schumann bei seinem Schluß die zum Evangelium stimmende judenfeindliche Äußerung der Erlösung übersehen und ebenso die sachlich und z. T. sogar wörtliche Übereinstimmung zwischen Ev. Nicod. 4740 ff. und Apok. 5679 ff., daß die Juden einst zur Taufe eilen werden wie der Hirsch zur Quelle.

²²⁵⁾ Das umgekehrte zeitliche Verhältnis nimmt de Boor, S. 148 an. Es ist psychologisch weniger wahrscheinlich und paßt auch schlechter zu dem, was sonst über die Chronologie der Werke wahrscheinlich zu machen ist.

²²⁶⁾ ZfdA. 43, S. 183 f.

²²⁷⁾ S. ZfdA. 53, S. 400.

²²⁸⁾ Zschillen war ein Benediktinerkloster, das 1278 dem Deutschen Orden übergeben wurde.

²²⁹⁾ S. ZfdA. 70, S. 13.

²³⁰⁾ Die Herkunft und die Persönlichkeit des Deutschordensdichters Heinrich von Hesler. ZWGV. 58 (1918), S. 93—190; derselbe: Geistige Beziehungen zwischen Preußen und Thüringen im 13. und im Anfang des 14. Jahrhunderts. Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1933, S. 78—91.

²³¹⁾ Vgl. S. 48. 71.

²³²⁾ Vgl. die Karte ZfdA. 39, S. 280.

²³³⁾ Vgl. Krollmann, ZWGV. 58, S. 109 f.

²³⁴⁾ Vgl. PBB. 24, 173 f. — Als Belege dafür können nun freilich die in Westpreußen liegenden Orte namens Nawra (o. ä.) nicht mehr gelten. Groß Nebrau jedenfalls, das in der Einleitung der Ausgabe des Evangeliums Nicodemi mit dem in der Apokalypse genannten *Nebre* in Verbindung gebracht wurde, ist wesentlich jünger; es wird erst 1375 und 1396 als Pfarrdorf genannt. Auch Nawra (Kr. Löbau) ist jung (Krollmann S. 99) ebenso Nawra im Kreis Thorn, während das Nawra im Kreis Strasburg schon im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts erwähnt wird, aber als zerstörte Burg (1222) kaum als Ort eines Aufenthaltes Heslers in Betracht kommen kann.

²³⁵⁾ Vgl. Seemüller zu Seifrid Helbling II, 830. 874.

²³⁶⁾ S. oben S. 78 ff.

²³⁷⁾ Handschrift W des Evangeliums Nicodemi; s. PBB. 24, S. 96 f.

²³⁸⁾ Christi Hort, hrsg. von J. Jaksche, Deutsche Texte des Mittelalters 18 (Berlin 1910). Dazu K. Stübinger, Untersuchungen zu Gundaker von Judenburg (Germanische Studien 15 (Berlin 1922). — Vgl. ZfdA. 50, 388 f; PBB. 35, S. 329—334.

²³⁹⁾ S. ZfdA. 62, S. 241—250.

²⁴⁰⁾ S. Gichtela. a. O. S. 69 und dazu AfdA. 60, S. 24.

²⁴¹⁾ Von der Gefahr der Entstellung des Textes durch falsches Abschreiben spricht auch der jüngere Titurel Strophe 885 (Hahn), in Lachmanns Wolframausgabe Einleitung, S. XXXII.

²⁴²⁾ Zum Folgenden vgl. Helm, Zu Heslers und Jeroschins metrischen Regeln, PBB. 24, 178—187. — C. v. Kraus, Die metrischen Regeln bei Heinrich von Hesler und Nikolaus von Jeroschim, Jellinekschrift (1928), S. 51—74. — Heusler, Deutsche Versgeschichte § 891.

²⁴³⁾ Noch bei Hartmann und Wolfram sind Verse von fünf, selbst von vier Silben bekanntlich denkbar und sicher bezeugt.

- ²⁴⁴⁾ Vgl. J. Voigt, Geschichte Preußens Bd. 3, S. 254.
- ²⁴⁵⁾ Vgl. Peter von Dusburg Scr. rer. Pruss. I, S. 63 f.; Nicolaus von Jeroschin V. 5283 ff; Scr. I, S. 363 ff.
- ²⁴⁶⁾ O. Schreiber, Die Personal- und Amtsdaten der Hochmeister des Deutschen Ritterordens von seiner Gründung bis zum Jahre 1525. Oberländ. Geschichtsblätter, Heft 15 (Bd. III, Heft 57, 1913), S. 696 ff.
- ²⁴⁷⁾ C. Steinbrecht, Hochmeister-Grabsteine in Preußen. Altpreuß. Monatsschrift Heft 52 (1916), S. 90 ff.; — R. Dehtlefsen, Der Dom zu Königsberg (1916).
- ²⁴⁸⁾ Scr. rer. Pruss. II, S. 5; Nic. v. Jeroschin V. 27673 ff.
- ²⁴⁹⁾ Scr. rer. Pruss. II, S. 481.
- ²⁵⁰⁾ Vgl. Ziesemer, Geist. Leben, S. 130 ff.
- ²⁵¹⁾ Prutz, a. a. O., S. 11.
- ²⁵²⁾ E. Tidick, Beiträge zur Geschichte der Kirchen-Patrozinien im Deutschordenslande Preußen bis 1525. ZEGV., Bd. 22 (1926), S. 412 ff.
- ²⁵³⁾ A. a. O., S. 441.
- ²⁵⁴⁾ Ziesemer, Nic. von Jeroschin und seine Quelle, S. 36 ff. S. 36—44.
- ^{254a)} Scr. rer. Pruss., Bd. 2, S. 397—411.
- ²⁵⁵⁾ Ziesemer, Nic. von Jeroschin und seine Quelle, S. 36 ff.
- ²⁵⁶⁾ Scr. rer. Pruss., Bd. I, S. 70.
- ²⁵⁷⁾ Scr. rer. Pruss. II, S. 6.
- ²⁵⁸⁾ Hrsg. von K. Helm, Bibliothek des Literarischen Vereins, Band 233 (1904).
- ²⁵⁹⁾ Beispiele für all das s. Ausgabe, S. LXXIII ff.
- ²⁶⁰⁾ S. Ausgabe, S. LXXXII.
- ²⁶¹⁾ Ausgabe, S. LXXVI und A. Hübner, Daniel, eine Deutschordensdichtung (Palästra CI 1911), 134—143.
- ²⁶²⁾ Ausgabe, S. LXXVIII.
- ²⁶³⁾ S. C. Kraus, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts (1894), VI.
- ²⁶⁴⁾ Die Marter der Brüder aus 2. Makkab. 7, nicht die Geschichte der Makkabäer, ist Gegenstand der von Schade, Geistliche Gedichte des Niederrheins, S. 366 herausgegebenen Dichtung. Eine verlorene Makkabäerdichtung des 14. Jahrhunderts wird im Hildesheimer Esra erwähnt (PBB. XIV, 124 ff.) V. 210. Eine gereimte Makk.-Dichtung erwähnt Vollmer, Materialien zur Bibelgeschichte I, 2, S. 114 ff. Wie fremd der Makkabäerstoff dem Mittelalter blieb, zeigt auch die Tatsache, daß in den sämtlichen von Schönbach herausgegebenen Predigten nicht eine einzige Stelle daraus zitiert oder besprochen wird.

²⁶⁵⁾ Perlbach, S. 23 ff.

²⁶⁶⁾ Vgl. auch S. 25.

²⁶⁷⁾ Von Luders Brüdern ist es ungewiß, ob sie dem Deutschen Orden oder dem Johanniterorden angehörten.

²⁶⁸⁾ Vergl. auch T. Herrmann (S. 24, Anm. 28).

²⁶⁹⁾ Hübner (s. Anm. 271), S. 85; — Krogmanns Einwände, Verfasser-Lexikon III, S. 224, sind durch die Erwägungen des Herausgebers schon von vornherein als gegenstandslos erwiesen. Eine wertvolle Beobachtung zu dieser Frage machte vor Jahren schon S. Singer. Er schrieb dem Herausgeber am 27. 5. 10 zur Bestätigung der Hypothese „daß Luther der Verfasser der Maccabäer sei. Luder scheint sich selbst versteckt zu nennen, was er sich trotz der affektierten Bescheidenheit 325 ff. doch nicht verkneifen konnte, in Vers 934: *ich armer, genannt ‚mit unru‘*, in dem er ‚Luder‘ von *ludem* ableitet, welches Wort er ja gebraucht (13596) und welche Etymologie nicht schlimmer ist als manche etwa in Heslers Apokalypse.“ — Zu solcher versteckter Nennung gibt es auch in sonstiger mittelalterlicher Dichtung Parallelen. So versteckt Otto, Bischof v. Freising 1184—1220, Verfasser des Laubacher Barlaam z. T. seinen Namen in den Wörtern von V. 16678: *er mac wol heizen Otto, / swie er ez wolde verholen sin; / er ist ein bischof also fri. / singen sullen wir nu sä / lop und alleluja . . .*

²⁷⁰⁾ S. Ausgabe, S. XCIV.

²⁷¹⁾ S. Hübner, Daniel eine Deutschordensdichtung (Palästra 101) Berlin 1911, und Hübners Ausgabe: Die poetische Bearbeitung des Buches Daniel: Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. XIX, 1911.

²⁷²⁾ Die Abfassungszeit der Postilla steht zwar nicht genau fest; da Nicolaus aber bereits 1291 Mönch war und 1340 starb, wird man sein Werk gewiß in die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts setzen dürfen.

²⁷³⁾ Das Kapitel ist in den meisten deutschen Bibelausgaben gekürzt, indem der Gesang der drei Männer im Ofen weggelassen oder besonders gedruckt ist.

²⁷⁴⁾ Über Parallelen zu Einzelnen seiner Deutungen s. Hübner a. a. O., S. 119, Anm. 1.

²⁷⁵⁾ S. Hübner, a. a. O., S. 146 ff.

²⁷⁶⁾ S. Glossar in der Ausgabe. — Zu *zuohalt* s. Maccabäer 10167 und Rosenhagen, AfdA. 45, S. 45.

²⁷⁷⁾ Über all das reichliche Zusammenstellungen bei Hübner, a. a. O., S. 134—143.

²⁷⁸⁾ S. Hübner, S. 22.

²⁷⁹⁾ S. Hübner, a. a. O., S. 148 ff.

²⁸⁰⁾ Hübner, a. a. O., S. 145 ff.

²⁸¹⁾ Hübner, a. a. O., S. 151 ff.; ZfdPh. 46, 479.

²⁸²⁾ Hübner, a. a. O., S. 143 f.; ZfdPh. a. a. O.

²⁸³⁾ Vgl. Helm, ZfdPh. 46, 445—450. — Dazu v. Dungern, Thronfolgerecht und Blutsverwandtschaft der deutschen Kaiser seit Karl dem Großen.

²⁸⁴⁾ Quellenuntersuchungen und Texte zur Geschichte der Heiligen Elisabeth, I. Über die *Dicta quattuor ancillarum sanctae Elisabethae*. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 34, S. 427—502.

²⁸⁵⁾ Herausgegeben von Mencken, *Scriptores rerum Germanicarum* II, S. 2007—2034.

²⁸⁶⁾ Hrsg. von Huyskens, *Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein* 86 (1908), S. 17—50. — Dazu K. Wenck, *Die Heilige Elisabeth* (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte 52). Tübingen 1908.

²⁸⁷⁾ Hrsg. von K. Kochendörffer, *Deutsche Texte des Mittelalters*, Bd. IX (1907). — Dazu G. Reissmann, *Tilo von Kulms Gedicht. Von siben ingesigeln* (Palaestra 99), Berlin 1910; Helm, ZfdPh. 46, S. 479. — W. Holz, *Ist die md. poetische Hiobparaphrase ein Werk des Tilo von Kulm?* Diss. Frkft. 1925.

²⁸⁸⁾ Beide gedruckt bei Kochendörffer, S. VII, das erste auch bei Ziesemer, S. 76.

²⁸⁹⁾ Gerechtigkeit, Wahrheit, Friede, Barmherzigkeit. Über die Parabel ist besonders zu vergleichen K. Heinzel, *Über den Mythos von den vier Töchtern Gottes*, ZfdA. 17, 43—51 (Exkurs zu dem ersten der von ihm ZfdA. 17, 1 ff. mitgeteilten geistlichen Gedichte). Dazu *Ergänzungen* ZfdA. 21, 414; 23, 184 ff.; 24, 389 ff.; 25, 128 f. — Dazu noch H. Luther, *Von Gottes Barmherzigkeit*. Diss. Frankfurt 1921.

²⁹⁰⁾ S. A. Hartmann, ZfdA. 23, 173—189. — Reissmann, S. 4—7.

²⁹¹⁾ Vers 4037 ff. war von den zwei Schwertern die Rede, *die uberein solden gen d. h. einig sein sollten*. Vgl. dazu oben S. 75.

²⁹²⁾ Anders in dem bildlichen Ausdruck *mins herzen gral* 4294.

²⁹³⁾ S. Reissmann, a. a. O., S. 125 ff. 142.

²⁹⁴⁾ Über diese Stilform vgl. a. a. O., S. 63, Anm. 168.

²⁹⁵⁾ Vgl. Reissmanns Formulierung, S. 92: „An Stelle der höfischen Strenge tritt eine ganz unhöfische Lässigkeit und Neigung zu schwülstiger Fülle.“

²⁹⁶⁾ Über diese alle s. Reissmann, S. 106—123.

²⁹⁷⁾ So Reissmann, S. 111 ff.

²⁹⁸⁾ Vgl. Anm. 287.

²⁹⁹⁾ Die hundert litauischen Wegeberichte, die in den *Scriptores rerum Prussicarum* II, S. 662—708 veröffentlicht sind, stammen erst aus der Zeit

nach 1384; sie beschreiben nicht solche Heerstraßen, sondern sind Aussagen landeskundiger Leute, die Erfahrung hatten über die Möglichkeit von Vormärschen in Gegenden, wo es an solchen ausgebauten Straßen fehlte.

³⁰⁰⁾ Hrsg. von T. E. Karsten, Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. XXI (1910). Dazu die alte Dissertation von W. Müller, Über die md. Paraphrase des Buches Hiob. Diss. Heidelberg 1883. Vgl. auch W. Holz (s. S. 111 und Anm. 287).

³⁰¹⁾ Hrsg. bei Migne, Ser. lat., Bd. 75, 509—1162; 76, 1—782.

³⁰²⁾ Nach V. 15538 müßte er schon 1331 begonnen sein, der zweite nach der Eroberung von Pelen. Die oben gegebenen Daten nach den Angaben in der Ausgabe (S. 254).

³⁰³⁾ a. a. O., S. 23 ff.

³⁰⁴⁾ a. a. O., S. 118.

³⁰⁵⁾ Vgl. Arm. Heinrich V. 1 f., Iwein V. 21 ff.

³⁰⁶⁾ S. S. 111 und Anm. 287.

³⁰⁷⁾ Hrsg. von S. D. Stirk, Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker, IV (1938), der Wettstreit der drei Jünglinge (V. 2580—2833) auch schon in *Medium aevum* 1936. Dazu E. Krebs, Diss. Marburg 1924.

³⁰⁸⁾ Die meisten Bibeln enthalten nur zwei Bücher. Das vierte Buch Esdra ist nicht übersetzt.

³⁰⁹⁾ Über die Herkunft dieser Geschichte s. Krebs, S. 158, Stirk, S. 4, wo sich weitere Literatur findet.

³¹⁰⁾ Der Vers bezieht sich darauf, daß die beiden anderen Pagen dem Wein, bzw. dem König die höchste Gewalt zuerkannt haben.

³¹¹⁾ Vgl. oben S. 62 f. die Abschlußformeln des Passionalis.

³¹²⁾ Vgl. die oben S. 97 gegebenen Verse Jeroschims.

³¹³⁾ Hrsg. von Wilh. Gerhard, Bibliothek des Literarischen Vereins Bd. 271 (1927). Dazu die ungedruckte Dissertation von Gerhard, Frankfurt 1921. — Steinger, Verfasser-Lexikon 2, S. 467—469.

³¹⁴⁾ S. Gerhard, S. LIII.

³¹⁵⁾ ZfdA. 79, 130—132.

³¹⁶⁾ Ausgabe S. LX f.

³¹⁷⁾ Zusammenstellungen bei Gerhard, S. LXIV f.

³¹⁸⁾ Vgl. E. Schröder, AfdA. 47, S. 187.

³¹⁹⁾ Auf ein Bibelwerk ähnlicher Zusammenstellung scheint ein von E. Schröder, ZfdA. 69, S. 300 f. gedrucktes Fragment des 14. Jahrhunderts zu deuten, wo die fünf Bücher Moses, Esra, Josephus, Daniel (*und andir wisagen*), David, Salomon, Judith, Ester, Machabäus genannt werden. Weiteres ist nicht bekannt. Beziehungen zum Orden sind nicht anzunehmen.

³²⁰⁾ Von den in erzählende Werke eingesprengten Partien lyrischen Charakters abgesehen.

³²¹⁾ Ph. Wackernagel, Kirchenlied II, 1053.

³²²⁾ Stammer, Verfasserlexikon I, S. 338.

³²³⁾ Scr. rer. Pruss. I, 282, 287.

³²⁴⁾ Krollmann, Das mittelalterliche Spiel von der heiligen Katharina in Königsberg. Altpr. Forsch. V (1928), S. 45—50.

³²⁵⁾ Erklärung der Preussischen Landtafel. 1594.

³²⁶⁾ Vgl. E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen. Königsberg 1854. Auch Neue Preuß. Prov.-Bl., Bd. X ff. (1850 ff.).

³²⁷⁾ Hrsg. von W. Ziesemer, Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Sonderreihe, Band 1. Halle 1930.

³²⁸⁾ Auch gedruckt von Karsten, S. XXI ff. in der Einleitung zum Hiob. Bei Ziesemer nur einmal gedruckt mit den abweichenden Lesarten der Wiederholung.

³²⁹⁾ Die Namen Saul und Kain sind nach mittelalterlicher Weise zweisilbig, Moyses dreisilbig zu lesen.

³³⁰⁾ Ausgabe, S. 252—290.

³³¹⁾ Hübner, a. a. O., S. 155 f.

³³²⁾ Vgl. W. Ziesemer, Studien zur mittelalterlichen Bibelübersetzung. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft V. 367—384.

³³³⁾ Vgl. E. Voss (Am. 13).

³³⁴⁾ Ziesemer, Einleitung S. VI, Anm. 2; Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft V. 2, S. 368. Z. B.: arbeitus, dinstbote, grunstein, hallekirche, hartherzig, hurengelt, kleiderkamer, menschenherz, reinlichkeit, wirbilwint, wirtschaftshus.

³³⁵⁾ Erkki Valli, Die Übersetzungstechnik des Claus Cranc. Diss. Helsinki (Annales Acad. scient. Fennica, Bd. LIX. Helsinki 1946. 283 Seiten.)

³³⁶⁾ Hrsg. von W. Ziesemer. Eine ostdeutsche Apostelgeschichte des 14. Jahrhunderts. Altdeutsche Textbibliothek Nr. 24. Halle 1927.

³³⁷⁾ a. a. O., S. 4 f. — s. auch K. v. Bahder, Zur Wortwahl in der frühnhd. Schriftsprache. Heidelberg 1923.

³³⁸⁾ Beispiele in der Ausgabe S. 13. Etwa 9, 3 *cum iter faceret* ‚und do er des weges wanderte‘ gegen Luthers *blassem* ‚und in dem er hin ging‘ (und Mentel: und do er macht den weg).

³³⁹⁾ Erkki Valli, Zur Verfasserfrage der Königsberger Apostelgeschichte. Helsinki 1947.

³⁴⁰⁾ Apostelgeschichte 27 in nautischer Beleuchtung und die ostdeutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, Berlin 1931.

³⁴¹⁾ Hrsg. von F. E. A. Campbell, Die Prosa-Apokalypse der Königsberger Handschrift 891 und die Apokalypse Heinrichs v. Hesler. Diss. Greifsw. 1912. Dazu Teilabdruck bei Behaghel, ZfdA. 22, 128—142. — Die von Thoma ZfdA. 72, S. 196—200 mitgeteilten Reste einer Apostelgeschichte und Apokalypse in Prosa haben mit den entsprechenden Werken der Ordensliteratur nichts gemein.

³⁴²⁾ Behaghel, S. 138 ff., wo noch eine größere Zahl gegeben ist.

³⁴³⁾ Vgl. H. Gumbel, Zeitschrift für deutsche Bildung, Bd. 13, S. 189 bis 198.

³⁴⁴⁾ Hrsg. von Frz. Pfeiffer, Stuttgart 1851 u. ö. Neue Ausgabe von W. Uhl, Der Frankfurter (Eyn deutsch Theologia), Bonn 1912; von Leitzmann, 1926 (= Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, hrsg. von Litzmann, Nr. 96). Vgl. ferner W. Uhl, Beiträge zur stilistischen Kunst der Theologia deutsch. Diss. Greifswald 1911.

³⁴⁵⁾ Abschließend über den Gottesfreund Ph. Strauch, ZfdPh. 39, 101—136.

³⁴⁶⁾ Über die Mystik des Frankfurters zuletzt: Chuzeville, Les mystiques Allemands du XIIIe au XIXe siècle (Paris 1935), S. 188—205.

³⁴⁷⁾ Es bestand von 1344 bis 1524; vgl. Grundmann, S. 46.

³⁴⁸⁾ S. K. Müller, Zum Text der Deutschen Theologie, Zeitschr. für Kirchengeschichte 49, 306—333. — E. Schröder, Die Überlieferung des ‚Frankfurters‘ (der Theologia deutsch). Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse. Neuere Philologie und Literaturgeschichte N. F. Bd. II, Nr. 1 (1937) und Selbstanzeige AfdA. 56, 134 f.

³⁴⁹⁾ Hrsg. von M. Toppfen, Scr. rer. Pruss. II, 179—396. — Dazu Hipler, ZEGV. 10, 297 ff. — S. Rühle, Altpr. Forsch. II, Heft 2, S. 59 ff. (1925).

³⁵⁰⁾ Vgl. Wetzer-Welte, Kirchenlexikon VI, 1713 ff.

³⁵¹⁾ *Super symbolum Apostolorum* 1399.

³⁵²⁾ Birgitta — nicht zu verwechseln mit der irischen Brigitte früher Zeit — geb. 1302 zu Finstadt bei Uppsala, Gattin des Ulf Gudmarson († 1344), dann geistlich, gab dem Kloster Wadstena am Wettersee eine Regel, die Urban V. im Jahre 1370 bestätigte. Sie starb 1373 auf einer Wallfahrt nach Jerusalem, ihre Leiche wurde (wohl über Danzig) nach Wadstena gebracht; 1391 wurde sie von Papst Bonifatius IX. heilig gesprochen. Im Laufe der Zeit gab es in verschiedenen Ländern etwa 75 Birgitten-Klöster, stets Männer- und Frauenklöster vereinigend. Sie schrieb acht Bücher *Revelationes*, gedruckt 1492. — Vgl. Binder, Die heil. Birgitta von Schweden und ihr Klosterorden, München 1891; Brinkmann, Den hellige Birgitta, Kopenhagen 1893.

³⁵³⁾ Vgl. A. Schleiff, Die Bedeutung Johans von Marienwerder für Theologie und Frömmigkeit im Ordensstaat Preußen, Zeitschr. für Kirchengeschichte 60 (1941), S. 49 ff., bes. S. 57 ff.

³⁵⁴) Gut orientiert darüber M. Toeppen, Scr. rer. Pruss. II, 179 ff. Ebenda S. 350—374 auch einige Textproben.

³⁵⁵) Jetzt hrsg. von Toeppen, a. a. O. 197—350.

³⁵⁶) Steffenhagen a. a. O., S. 573. — Herrmann, Altpr. Forsch. 12, 232 ff. 1935 (s. oben Anm. 28).

³⁵⁷) Ziesemer, Catena aurea. Altpr. Forsch. 19 (1942), 187 ff.

³⁵⁸) Ziesemer, Marienburger Ämterbuch, S. 124 f.

³⁵⁹) Großes Ämterbuch, S. 35, 39 (1437).

³⁶⁰) a. a. O. S. 332.

³⁶¹) Middle High German Translation by Thomas Aquinas by Morgan and Strothmann. Stanford, California 1950. Vgl. auch M. Grabmann, Mittelalterliches Geistesleben I (1926), S. 432—439.

³⁶²) Vgl. darüber Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur III, S. 632 ff.

³⁶³) *De moribus hominum et de officiis nobilium super ludo scaccorum*. Hrsg. von Köpke, Brandenburg 1877.

³⁶⁴) Die Königsberger Dissertation von E. John (1933) über die Sprache des Schachbuchs und sein Verhältnis zu seiner Quelle ist nicht erreichbar.

³⁶⁵) Germanica (E. Sievers zum 75. Geburtstag, 1925), S. 402—444.

³⁶⁶) *Kreczmer* ist im 14./15. Jahrhundert im Ordensland die übliche Bezeichnung für Krüger; später schwand es und ist nicht mehr gebräuchlich. — Wichtig ist, daß *greniczin*, wie der Reim zeigt, noch mit dem echten polnischen Akzent gebraucht ist.

³⁶⁷) Hrsg. von L. F. Benedetto, *Marco Polo, Il Milione*, (Comitato geografico nazionale italiano, Pubblicazione Nr. 3), Florenz 1928.

³⁶⁸) Über die Geschichte des Textes gibt jetzt Benedetto einen guten Überblick.

³⁶⁹) Hrsg. von E. Horst von Tschärner, *Der mitteldeutsche Marco Polo* (Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 40), Berlin 1935. — Dazu G. Thiele, AfdA. 55, S. 182—185.

³⁷⁰) Vgl. Thiele, AfdA. 55, 183 ff.

³⁷¹) Vgl. Pote, Steckling, Frischbier II, 172.

³⁷²) Ziesemer, Preuß. Wörterb. I, 375.

³⁷³) Mbg. Tresslerb. S. 36 (1399). Gr. Ämterb. S. 259 (Ragnit 1379).

³⁷⁴) Hrsg. von H. Menthal, Leipzig 1886. Vgl. H. Roedder, *Zur Geschichte des Vermessungswesens Preußens, besonders Altpreußens, aus der ältesten Zeit bis in das 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1903.

³⁷⁵) K. Grässner, *Komposition und Quellen von Jörg Stulers Historienbuch*. Diss. Marburg 1931.

³⁷⁶⁾ Vgl. E. Thiede, Studien über das Buch von Troja I—II, Diss. Greifswald, 1906. — Grässner, S. 14 ff.

³⁷⁷⁾ J. Schmitz, Die ältesten Fassungen des deutschen Romans von den Sieben weisen Meistern. Diss. Greifswald 1904. — Grässner, S. 20 ff.

³⁷⁸⁾ Vgl. Westenholz, Die Griseldissage in der deutschen Literaturgeschichte, Heidelberg 1888; K. Schroeder, Mitteilungen der deutschen Gesellschaft V, S. 7. — Grässner, S. 41 f.

³⁷⁹⁾ a. a. O., S. 39 ff.

³⁸⁰⁾ a. a. O., S. 42—57.

³⁸¹⁾ Vgl. S. Hirsch, Das Alexanderbuch des Joh. Hartlieb, Diss. Berlin 1908; H. Poppen, Das Alexanderbuch Joh. Hartliebs und seine Quelle, Diss. Heidelberg 1914. — R. Benz, Die deutschen Volksbücher 6 (1924).

³⁸²⁾ Grässner, S. 94 ff.

³⁸³⁾ Hrsg. v. J. Seemüller, Mon. Germ., Deutsche Chroniken, Bd. V, 1. 2. (1890, 1893).

³⁸⁴⁾ Grässner, S. 92 ff.

³⁸⁵⁾ Gesammelt sind die im Orden entstandenen historischen Werke in den *Scriptores rerum Prussicarum* (s. Anm. 15).

³⁸⁶⁾ Hrsg. von M. Perlbach, Halle 1890.

³⁸⁷⁾ Scr. rer. Pruss. I, 220—227.

³⁸⁸⁾ Scr. rer. Pruss. V, 169—192.

³⁸⁹⁾ Er war 1202 durch den Bischof Albert von Riga gegründet, 1204 von Papst Innocenz bestätigt; er eroberte Livland und Estland für den Bischof von Riga und erhielt seit 1207 ein Drittel als eigenen Besitz. Später sinkt seine Macht. Nach der Vereinigung mit dem Deutschen Orden ist der Landmeister in Riga Gebieter der Schwertbrüder.

³⁹⁰⁾ Scr. rer. Pruss. V, 168—172 (Heldrungen); 153—172 (Hermann von Salza).

³⁹¹⁾ Schirren, Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Bd. II, 260 ff.

³⁹²⁾ Vgl. H. Grundmann, Altpr. Forsch. 18, S. 31, Anm. 69.

³⁹³⁾ Heldrungen zwischen Schmücke und Schrecke, unweit der Unstrut, Langensalza an der Unstrut, nördlich von Gotha.

³⁹⁴⁾ Der Litauer, hrsg. durch Meister Seppen von Eppishusen, einen fahrenden Schueler (d. i. Pseudonym für Jos. Frhr. v. Lassberg). Konstanz 1826. — Dazu C. Rassek, ‚Der Litauer‘ und ‚Die Königin von Frankreich‘, zwei Gedichte von Schondoch. Diss. Breslau 1899; H. Heintz, Schondochs Gedichte, untersucht und herausgegeben (Germanistische Abhandlungen 30) Breslau 1908.

³⁸⁵⁾ Hrsg. von Frz. Pfeiffer, Bibliothek des liter. Vereins, Bd. 7, (Stuttgart 1840); von Leo Meyer, Paderborn 1876. Dazu Leo Meyer, Zur livländischen Reimchronik, ZfdPh. 4, 407—444; K. Lindner, Zur älteren Livländischen Reimchronik, Diss. Leipzig 1891; Paul Ecke, Die livländische Reimchronik. Diss. Greifswald 1910 (Controverse darüber in den Sitzungsberichten des Vereins für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen 1910, S. 201 ff., 1911, S. 4 ff.); Werner Meyer, Stilistische Untersuchungen zur Livländischen Reimchronik. Diss. Greifswald 1912.

³⁸⁶⁾ Über ein älteres livländisches Geschichtswerk, das nur von der Zeit vor dem Eingreifen des Deutschen Ordens handelt, s. die Literatur bei Potthast I, S. 583 f.; vgl. E. Strehlke, Scr. rer. Pruss. I, S. 625. Der Verfasser, früher als Heinrich der Lette bezeichnet, war ein in Lettland wirkender Graf von Loon, aus Westfalen stammend.

³⁸⁷⁾ Hrsg. M. Toeppen, Script. rer. Pruss. I, S. 1 ff.

³⁸⁸⁾ Ph. Funk, Zur Geschichte der Frömmigkeit und Mystik im Ordenslande Preußen. Kultur- und Universalgeschichte, Festschrift für W. Goetz (Leipzig 1922), S. 67 ff.

³⁸⁹⁾ a. a. O., S. 71.

⁴⁰⁰⁾ Es stand vielleicht in etwas anderer Bedeutung schon in Heslers Evang. Nicodemi; s. dort die Anmerkung zu V. 908.

⁴⁰¹⁾ Hrsg. von E. Strehlke, Script. rer. Pruss. II, 423—428. Dazu J. Voigt, Neue Preuß. Provinzialblätter, 3. Folge, Bd. 7, S. 329 ff. (1861); Steffenhagen, ZfdA. 13, S. 561.; W. Ziesemer (s. Anm. 403), S. 20 ff.

⁴⁰²⁾ Hrsg. von M. Toeppen, Scr. rer. Pruss. I, S. 235 ff.

⁴⁰³⁾ Hrsg. im Auszug von Frz. Pfeiffer, Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Ein Beitrag zur md. Sprache und Literatur. Stuttgart 1854. Vollständig von E. Strehlke, Script. rer. Pruss. Bd. I, S. 291—648. Dazu W. Ziesemer, Nic. von Jeroschin und seine Quelle, Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XXXI, Germanische Abteilung Nr. 18, Berlin 1907. Vgl. E. Schröder, AfdA. 32, 47 ff., K. Helm, ZfdPh. 41, S. 71 ff.

⁴⁰⁴⁾ Vgl. S. 49 f. 85.

⁴⁰⁵⁾ Vgl. auch G. Hofmann, Über das religiöse Leben der Deutschordensritter auf Grund ihrer Dichtung, Diss. Frankfurt 1925.

⁴⁰⁶⁾ Wir verdanken dem einen Reimbeleg für den Dativ des nach neuhochdeutscher Weise flectierten Possessivpronomens der dritten Person *irme* : *schirme*.

⁴⁰⁷⁾ Preuss. Sammlung, Bd. II, S. 69 ff.

⁴⁰⁸⁾ Einleitung zur Ausgabe, S. XXXIV f.

⁴⁰⁹⁾ Bernh. Schmid, Die Inschriften des deutschen Ordenslandes Preußen bis zum Jahre 1466 (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesell-

schaft; 11 Jahrg. Geisteswiss. Klasse, Heft 3, Halle 1935). — Dazu Ziesemer, Zeitschr. f. deutsche Mundarten 12, S. 127 ff., Panzer, AfdA. 55, S. 42 ff.

⁴¹⁰⁾ W. Ziesemer, Deutsche Inschriften in der Marienburg, ZfdA. 47, S. 280 ff.

⁴¹¹⁾ Steinbrecht, Schloß Lochstedt, 8. S. 22.

⁴¹²⁾ Hrsg. von E. Strehlke, Script. rer. Pruss. II, S. 1—8.

⁴¹³⁾ C. Steinbrecht, Landmeisterzeit, S. 107, Anm.

⁴¹⁴⁾ Hrsg. von T. Grieshaber, Rastatt 1850. — Dazu Helm, Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte (Braune Festschrift, 1920), S. 239 bis 254, wo auch die weitere Literatur zu finden ist.

⁴¹⁵⁾ Beispiele a. a. O., S. 242 f.

⁴¹⁶⁾ Konst. Höhlbaum, Johann Renners livländische Historien. Diss. Göttingen 1871; derselbe, Die jüngere livländische Reimchronik des Bartholomäus Hoeneke, Leipzig 1872. — Vgl. Steinger, Verfasser-Lexikon II, S. 484 f.

⁴¹⁷⁾ Beispiele in der ersten Schrift Höhlbaums. S. 15 ff. In der zweiten S. XIX, Anm. 3.

⁴¹⁸⁾ Hrsg. von Th. Hirsch, Script. rer. Pruss. II, S. 429—662; IV, 1—8; die später in Ottobeuren gefundenen von H. Thoma, ZfdA. 74, S. 39—45.

⁴¹⁹⁾ Hrsg. v. Th. Hirsch, a. a. O., S. 453 ff.

⁴²⁰⁾ Wenigstens bezieht sich der Übersetzer auf die Fällung der Donar-eiche durch Bonifatius.

⁴²¹⁾ Seinen wirklichen Namen deutet er einmal durch die Buchstaben C. G. an, was Hirsch als *Conradus* oder *Carolus Geismarensis* deutet. Thoma nennt ihn Conrad Ghesselen. — Von dem selben Mann gibt es auch von Jeroschins Chronik eine Übersetzung ins Lateinische, die neben dem Original für uns belanglos ist; sie könnte höchstens weitere Anhaltspunkte dafür geben, wie der Übersetzer vorgegangen ist. — Vgl. über den Übersetzer M. Perlbach, Altpreuß. Monatsschrift 32 (1895), S. 411—424.

⁴²²⁾ Hrsg. von Th. Hirsch, Scr. rer. Pruss. I, S. 649 ff.

⁴²³⁾ Hrsg. von E. Strehlke, Scr. rer. Pruss. II, S. 21—116.

⁴²⁴⁾ Hrsg. von M. Toeppen, Scr. rer. Pruss. I, S. 272—290.

⁴²⁵⁾ Tresslerbuch, S. 524.

⁴²⁶⁾ Hrsg. von E. Strehlke, Script. rer. Pruss. III, 13 ff.

⁴²⁷⁾ So M. Toeppen, Geschichte der preussischen Historiographie (Berlin 1853), S. 38.

⁴²⁸⁾ Die auf Preußen bezüglichen Abschnitte dieser beiden Werke sind neben dem Text Johanns v. Posilge herausgegeben von E. Strehlke, Scr. rer. Pruss. III, S. 57—316.

⁴²⁹⁾ S. Meyer, Altpr. Mon., Bd. 44 (1907), S. 112 ff.

⁴³⁰⁾ Vgl. J. Müller-Blattau, Die Erforschung der Musikgeschichte Ostpreußens. Altpr. Forsch. III, Heft 1 (1926), S. 70—108.

⁴³¹⁾ Tresslerbuch, S. 476.

⁴³²⁾ Vgl. Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia, Bd. 24 (1923), S. 85.

⁴³³⁾ Vgl. Joh. Voigt, Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft in Preußen. Königsberg 1823.

⁴³⁴⁾ Script. rer. Pruss. III, S. 48.